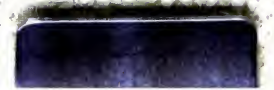
Wildlinge

Peter Rosegger


UNIVERSITY · WISCONSIN
LIBRARY





Wildlinge.

Von

Peter Rosegger.

Achtes Tausend.



Leipzig,
Verlag von L. Staackmann
1906.

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Inhalt.

Vorwort.

Es war einmal ein kleiner Vogel. Der flog über Berg und Tal, und in der Freude am Fliegen verlor er sich manchmal weit hinaus. An vielen Orten, wo man sich's nicht versah, hörte man ihn zwitschern, pfeifen und singen. Die Vogelforscher aber waren nicht im Reinen darüber, was es für ein Vogel sei. Er nestete sich gern in Bauerngehöften ein und umflatterte die Giebel und Kirchtürme — war's eine Schwalbe? Er war gern auf blumigen Fluren, in reifen Kornfeldern und ließ kurz und scharf seinen Schlag ertönen — war's eine Wachtel? Er schwang sich in die Himmelsbläue auf und drällerte sein frohes Lied — war's eine Lerche? Dann wieder saß er auf den Dächern und schnatterte mit großen Gebärden längst Bekanntes — war es ein Spatz? — Die Gelehrten wollten ihn abfangen und in das richtige Fach des literarischen Vogelkäfigs einkasteln. Aber der Vogel pfiff und flatterte ihnen davon. Denn sein Sinn stand nach Freiheit, nach Luft und Licht und nach dem sonnigen Gottesfrieden des Himmels. Und eines Tages spannte er weit seine schma-

len Flügel, schwang sich den Höhen zu und sang in Herzensfreude ein heiliges Lied. Nun hausten aber hoch im Himmel zwei Adler, die sich gegenseitig immer mit Krallen und Schnabel zerzausten, weil jeder den ganzen Himmel für sich allein haben wollte. Als sie aber den kleinen kecken Eindringling sahen, vereinigten sie sich sofort gegen ihn zum Kampf, unter dem Vorwand, daß sein schrilles Pfeifen ihren Himmelsfrieden störe. Wer sich erinnert, wie des Waldpoeten himmelfrohes Jesubuch von der katholischen und der protestantischen Theologie zugerichtet worden ist, der versteht das Gleichnis. — Nun, der Vogel ist dann lustig zwitschernd wieder in sein Waldland geflogen.

Zur selben Zeit tauchte in jenen Gegenden, wo die Almen und die Wälder, die Felsen und die Gletscher, die wilden Wetter, die wilden Tiere und die Menschen-Wildlinge sind, der alte Spielmann auf. Immer wieder kehrt er zu den Wildlingen heim, bei denen er freilich nicht minder das Lied von ewigen Dingen singt, nur in rauherer Art und mit größerer Unbefangenheit. Der Wildlinge aber, die sich bald wieder scharenweise um ihn versammeln, sind zweierlei. Wilde Menschen und wilde Poesien. Wilde Menschen, dazu gehören auch jene derben, einfältigen, heiter-schalkhaften und gutmütigen Gestalten aus Wald und Gebirge, die sich eigentlich nur deshalb Wildlinge schelten lassen müssen, weil ihnen noch keine Buchstabenbildung die natürliche Charakterbildung, keine spitzfindige Weisheit den Hausverstand zerstört hat, und weil sie der Väter Sitte noch nicht ver-

schachert haben gegen falsches, unsinniges Zeug. — Wilde Poesien, das sind diese Erzählungen und Schildereien, bei denen der Verfasser hübsch plan- und zuchtlos verfahren ist. Nicht etwa zuchtlos in dem Sinne, wie es meine Gegner wünschten, um vor dem unzüchtigen Schriftsteller warnen zu können, sondern ohne viel ästhetische Zucht und ohne Künstelei in der literarischen Form. Wenn es mir nur gelang, das was ich meinte, klar auszusprechen, dann war ich schon zufrieden.

So ungefähr ist der Titel gemeint. Mir behagt es, unter den Wildlingen selber einer zu sein. Denn was ich bin und habe, kommt mir von Mutter Natur. Den schöngeistigen Schulmeistern verdanke ich nichts, als zeitweilige Entmutigung. Ihre Theorien wirken zumeist verwirrend und hemmend auf den Schaffenden. Ihre Hauptaufgabe ist, zu registrieren, zu archivieren, und da erleben sie gerade an mir Ärgernis. Diese Gelehrten sind sich nämlich noch immer nicht einig, wohin sie mich tun sollen, oder wo es mit mir hinaus will. Schreibe ich ohne literarische Dressur dreist wie ich fühle und denke, wie der Schnabel gewachsen ist, so raten sie mir Grammatik, Leitfäden der Geschichte, der Philosophie, der schönen Künste und allerlei sonstige Lehrbücher an. Halte ich mich aber einmal fein gelehrig nach ihren gelehrten Ästhetiken oder befasse mich gar mit Angelegenheiten des großen Geistes- und Weltlebens, so bedauern sie, daß ich nicht bei meiner „ursprünglichen, natürlichen Art“ geblieben sei. Auf jeden Fall bin ich ein unverbesserlicher Wildling.

In jener ersten Zeit meines Lernens sagte jemand zu mir: Laß' dich bilden, aber laß' dich nicht verbilden. Wie hoch gebildet müßte man da schon vorwegs sein, um stets zu erkennen, wo die Bildung aufhört und die Verbildung anfängt! Ich hoffe aber doch, daß einer, der jetzt meine vierzig Bände durchsieht, wird sagen können: Trotz allem — untreu ist er sich nicht geworden. Denn dieser letzte Band gehört in das Fach des ersten. Wenn ich mich selber noch heute gern den „Waldbauernbuben" nenne, so geschieht es, um immer wieder daran zu erinnern, mit welchem Maßstab meine Schriften zu messen sind — ästhetisch mit dem kleinen, ethisch mit einem größeren.

Somit schließe und beginne ich mit der Widmung: Dem Kritiker das Vorwort, dem Leser das Buch.

Sommer 1905.

Der Verfasser.

Ein Lied von ewigen Dingen.

Endlich bin ich da. Da, wo ich schon lange sein wollte, weil mich hier niemand findet. Und das erste, was ich hier tue, ist, es der Welt hinauszuschreiben, wo ich bin.

Freilich mit Sicherheit, daß sie, die es lesen, mich allein lassen werden. Denn sie müßten — um hierherzukommen — abweichen von der schönen, breiten Straße, die man mit dem Dampfwagen befahren kann, oder mit dem Selbstwagen, oder mit dem Rade, oder mit flinken Rößlein. Sie müßten einen steinigen Weg durchs Seitental hinauf suchen, aber endlich auch von diesem abweichen, um einen schmalen Fußsteig zu betreten, der sehr ruppig und holperig ist. Und auch auf diesem holperigen Fußsteige dürften sie nicht immer fortgehen, dürften nicht über die schöne Bergwiese hin zur Sennhütte, sondern müßten den Hang emporklettern, gerade dort, wo er von wildestem Schlinggebüsche bewuchert ist. Dann müßten sie über abhängige steinige Platten kriechen, die feucht und schlüpfrig sind und müßten hinter dem Grate über Geröll niederfahren, daß die Schuhnägel Funken sprühen, weil es wohl schon dunkel wird. Dann müßten

sie einen tiefschluchtigen Wildbach übersteigen, der so weiß wie Milch an den schwarzen Steinen zerschellt — und mehr Wasserfall ist, als Bach. Der Sturm hat einen Baumstamm darüber hingeworfen, an dem stellenweise noch die Rindenfetzen hängen und aus dessen Splint der Moder rieselt, wenn der darauftretende Menschenfuß ihn erschüttert. Der Steg ist kirchturmhoch über dem Wasser, und aus dem Hange des Abgrundes ragen Lärchen- und Birkenwipfel herauf. Über diesen schiefen Steg müßten sie hinangehen bis ans andere Ufer, um dann an einer senkrechten Wand zu stehen, die zur Rechten in den wilden Bach stürzt, zur Linken etliche Steinvorsprünge hat, die der Ungeübte nur in der Nacht erklettern kann; am Tage würde ihn der Schwindel in den Abgrund ziehen. Die Höhe erklommen, müßten sie endlich das unendliche Geflechte eines Knieholzurwaldes durchbrechen, am besten kriechend wie Nattern unter dem nadeligen Gefilze hin, oder mit dem Beil eine Gasse hauend, die in kurzem wieder verwachsen und verloren ist.

Wäre das alles überwunden, dann stünden sie auf einer weiten Hochebene, auf der die glatten grünen Matten hingelegt sind mit ihren leuchtenden Blumenteppichen. Nach der einen Seite hin wird die Hochebene begrenzt von einem weißen Felsenriffe, über dem manchmal das Silberblättchen eines Geiers kreist; nach der anderen Seite hin schließt ein dunkler zackiger Streifen den sonnigen Plan. Dieser Streifen ist mein verknorpelter Kruswald. Er hat ganz niederes Bestände, aus dem viele dürre Wipfelspitzen aufragen;

an manchen dieser knochenfarbigen Spitzen hängen noch einige Astfetzen, alle nach einer Seite hin. Auch im Winde bleiben diese Gewipfel starr und regen sich kaum. Wenn man durch den Wald geht und sein vermoderndes Gefälle überklettert und seine Sümpfe durchschreitet, ohne darin stecken zu bleiben, so kommt man auf einen Anger, der rings von dem ruppigen Kiefergeziерm umgeben ist. Aus dem spärlichen feinen Grase des Angers stehen da und dort weiße Steinrücken und Platten hervor, die von Wasser und Eis stumpf und glatt geschliffen sind.

Auf einer dieser Platten nun liege ich, wenn sie nicht zu heiß ist, und lasse die Sonne auf mich niederscheinen; und wenn die Wipfel der Umgebung gar so weich summen und rieseln, ohne daß ein Lüftchen an meinen Körper stößt, dann schlummere ich wohl auch ein und werde erst wieder wach, wenn die Dohlen kreischen und über dem schwarzen Gezacke der kühle Mond steht. Dann erhebe ich mich, gehe zwischen den Stämmen hin, trete auf die weißen Blätter und Sterne, durchbreche die weißen Spangen des Mondlichtes und komme zur Hütte.

Dieser ganze Weg dahin ist demnach so reichlich mit Gefahren geziert, daß die Touristenleute sofort aufbrechen würden nach demselben — wenn ich nur erst sagen wollte, in welchem Lande die Gegend liegt. Und das sage ich nicht. Dieser Brief wird neun Stunden davon nicht in den Postkasten geworfen, sondern in die „Ambulanz" eines Eisenbahnzuges getan, damit auch der Poststempel kein Verräter werden kann. Ich

habe bei der Teilung der Erde die Einsamkeit abbekommen und wehre mich um mein Teil.

Des Morgens, wenn ich aus der Hütte trete, bringt mir die Flora ein Ständchen. Die Alpenblumen aller und aller Art sind in Scharen versammelt, um mir eine wunderbare Farbensymphonie vorzuschweigen. Und wenn ich dann dreißig Schritte hinaustrete über den weichen, lieblichen Garten, darf ich den einunddreißigsten Schritt nicht mehr machen, oder ich liege siebenhundert Meter tief unten in Schutt und Schnee. — Es ist also ratsamer, auf dem hohen Rande stehen zu bleiben und hinauszuschauen in die Landschaft, die von Stufe zu Stufe niedersinkt — von den Wänden zu den Almkaren, von diesen zu den Waldbergen, von diesen zu dem Hügelgelände, das in blauer Ferne sich in unermeßlichen Ebenen verliert. Dort unten sind die Menschen mit ihrer Welt und da heroben ist auch einer mit der seinen. Der Unterschied ist eigentlich so gering, daß beide Welten bloß wie durch einen Heckenzaun voneinander geschieden zu sein scheinen — und welch ein Bereich von Wüsten und Schrecknissen liegt dazwischen!

Die Hütte ist seinerzeit für Gemsjäger gebaut worden, aber sie steht zu hoch über den Wänden und der Gemsen Tanzboden ist bekanntlich weniger wagrecht als senkrecht. Das Ding war zu sehr Wolkenkuckucksheim geworden, und da hatte der Jagdherr gemeint, für Poeten. — Aus den Holzschlägen kommt jeden zweiten Tag ein Mann herauf mit Milch, Brot, Eiern und Salz; allemal eine halbe Stunde bleibt er

bei mir, um Küche und Stube instand zu setzen — somit ist das Dasein wieder für eine Weile gesichert. Ich vermisse wenig, aber nichts weniger als die Leute. In den ersten Wochen hatte ich den Mann noch ausgefragt, wie es hergehe unten in der großen Welt der Holzknechthütte, heute brauche ich auch das nicht mehr zu wissen. Nichts vermisse ich als das Wasser. Unter einem Stein sickert zwar ein Brünnlein hervor, aber so leise, daß ich's oft nicht verstehen kann, was es sagt. Eine Gegend, die kein Wasserrauschen hat, ist eine taubstumme Person. Allerhand Gesten mag sie machen, aber so recht vom Herzen zum Herzen geht sie nicht. Durch den Mangel des Wasserrauschens verliert man beinahe mehr, als man durch den Mangel des Leuteplauschens gewinnt. Es gibt einige Menschen, die sich in Leutegesellschaft nur halb empfinden, die erst ganze Menschen werden, wenn sie mit sich allein sind. Aber auch solche müssen ein äußeres Lockmittel haben, um den ganzen Menschen aus sich hervorzuwinken. Der Vogelsang, der Gemsenpfiff, der Hirschenschrei vermag's nicht immer, das sind persönliche Angelegenheiten dieser Tiere. Hingegen die lebendigen Laute lebloser Dinge führen wieder eine Sprache, die dem Menschen unter Umständen mehr sagen kann, als die, so von seiner Zunge kommt.

Wenn aber hier oben das Wasser schweigt, so reden die Lüfte. Die Lüfte mit ihrem weichen Säuseln im Gewipfel und ihrem Brausen in den Stämmen, mit ihrem Pfeifen in den Riffen und ihrem Stöhnen in den Felskaminen, mit ihrem Rollen in

den Karen und ihrem Tosen an den Kämmen — die Lüfte mit ihrem ungeheuren Klagelied, wenn der Sturm sie niederwirft in Kessel und Schluchten — sie haben die Sprache des Weltgerichts. Der schmetternde Blitzschlag ist das Geräusch eines brechenden Stäbchens im Vergleich zu dem ungeheuerlichen Laute des Orkans auf hohem Berge. Er ist mit gar nichts zu vergleichen, als mit sich selbst, und wess' Ohr nie unter seiner Macht gezittert hat, der weiß es nicht, was ich meine.

Da kam in einer Nacht — es war nach mehreren feuchtlauen Tagen — ein Gespenstchen an meiner Hütte vorbeigehuscht; ganz leise ächzte ein Fensterbalken, weiter nichts. Dann war es so still, daß ich in der Wand den Holzwurm nagen zu hören glaubte. Das Volk sagt, das wäre die Totenuhr, oder das Totenmannl, und wo es sich anmelde, da — müsse man bald dran glauben. Ich glaubte aber nicht dran, sondern schlief linde ein. Da quixten die Fensterbalken, mehrere auf einmal, und sie quixten das zweitemal, einer begann in seinen Angeln zu rütteln, an die Tür ein dumpfer Schlag. Ich machte Licht, die Flammenlanze der Kerze legte sich seitwärts, bog sich nieder wie ein Haken. Vom Tisch tanzte ein Blatt Papier empor. Aber es ist doch alles gut verschlossen. Die glattgefügten Holzwände sind doppelt und als Zwischenlage ist eine festgestampfte Schicht von Bergheu, ferner haben sie eine Verschalung nach außen und eine nach innen. Die Fenster haben zweifache Verglasung und dicke Balken. Die Decke hat zwei Block-

schichten und ein doppeltes Schindeldach. Die Dielen des Fußbodens aus mächtigen Blöcken, zwischen denen man kaum eine Fuge sieht. Woher also der Wind, der durch die Stube ging? Aber draußen gab's ja Musik. Weibliche Chöre mußten es sein, die da sangen. Oder war es verhaltenes Weinen, oder das erschreckte Aufschreien einer geängstigten Kinderschar? Oder war es der Todesschrei einer Menschenmenge, die in lichterloh brennender Halle eingeschlossen ist? Plötzlich fast still, dann wie das Dröhnen einer tiefen Orgel, hernach ein Pfeifen, als sausten tausend Riesenpeitschen durch die Luft. Und dann kam der Schlag. Weiterhin auf der Hochebene liegen hausgroße Felsblöcke, ein solcher Block, meinte ich, müsse herangerollt und an die Hütte gestoßen sein. Mich schleuderte es fast aus dem Bette und der Grund schien erschüttert, so daß der Bau einige Augenblicke beinahe schwankte. Dann Ruhe, nur das gleichmäßige Brausen eines fernen Stromes. Ich kleidete mich an, um hinauszugehen und nachzuschauen, was geschehen war. Ich schob von der inneren Tür den hölzernen Querbalken weg, ich sperrte das Eisenschloß auf und öffnete. Als ich dann auch die äußere Tür aufmachen wollte, ging das nicht. Sie war von außen verrammelt, oder es stemmte sich eine Anzahl Männer mit Achseln und Rücken dagegen. Durch einen plötzlichen Ruck gelang es mir doch, die Tür hinauszutauchen, in demselben Augenblick wurde ich in die Kammer zurückgeschleudert und die Gewandstücke, die an der Wand gehangen, die Hafen und Teller, die

auf der Stelle gestanden, die Wandbilder, die Bücher, wirbelten über mich umher. Bei einem letzten Auflohen der Kerze sah ich noch, wie die Bettdecke durch die Stube flatterte, dann war es dunkel, und ununterbrochen brandete und wirbelte es um mich, als würde alles im Strom mit fortgerissen. Der Sturm war in der Stube; durch die Tür hereingefahren, hatte er vor Wut stöhnend und heulend auch von diesem kleinen Raum, der ihm verschlossen bleiben wollte, Besitz ergriffen. Immer wieder raffte ich mich auf und versuchte, die Tür zuzuwerfen, immer wieder wurde ich hingestreckt. Im Winkel hinter der Ofenmauer kauerte ich und war neugierig, was nun geschehen würde. Nichts anderes zu erwarten, als die Behausung würde bersten und die Trümmer mit allem, was drum und dran, würden in den Himmel aufflattern wie dürres Laub im Herbstwind. Über der Herdgrube war eine Pfanne gestürzt gewesen, ich stieß zufällig an den Stiel, sie flog auf, die Asche sprühte hin, und Funken darunter, so daß mein Gedanke noch war: das wird ein Fanal, das sie im ganzen Lande sehen! Dann verlor ich mich. — — Ob es mehr war, als ein Schlaf, das weiß ich nicht, aber als ich erwachte, war mir ganz wohl, ich lag hinter dem Ofen, und zur offenen Tür schien ein blasses Taglicht herein auf die Wirrnis. Nicht genug, daß da alles durcheinandergeworfen, war die Hütte voll von Sand, dürrem Gezweige und anderem Wust, den der Sturm hereingewirbelt hatte. Die Luft war still und starr und lautlos. Als ich daran ging, die Fensterbalken

zu öffnen und Ordnung zu machen, flatterte aus der Tischecke ein schwarzes Ungeheuer auf, schoß an den Wänden umher, bis es den Ausweg fand. Eine Dohle, die der Sturm hereingeworfen, oder die selbst Schutz gesucht hatte in meiner Behausung. Zu meiner großen Verwunderung stand die Hütte unversehrt, aber zwischen der Zimmerung und dem Steingrund waren große Fugen und Spalten, mir ein Zeichen, daß der Bau tatsächlich gelockert und emporgehoben worden war. Der Himmel war trüb und zerrissen, die verknorrten Zwergbäume standen starr und ungebrochen da, nur das dürre Astwerk war herabgeschlagen und bedeckte den Boden. Wenige Stämme waren gebrochenes Holz, zu dem alten moderigen Gefälle frisches legend. Die Luft schnitt kalt an meine Wangen. An den Rand ging ich hin und schaute hinab. In der Tiefe lagen langgestreckte, schmutziggraue Nebelwulste, die weit ins Land hinauslangten. Zwischen diesen Wulsten schimmerte lichtes Weiß hervor, das ich anfangs auch für Nebel hielt, das aber etwas anderes gewesen ist.

Als in der Hütte alles instand gesetzt war, mit Ausnahme eines zerbrochenen Fensters, und als im Ofen Feuer brüllte, saß ich da und sann einmal nach über die Gewalt dieser Nacht. Ich fühlte mich wunderlich bewegt und getragen, und plötzlich kam's mir an: das ist ein Lied gewesen! Ein Lied von ewigen Dingen. Eins, wie es schon lange in mir war, wie es mich gedrückt hatte und wie ich es doch nicht zu heben vermochte. Jetzt war es frei und leicht in mir,

das Lied war gesungen, das in menschlichen Worten Unfaßbare war ausgesprochen worden. Ich kann's nicht näher erklären — muß schon jeder in sich selbst hinabsteigen und die Spuren suchen.

Am Nachmittag desselben Tages kam mein Holzknecht wieder herauf; er hatte eine zuckende Hast an sich, er müsse doch sehen, ob die Hütte noch stünde. Es sei spaßig, da auf der Höhe sei Sommer, und drunten im Tal sei Winter. Für die Bauern hebe jetzt die gute Zeit an, sie brauchten dies Jahr nicht zu heuen und nicht zu schnitten. Eis und Schnee hätten schon alles besorgt, das liege schuhtief über Wiese und Feld. Hingegen werde es Fleischtöpfe geben wie in Ägypten, denn das Vieh würde alles geschlachtet werden; weil es nichts zu fressen habe, so müsse es selbst gefressen werden. Besonders fein habe es der Dodlbrock. Der könne gleich das ganze Karwiestal zur Tafel laden, so viel Fleisch habe er im Haus, denn sonst werde es riechend. Dem Dodlbrock habe der Schnee den Sommerstall eingedrückt und der habe ihm sein ganzes Rindvieh erschlagen. Der Dodlbrock sei auch völlig außer sich über den Glücksfall, der ihn getroffen. Da er ohnehin zeitweise ganz hintersinnig sei und nicht recht im Kopf!

„Schade, daß es dich nicht getroffen hat", sagte ich zu meinem Hauswart, „weil du eine solche Freude dran hast."

„Hau, mir kann nix geschehen!" antwortete er, sich in die Brust werfend. Wie andere auf ihren Besitz stolz sind, so ist es mein Holzknecht auf seine Hab-

losigkeit. Er habe sich prächtig unterhalten bei der Nacht, als der ganz' Teufel niedergegangen. Vorgekommen sei's einem grad, als wie wenn ein schweres Tuch tät einfallen und die Geister zerreißen es in hunderttausend Fetzen. Schier lustig hätten die gebrochenen Baumwipfel herumgetanzt im Eis- und Schneesturm und man möcht' am liebsten mittanzen. Auf einmal," so erzählte der Holzknecht weiter, „ist der Schnalzer, wirft's mich hin und denk mir: Gut ist's, jetzt hat dich der Blitz derschlagen. Hab' noch gesehen, als wie wenn die Wand auf mich wollt' herfallen, eine schwefelgrüne Wand. Nachher hat's mir in den Händen so gebremselt und fallen mir die Füß' ein: Hast denn keine Füß' mehr? die sind schon hin, wirst gleich als ganzer hin sein. Hat mich gewundert, daß ich alleweil noch leb, aber kalt ist mir gewesen über und über und draußen hat der Lärchbaum gebrannt wie eine Pechfackel".

„Also der Blitz hat dich getroffen?" rief ich aus.

„Nit getroffen, gefehlt hat er mich. Und der Sturm hat's Feuer hingejagt auf die andere Seite, sonst tät unser Holzknechtg'schloß auch nimmer stehen. Der Meisterknecht hat fleißig Wind gefüttert — hat Mehl vor die Tür gestreut und ich sag: So laß sie nur austoben, die Bestie. Gefallt's dir denn nit, das lustige G'spiel? Angst haben sie gehabt, die Letfeigen — ich glaub' gar um ihr lieb's Leben. Muß schon was rechtes sein, um so ein Holzknechtleben, wem's gefallt! Mir gefallt's ja auch, drum mag ich's nit

verschandeln mit Ängsten und Fürchten. Ein Leben, wo man sich alleweil fürchten muß, tät mir eh nit gefallen. — Ist das däsmal die ganz' Wäsch', Herr?" Er wog das Päckchen Linnenzeug an der Hand.

„Ja, Heinrich, diesmal gibt's nicht mehr, hab' gestern selber Waschtag gehalten, weil es so schwitzig war die Tage her."

Nun gesellte sich unseren tiefsinnigen Gesprächen noch ein dritter Philosoph. Mit dem war aber nicht viel anzufangen. Ein zerfahrener Gesell, den fetzigen Strohhut hinten am Nacken, die fuchsigen Haare klebten ihm auf der breiten Stirn, die Augen standen hervor, unter denselben große Säcke. Der rote Schnurrbart hing so buschig nieder, daß kein Mund zu sehen war; mit einer dünnen Stimme preßte er zwischen den Zähnen sein Anliegen hervor, so verbissen und hämisch, als wollte er uns mit verantwortlich machen für das, was ihm geschehen. Der Dodlbrock war's, dem der Sturm den Stall und der Stall die Rinder erschlagen hatte. Unten an seiner Elendstätte hatte er alles liegen und stehen lassen, und war auf die Höhe gekommen, unsern Herrgott zu suchen. Da heroben mußte er doch irgendwo sein, denn von hier hatte er hinabgearbeitet. Rachgier schnob der Mensch gegen den Herrgott. Wie kann sich der Schwache rächen?

„Du Holzknecht", sagte er mit einer fast zärtlichen Stimme, „weißt mir nix, daß ich den Herrgott — weißt, weil er mir jetzt das hat angetan — weißt, ich möcht' ihn glutpfannheiß beleidigen. Wohl, wohl!

Recht beleidigen, den da oben, recht gallbitter beleidigen!“

Er duckte sich nieder, seine Hände zitterten, seine Stirnader wurde wie ein Strick. Er will den Herrgott beleidigen!

Wir anderen wollten etwas sagen, beiden stockte der Atem. Meine Seele tastete im Dunkeln seinen Gedanken nach, diesen wilden, tollen Gedanken. Seinen Fleiß, seine Arbeit und Plag' ein Leben lang, seine Gutheit, sein Gottvertrauen. Und jetzt vernichtet ihm der Obere auf einmal allen Besitz, alle Freude, wirft ihn in den Spott des Elends. Für was? Kein Mensch wäre zu finden auf der weiten Welt, der das seinem größten Feind möcht' antun! Und zieht sich nun hinter alles zurück und läßt sich nicht sehen und hat wohl noch seine heimliche Vergnügung darüber, daß er einen armen Bauersmann so schreckbar hat zertreten. Und man kann ihm nicht an. Ja, man kann es, in der Schrift steht's, in der Kirche sagen sie's — beleidigen kann man ihn. Und das will dieser Mensch jetzt tun auf eine ausgesuchte Weise, und weiß doch nicht, wie man's anstellt.

Der Holzknecht stützte seinen Ellbogen auf den Stiel des Besens, mit dem er eben die Stubendiele ausfegen wollte, schnalzte mit den bauschigen Lippen und sprach: „Wissen tät' ich's schon, wie man den Herrgott am allerschwersten beleidigen könnt'. Mit den sieben Todsünden ist's nix, die ist er bei den Leuten schon zu sehr gewohnt, da weiß ich was besseres. Schon immer einmal, wenn ich diese dumme,

schlechte Welt hab' betrachtet, ist's mir eingefallen, den Herrgott kann man nit gröber beleidigen, als wenn man glaubt, daß — daß er ist."

So sagte der Holzknecht, und dann fegte er den Kehricht zum Loch hinaus. Der Dodlbrock schaute ungewiß drein. Er hatte die bodenlose Bosheit nicht verstanden.

Dann hat der zerrüttete Mensch sich an mich gewendet. Er habe schon gehört von mir, und daß ich ein studierter Herr wäre. Ich bewohne gewiß dieses Hochberghaus, um dem Herrgott näher zu sein. Ob er denn nicht auch mir schon was angetan hätte? Oder wie es mit der Sach' eigentlich wäre? Er kenne sich rein schon nicht mehr aus; vielleicht wäre es dem Obern recht unangenehm, wenn er, der Dodlbrock, jetzt da hinüber ginge und sich in den Abgrund stürze? — Da der Mensch so sprach, lugte er mich zagend und mißtrauisch von der Seite an, ob es wohl nicht am Ende ein Unrechter ist, an den er sich wendet.

„Guter Freund", sagte ich dann, „so wichtige Sachen bespricht man nicht stehend. Da müssen wir uns schon zum Tisch setzen und ein Glasel Enzian trinken." Und als er so weit war, stellte ich ihm das Ding dar: „Weißt, mein Mensch. Ist der Herrgott so böse, wie du meinst, so wird er sich nur freuen, wenn du dich hinabstürzest. Na, den Gefallen tät' ich ihm nicht. Mit dem Herrgott, das ist halt so eine Sach'. Man versteht ihn leicht unrecht. Ich habe so meine besondere Meinung. Einmal hab' ich in einem alten

Buch gelesen, daß der Herrgott Leute, die er extra lieb hat, gern recht nahe bei sich haben möchte. Es verdrießt ihn, wenn sie an Haus und Hof, an Feld und Vieh hängen und solches Ding lieber haben, als ihn. Und wenn sie sich zu arg darin verlieben, so streckt er die Hand aus und nimmt ihnen das Spielzeug weg, daß sie ihr Angesicht wieder einmal ihm zuwenden möchten. Verstehst du das? Sind deine Kinder nicht auch manchmal solche Spielratten, daß sie über das nichtigste Graffelwerk des Vaters vergessen? Hast ihnen nie das Zeug aus den Händen genommen und gesagt: Jetzt, Kinder, merkt einmal auf mich und was ich euch will!"

„Ei he — ei he —" machte der Dodlbrock ganz verwirrt. Ob es Zustimmung oder Ablehnung war?

„Auf dem Berg hätte er dich glücklich heroben," fuhr ich, selber bange über meine Rede, fort, „wirst es wohl doch merken, daß du ihm heute näher bist als gestern um diese Zeit. Ihn hassen, das ist ihm alleweil noch lieber, als gar nicht an ihn denken. Du hassest ihn nur, weil du glaubst, daß er böse ist. Du hassest also nur das Böse. Und triffst deinen Herrgott nicht und kannst ihn nicht treffen. Er steht nahe hinter deiner und legt dir die Hand auf die Achsel und sagt: Dodlbrock, sei nicht kindisch!"

Er wendete seinen Kopf nach rückwärts und dann vorwurfsvoll gegen mich — daß es nicht wahr sei, was ich gesagt hätte!

„Suchst ihn schon wieder?" fragte ihn der Holzknecht. Dann tippte er mit dem Finger, der aussah

wie ein Baumast, so knorrig und braun, an das Enziangläschen: „Ich glaub', da ist er drinnen!“

„Ganz schön“, versetzte ich, „drinnen ist da einer, aber nicht der richtige.“

Der Dodlbrock stürzte seinen Enzian in die Gurgel, schüttelte sich, zermalmte einen Fluch und ging davon.

„Willst nit auch dein Strohdach mitnehmen?“ rief der Holzknecht und warf ihm den schwarzen Strohhut nach, dessen Krempe zerfasert und zerfressen war.

„Geh nur wieder hinab“, sagte ich noch hinter dem Dodlbrock, „vielleicht begegnest du dem Herrgott unterwegs und ihr vertragt euch miteinander.“

Aus dieser übermütigen Rede ist ein schrecklich prophetisches Wort geworden.

Wir kümmerten uns nicht weiter um den Mann; der Holzknecht ordnete die Hütte, und ich wartete schon auf die Stunden habsüchtiger Einsamkeit, da man die Hochwelt mit niemandem zu teilen braucht.

Als der Holzknecht mir etwelche Nahrungsmittel für die nächsten Tage zurecht gemacht und dann noch einiges Herdholz aus dem Gefälle herübergetragen hatte, nahm er seinen Korb auf, rüttelte ihn an den Achseln fest und ging davon. In der Stube war's wieder still, und es begann jene köstliche Langweile, in der ein Mensch sich sachte zu finden beginnt, ganz für sich selber hat. Sicher zu sein vor Post und Draht, vor Pflicht und Unterhaltung, vor Feind und Freund, und Zeit haben, einmal ganz für die große Natur

ringsum, in die man seine Seele gießt, wie in ein kostbares Gefäß, aus dem man in heiligen, tiefen Zügen sich dann selber wieder heraustrinkt. — Diesmal ward es anders. Kaum eine Stunde war vergangen, so kam mein Holzknecht wieder zurück, keuchend und schnaufend. Das Seil brauche er und ich möchte rasch mit ihm kommen zum hohen Steg hinab, der Dodlbrock sei dort in höchster Lebensgefahr. „Nur aushalten, wenn er kunnt!" Eines Seiles erinnerte ich mich, es lag im Dachraum, und ich hatte nie nachgedacht darüber, wozu es vorhanden sei. Nun ergriffen wir es, eilten durch den Wald, über den Anger, wieder durch Zirmwald, an den weißen Felsriffen vorüber hinab in das schroffe Gehänge. Wie wir so in weiten Sätzen wandniederwärts sprangen, so wundere ich mich noch heute, daß wir uns keiner den Hals gebrochen haben. Unterwegs im Laufen hatte mein Begleiter mir zugeschrien: „Nur aushalten, wenn er kunnt! — Über den Steg gefallen. — Am Baum hängen geblieben über dem Wasser!"

Dann wird's zu spät sein. Am Baumast kann sich kein Mensch so lange halten, und ließ er los, so stürzte er in die Wasserfälle. Wir hörten schon das Tosen aus dunkler Schlucht, wir bogen um die letzte Felskante und standen am Steg. Der alte quer übergestürzte Stamm lag wie immer mit seinem dürren Gezacke und seinen morschen Rindenfetzen über der Engschlucht, in deren kalten, dunklen Tiefe die Wasser kochten und schrien. Aber zu spät war es noch nicht. An dem Wipfel einer Birke, die aus dem fast senk-

rechten Ufergestein der Schlucht wie ein riesiger Wandleuchter herausgewachsen war, hing der Dodlbrock. Der Birkenwipfel hatte sich mit solcher Last abwärts gebogen und schwankte wie ein Halm, an dessen niederhängender Rispe eine Raupe hängt. Und wie eine große Raupe, so hing der Mann dran, und so schmiegte er sich an die Gerte, die jeden Augenblick brechen konnte. Das zarte grüne Laub umrieselte seinen bebenden Körper.

„Aushalten!" schrie der Holzknecht ihm zu. Aber als wir über den nassen Steg hinaustraten und das Seil hinabließen, war es zu kurz, als daß der Dodlbrock es erhaschen konnt. Er hing zu tief unten, und von Minute zu Minute, so schien es uns, senkte der Bogen des Birkenstammes sich noch tiefer in den gähnenden Abgrund hinab. Ob der Mann schwieg, oder schrie, oder betete, wir wußten es nicht, wir hörten nur das Donnern aus der Tiefe, aus der ein grauer, kalter Nebel stieg.

Ratlos kauerten wir einen Augenblick da und schauten uns an. Der Steg schwankte ein wenig und aus seinen Spalten rieselte Moder in die Tiefe, gerade auf den Dodlbrock, gleichsam, als sei das schon die Schaufel Erde in sein Grab. Wir krochen ans Gestein zurück und der Holzknecht bedeutete mir, daß nichts anderes übrig bleibe, er laufe ins Tal zur Holzknechthütte, um Leute und ein längeres Seil, ich sollte dableiben und mit Zurufen und Zeichen den armen Verzweifelnden trösten und ihn aufmuntern, daß er die Kraft nicht verliere.

Wollen wir nicht lieber unser Gewand ausziehen, es in Streifen reißen, zusammenknüpfen und als Verlängerung des Seiles hinablassen? — Ich glaube, zu gleicher Zeit ist uns beiden das eingefallen. Während wir unser Überkleid ab- und anstreiften und mit dem Taschenmesser die ausgezogenen Hemden zerschnitten, war es, daß der Mann unten an der Birke sich einmal bewegte und sein Gesicht nach oben zu wenden trachtete. Er hatte sich mit Armen und Beinen so geschickt ins Gezweige verflochten, daß er ruhig warten konnte, falls der Birkenstamm nicht brach.

Wir können uns Zeit lassen und eine gute Leine herstellen. Er unterhält sich derweil mit dem Herrgott. — Der Gedanke kam mir frevlerisch vor, doch er ist mir so eingefallen. Nach einer Viertelstunde waren wir so weit mit unserer Strickleiter, daß sie hinabgelassen werden konnte. Aber weil sein Gesicht sich jetzt zu sehr ins Laub verschmiegte, so merkte er es nicht, wie wir auch das Leinenende um sein Haupt fächeln ließen. Wir mußten wieder zurückziehen und einen dürren Ast daran binden und mit demselben an seinen Kopf stoßen. Da merkte er es und begann sich zu regen. Nun sank der Bogen tiefer, aber er brach nicht. Der Dodlbrock war wohl bei Besinnung, sachte begann er die eine Hand frei zu machen und die Leine an sich zu ziehen, um den Arm zu schlingen, sich daran zu befestigen. Fast wollten wir zu früh anziehen, da er noch nicht fertig, doch endlich war das Seil straff und stramm. Wir krochen mit unserem Ende vorsichtig an den Rand und begannen zu ziehen. Es hob sich

unten der Körper, und der entlastete Bogen des Birkenstammes stieg heran, höher und höher, bis der Wipfel da war und uns den Dodlbrock zurückgab. Losgelöst sank er neben uns ins Gestein und war leblos.

„Jetzt, wenn Sie einen mit hätten!" rief mir der Holzknecht zu. Doch allmählich, als die Ohnmacht nachließ und die Lebensgeister sachte wieder zurückkehrten, ging es auch ohne Enzian. — Eine Stunde später hatten wir den Mann unten an der Bergwiese, wo die Sennhütte steht. Dort ließen wir uns trocknen und tranken Milch. Der Dodlbrock trank so viel Milch, bis die Sennerin erklärte, es gäbe keine mehr. Und als er so weit war, ging er schweigend, wie er war, hinaus auf die blumige Wiese, dort kniete er hin und hielt die gefalteten Hände gegen Himmel auf.

Das, liebe Freunde, hatte ich euch heute zu erzählen, es war das große Ereignis dieser meiner Sommerfrische im Gebirge. — Seither sind mehrere Wochen vergangen; es kamen so kalte Tage, daß das Brünnlein an der Quelle fror und daß über die Milchschüssel ein Mäuschen schlittschuhlaufen konnte. Ich habe diese Weile überdauert, zumeist unter den Wollendecken liegend, wenn ich nicht just Holz in den Ofen warf. Auch das ist vorüber. Dann kamen die hellen Nächte mit der Versuchung, den Stock nach dem Mond zu werfen; man tut's nur nicht aus Besorgnis, ihn zu treffen, zu zerschlagen und so die Erde um ihr wonnesanftes Licht zu bringen.

Jetzt, im September, sind wieder warme, sonnige Tage, die Felsblöcke auf der Hochebene liegen und die wetterstarren Wipfel stehen in stillem Frieden da, aus dem Boden sprossen weiße und blaue Blümlein. Die Welt unten liegt — vom Rande aus gesehen — in hellen Farben und die Luft ist so leicht und lind, daß mich jene Sturmnacht wie ein grauses Märchen dünkt. In den Tälern regen sich alle Hände. Auch der Dodlbrock, höre ich, bindet wieder an — aber nicht mit dem Herrgott.

Der Felix Hummeltreiber.

Das war einer von denen, aber sie sind selten, sie sterben aus. Wenn er nicht ein so windschiefes, possierliches Männchen gewesen wäre und nicht den komischen Namen Felix Hummeltreiber gehabt hätte, sondern mit stattlichem Körper und klingendem Namen in der Öffentlichkeit gestanden wäre, so würde man eine großartige Persönlichkeit aus ihm gemacht haben. Hingegen wie er war, da mußte man lachen. Doch es war ein Lachen, das einem wohl tat und das auch den Hummeltreiber ergötzte, so wie er ergötzlich für andere war.

Aus seinen jüngeren Jahren ist nur zu vermelden, daß er den Feldzug in Böhmen mitgemacht hatte, und zwar als Trommelschläger. Er war der Meinung, daß es besser sei, man schlage auf Kalbfell statt auf Menschen. Aber sein tolles Rasseln mit den Schlegeln muß den Preußen zuwider geworden sein, sie nahmen ihn gefangen. Und da er ihren General, den Moltke, ihnen ins Gesicht einen Erzräuberhauptmann nannte, so wollten sie ihn erschießen. Darauf soll der kleine Hummeltreiber gesagt haben:

„Seid's gescheit, Leuteln. Ich nehm's zurück. Räuber seid's ja nit, ihr tuts bloß leutumbringen. Mich geht's weiter nichts an, aber ich tu euch das sagen, überlegt euch's! Wenn ihr mich über den Haufen schießt, so habt ihr nachher die Schererei, bis der Kerl weggeschafft ist. Laßt ihn lieber selber weglaufen, den Schelm. Der lauft schnurgerad' nach Steiermark hinein und tut euch sein Lebtag nichts mehr zu leide."

Der preußische Oberst soll über eine solche Verteidigungsrede sehr gelacht haben und auf Ja und Nein war der Hummeltreiber frei und konnte gehen, wohin er wollte. Er hat Wort gehalten, ist nach Steiermark gelaufen und hat den Preußen niemals wieder ein Leid zugefügt.

Später ist er durch Arbeit und Sparsamkeit in den Besitz zweier Pferde und eines Wagens gekommen, womit er der Alpsteigstraße entlang zwischen dem Mürztale und dem Jakellande allerlei Frachten beförderte. In der Einwohne war er mit den Seinigen — nämlich den besagten zwei Pferden — in einem der Bauernhöfe, die dort so herum an der Straße stehen. Zeitweise besorgte er auch die Post und den Personenverkehr, indem er die alten Weiblein, die Eier, Hühner, Leinwand und junge Lämmlein aus dem Gebirge ins Mürztal tragen und hernach wenn sie mit müden Beinen wieder heimgehen sollten, aufsitzen ließ. Und wenn dann so eine fragte, was sie schuldig wäre fürs Aufsitzen, antwortete er: „Mir nichts, ich hab' dich nicht gezogen. Aber den Rössern, wenn du willst, kannst ein Trinkgeld geben."

Sie lachte über den guten Spaß, und einen Spaß braucht man nicht ernst zu nehmen. Der Fuhrmann hatte aber doch gemeint, wenn sie ein Gröschlein gebe, so sollten die Rössier einen Extrahafer bekommen. Sie sagte: „Vergelt's Gott!" — Ist auch genug, dachte er; für meine Reise nach Böhmen hab' ich nicht einmal soviel bekommen.

Einmal wurde ihm, während er auf der Straße war, die Gewandtruhe erbrochen und das Bargeld gestohlen. Von den Kleidern hatte der Dieb nichts genommen, worüber der Hummeltreiber bis zu Tränen gerührt war. „Er hätt' mir ja alles wegtragen können und hat sich mit dem bissel Geld zufrieden gegeben. Nein, so gut ist nicht jeder. Mit den geflickten Hosen kunnt' ich Sonntags in die Kirche gehen, wenn er nicht so gut gewesen wär'! Muß doch ein braver Mensch sein, der Dieb. Dem, wenn sie derwischen, schenk' ich was auf eine Pfeifen Tabak. Das heißt, wenn er raucht und nit etwa schnupft. Schnupfen tut er 'leicht ah nit, aber schnipfen (stehlen) tut er."

So half der Hummeltreiber sich lustig über Widerwärtigkeiten hinweg. Da erlaubte sich eines Tages mit ihm der Himmel eine besondere Neckerei. Der Fuhrmann führte ein großes Faß Essig über den Alpsteig. Es brach der Wagen, das Faß kippte um und kollerte den Hang hinab, wo es im Brombeergebüsch zerschellte.

„Na, da glaub' ich's, daß die Brombeeren sauer werden!" rief er aus. Aber auch ihm wurde es sauer, als er das Faß vergüten mußte, doch sagte er nichts

als: „Natürlich, wenn man mit Essig umtut, kann's nit allemal süß sein."

Viel schlimmer war ein anderer Fall, als ihm auf vereister Straße ein Pferd strauchelte, über den Hang rutschte und mit dumpfem Krachen in den Abgrund fiel. Da schlug der Mann, der auf dem Wagen saß, die beiden Hände über dem Kopf zusammen: „O heilige Maria-Zell, vergelt's Gott, vergelt's Gott, daß du uns jetzt hast beschützt! Wären die Strangen nit gerissen, so täten wir andern, der Schimmel und ich, auch drunten liegen mitsamt dem Wagen." Und erzählte den Leuten, die des Weges kamen, den großen Glückstag, den er heute gehabt.

Als er darauf in der ersten Nacht mit seinem Schimmel allein im Stalle lag, und der Platz, zwischen den Planken, wo der Fuchs gestanden, leer war, da wurde dem Mann bange. Da hätte er gern wen bei sich gehabt, um gemeinsam mit ihm für den verunglückten Fuchs beten zu können. So war ihm zumute. Als er jedoch den Schimmel beobachtete, der ganz stumpfsinnig sein Heu fraß, mußte er lachen: „So ein Vieh muß eine Roßnatur haben, daß ihm der Tod des Kameraden nicht zu Herzen geht." Und im Einschlummern lallte er noch: „Hat auch eine, hat auch eine." Die Nacht war unruhig, er träumte vom seligen Fuchs und wie ihm einfiel: Sei nit dumm, Lixl, ein seliges Roß! — dann kam es ihm zu Sinn: Wenn der Mensch einen Menschen bei sich hätte, könnte er nicht auf so dumme Gedanken kommen. Er hat sich alleweil zu wenig an die Leute und

zu viel an die Tiere gemacht! Und ist so ein Vieh hin, dann bleibt nichts übrig davon, nicht einmal ein Geist, vor dem man sich fürchten könnte! — Er hatte gelegentlich wohl schon ein bißchen so herumgefragt unter den Weibsleuten. Es war aber nicht viel dabei herausgekommen als Gelächter. Die eine lachte grob, die andere fein, das war der Unterschied. In jener Gegend lacht überhaupt alles, wenn es sich um Liebessachen handelt. Und lachend sagten sie es ihm offen. Dieser hatte er einen zu großen Höcker, der anderen eine zu hohe Brust, der dritten eine zu schiefe Achsel, der vierten ein zu krummes Knie, der fünften war der ganze Mensch zu klein und der sechsten war er zu einfältig. Er meinte hingegen, gar so arg müßte es doch nicht sein mit seiner Verwachsenheit, weil sie ihn zum Soldaten genommen hätten. Zum Derschossenwerden nehme man sonst nur die schönsten Leute.

„Deswegen haben's dich halt nit derschossen, weil du ihnen zu wenig schön bist gewesen," sagte ihm lachend eine ins Gesicht. Dagegen ließ sich auch wieder nichts sagen, und er lachte mit. Übrigens soll er sich erst als Fuhrmann beim vielen Hocken auf dem Wagen schief gewachsen haben, was freilich an der Sache nichts änderte.

Im Dorfe Ratten war das Weib, das ihm die Wäsche besorgte. Ihr Mann war schon vor Jahren gestorben und hatte ihr ein Häuschen und zwei Ziegen hinterlassen; sein Geist war ihr nie erschienen, weshalb sie freies Verfügungsrecht über sich fühlte. Dieses Weib fragte nun der Hummeltreiber, was sie meine.

Er sagte nicht um ein Wort mehr, aber sie verstand schon. „Mein lieber Lixl,“ sagte sie, „du bist halt zu lang' stolz gewesen. Seit sieben Jahren wasch' und flick' ich dir die Wäsch'. Wenn du einmal was gesagt hättest! Aber derweil du zwei Rösser hast gehabt, bin ich dir nit gut genug gewesen und jetzt, weil du nur eins hast, wirst halt du mir nit gut genug sein.“ Sie lachte dabei und er lachte mit. Er hatte diesmal besonders gut lachen, denn zum größten Glück war er mit der noch nicht verheiratet. Die Wäsche ließ er ihr bis auf weiteres, aber vorher schälte er sich allemal herzlich gern aus derselben heraus.

Für das eine Pferd nun mußte der Hummeltreiber den kleinen Wagen nehmen. Aber den Fahrgast konnte er immer noch mitführen. Jeden dritten Tag hatte er nämlich vom Mürztal herüber einen bestimmten Fahrgast. Es war ein schlankes, munteres Dirndl. Drüben an der Feistritz, wo es daheim war, nannte man es die Schwarzrotgoldene, denn es hatte schwarze Augen, rote Lippen und goldgelbes Haar. Da wollte denn mancher junge Bursch gerne zu dieser Trikolore schwören. Für ein solches Dirndl nun fand sich auf dem Wagen zwischen den Paketen und Kistlein immer noch Platz. Der Fuhrmann ging daneben her und plauderte mit ihr. Ihr Vater, der Bachschuster, war krank, und so ging sie wöchentlich dreimal ins Mürztal zum Arzt, und da gefiel es dem Hummeltreiber, daß sie so von ihrem Vater sprach und wie sie sonst klug redete über allerlei. Auch diese

lachte gern, wenn er etwas Drolliges sagte, aber es war so ein weiches, gutes Lachen, als ob sie immer mit ihm einverstanden wäre. Am besten gefiel ihm, daß sie an steileren Straßenstellen allemal vom Wagen steigen wollte, weil der Schimmel so schwer ziehen täte. „Aber Kathrin, du bist auch schon weit gegangen," sagte er einmal, „du hast noch eine lange Lebensstraßen vor dir, du mußt deine Füßeln aufsparen. Was meinst, wen wirst auf dieser Straßen lauter begegnen? Allerhand Mannsbildern, gelt? Und der rechte auch darunter. Du sag', Dirndl, wirst ihn wohl auch sicher erkennen? Daß er nit etwan vorbeigeht oder fahrt, wie die andern."

„Erkennen," meinte lachend das Dirndl, „das ist nit meine Sach', das ist seine Sach'!"

„Aber wenn's einer ist, der sich nichts zu sagen getraut, weil er vielleicht buckelig ist oder sonst nit recht gewachsen?"

Sie lachte wieder, aber diesmal unsicher. Und dachte in der Verborgenheit hinter dem goldenen Haar: Jetzt red' ich just einmal schön mit ihm. Ein Fuhrmann hat Geld. Und je älter und buckeliger er ist, je mehr hat er. Ist ein guter Mensch, und gute Leut' muß man gern haben. — Und er dachte: Sie ist dreiundzwanzig und ich noch nicht fünfzig, und wenn sich der Mensch um ein paar Jahrln irrt, so zieht's zum Schluß halt der Tod ab oder gibt's dazu. Die, wenn sie nicht gar so kreuzsauber wär', die möcht' ich haben! — Als er hernach näher herumredete und endlich geradeaus zufragte, wies es sich, daß ihre

Sauberkeit kein Ehehindernis war. Sie antwortete treuherzig, sie möge ihn auch leiden. Sie habe das schon öfter gedacht. Er sei nicht so wie die andern Mannsbilder, die alleweil nur an den Kittelfalten herumschmecken und mit denen gar nichts Ernsthaftes zu reden ist. Und wenn ein Mann stellenweise ein bissel ausgewachsen ist, ob denn das was Schlechtes sei? Wenn er nur eine gute Brust hat. Und wirtschaftlich ist ein Fuhrmann ja auch, daß er sich ein bissel was erspart hat ... Ihr Vater, der Bachschuster, habe auch einen großen Buckel und sogar noch einen Kropf dazu, und sie möchte wissen, wo man einen besseren Menschen finde. Wenn sie einen so guten Mann bekäme, als sie heute noch einen guten Vater habe, dann könne sie sich alle zehn Finger abschlecken. Sie habe bisher zu jedem Burschen ein scharfes Nein gesagt, zu ihm sagte sie Ja.

Der Hummeltreiber erschrak beinahe, als er jetzt plötzlich eine Braut hatte. Und die Schwarzrotgoldene noch dazu. Allsogleich wollte er sich zu ihr auf den Wagen setzen. „Nachher steig' ich aus," sagte sie. „Mit dem Tiermartern fangen wir nit an — verstehst?"

So sagte er nichts mehr, ging geduldig dahin neben dem Wagen.

In den nächsten Nächten war's beim Hummeltreiber mit dem Schlaf vorbei. Etwas Neues das. Sein Lebtag hatte er es nicht verstanden, wenn die Leute sagten, sie hätten keinen Schlaf. Nur der Fuchs damals hatte etwas gestört, doch das war mit einer

Nacht vorüber. Nun ging's schon eine Woche an, das schlechte Schlafen. Er hatte Wirtschaftssorgen. Seine Kathrin bringt ihm das Bachhäusel zu, und zwei Kühe, und eine Wiese, und ein Erdapfelfeld. Ja, was soll er denn damit anfangen? Er muß fuhrwerken. Soll er das junge Weib allein beim Gütel lassen? Dann braucht sie einen Knecht, das will er nicht. — Er wälzte sich im Bette hin und her. Lag er auf der rechten Seite, so war ihm: das Bachhäusel selber versorgen; lag er auf der linken, so wollte er es verkaufen und Fuhrmann bleiben. Und lag er auf dem Rücken, dann wollte er beides betreiben, und zwar ohne Knecht.

An einem der nächsten Tage stritten sie schon. Er war für das Fuhrwerk, sie für die Landwirtschaft. Er wollte den Kuhstall für die Pferde einrichten und sich wieder einen Fuchsen anschaffen. Sie wollte den Schimmel verkaufen und das Grundstück vergrößern. Sein Streiten war ein durchaus gutmütiges, aber es tat ihm dabei das Herz weh, denn er merkte wohl, daß er unterliegen würde. Sie schlug endlich vor, den kranken Vater entscheiden zu lassen, denn das wußte sie, er entschiede für die Hauswirtschaft, die er gegründet hatte. Doch als er gefragt wurde, machte er einen ganz kleinen Schneller mit der Hand und sagte: „Tut's, wie's wollt's!" Und bald darauf ist er gestorben.

Da standen sie wieder auf demselben Fleck. Tut's, wie's wollt's! Wollen taten sie freilich, aber jedes was anderes. Als sie vom Begräbnis nach Hause

gingen, stritten sie neuerdings, er war für die Pferde und sie für die Kühe. Und als sie nach vier Wochen Mann und Weib geworden waren, stritten sie noch immer, und diesmal schon wesentlich hitziger — er war für die Pferde und sie für die Kühe, und mit Hummeltreibers einst so süßem Schlaf schien es aus zu sein für alle Tage.

Da trat ein Glücksfall ein. Bei der Nachlaßabhandlung stellte es sich heraus, daß das junge Ehepaar gar kein Bachhäusel hatte. Es war alles verschuldet, es ging gerade so aus, daß der Hummeltreiber noch sieben Gulden draufzahlen mußte, um alle Gläubiger zu befriedigen und die Familienehre zu retten. Er hatte immer noch einen Vorteil dabei, denn die Schwarzrotgoldene, die ihm blieb, war mehr wert. Jetzt stritt sie auch nicht mehr, war gar sanftmütig geworden und gab sich ganz in den Willen des Mannes, der mit seinem einzigen Pferde notig fuhrwerkte. Da schlug er gar manchmal die Hände zusammen: „Himmelvater! Du machst halt alles recht! Wär's Bachhäusel unser geblieben, ein Elend wär's gewesen. Ein blutiges Elend!“ — Nun schlief er wieder, und zwar jede Nacht von neun Uhr abends bis fünf Uhr früh.

Sein Weib hatte es mittlerweile wohl erfahren, daß sein Geldsack der Größe des Buckels durchaus nicht entsprach. Sie hatte sich nun erinnern müssen, daß sie einmal das Wäschenähen gelernt hatte, ja daß sie zeitweise mit ihrem Vater auf die Ster gegangen war; er machte die Schuhe und sie im selben

Hause die Hemden. So ging sie auch jetzt wieder auf die Ster als Nähderin und naderte in den Bauernhöfen herum vom Montag bis zum Samstag, dieweilen er auf seinen Straßen war. Aber auch ein Fuhrmann ist nicht immer auf der Straße. Des Abends kam er mit Roß und Wagen zumeist in sein Quartier, wo er sich seit seiner Verheiratung noch ein Stübchen aufgenommen hatte. Doch was half ihm das Ehegemach, wenn er sich den Milchbrei oder den Erdapfelsterz selber kochen mußte! Er schlief nun schon wieder schlecht. Wie es ihr gehen wird bei den Bauern, unter allerhand Leuten? An das mußte er denken. Es gibt schlechte Mannsbilder auf der Welt. Und was der alte Wagnermeister einmal über den böhmischen Schneider gesagt hat: Bei der Schwarzrotgoldenen möcht' sogar der Böhm' deutschnational werden! Man weiß nicht recht, wie das gemeint war. Viel Schönes wird er damit nicht haben wollen. Und wie leicht ist es möglich, daß der Schneider im selben Haus seine Ster hat, wo die Kathrin ist! — Nach derlei Träumen stand der Hummeltreiber am Morgen allgemach recht verdrießlich vom Lager auf. Er freute sich nur auf den Samstag. Doch wenn sie dann nach Hause kam, redete er so zweideutig und mißtrauisch herum, daß ihr aller Humor verging. Und das dauerte. War sie fort, so plangte er[1]) nach ihr, und war sie bei ihm, reizte er sie mit eifersüchtigen Bemerkungen, so daß sie, anstatt am Montag, oft

[1]) sehnte er sich.

schon am Sonntagabend mit ihrem Nähkorb auf die Ster ausging. Wenn der Hummeltreiber früher allein gewesen, so war er jetzt einsam. Die Einsamkeit würde er sehr schwer ertragen haben, wenn ihm nicht der Schimmel Sorgen gemacht hätte. Der war in jenes hohe Alter gekommen, wo selbst ein Roß lieber auf dem Stroh liegt als an dem Strange zieht. Auf gutes Zureden seines Herrn leistete es, was es konnte. „Schau, Schimmel, ich kann mir's ja denken, du tust halt schon hart ziehen. Aber das nit, daß du mir da stecken bleibst. Nur über den Bühel noch, wenn du's dermachen könntst, ich will recht nachschieben. Ruck! — Brav bist gewesen! — Schau, du erbarmst mir, und wollt' mich gern statt deiner an die Deichsel spannen, aber ich sag' dir's, Schimmel, der stärkst' Mensch ist alleweil nit so stark wie das schlechtest' Roß, so lang's noch stehen kann. Früher, weißt, hab' ich dir das nit gern sagen mögen. So, und jetzt, wenn wir heimkommen, kriegst deinen Hafer."

Eines Abends jedoch dankte der Schimmel für den Hafer. Er ließ sich wackelnd nieder aufs Stroh, schlug noch mit den Beinen aus, streckte sie dann hin, legte auch den langen Schädel weg und stand nicht mehr auf. „Es ist nur gut," sagte der Hummeltreiber, „daß er mir nit auf der Straßen ist umgefallen. Sonst hätt' ich Roß und Wagen selber heimziehen können. Aber, meine Alte, wenn sie kommt, das wird keinen schlechten Tanz geben." —

Sie kam aber nicht. Sie war im selbigen Sommer anstatt auf die Ster ins Murtal hinabgezogen zum

Kornschnitt. Da verdient sich eine fleißige Schnitterin fast an einem Tag so viel wie beim Hemdnähen die ganze Woche. Aber die Sichel nahm ihr ein andrer aus der Hand und mähte selber damit. In ein grassierendes Nervenfieber geriet die Kathrin, und nach wenigen Tagen war's aus.

Der Hummeltreiber hatte sich mit dem blauen Sacktuch mehrmals tüchtig die Nase geschneuzt, als man ihm die Botschaft brachte, dann schlänkerte er die Arme aus und rief: „In Gottes Nam'! So wär' auch das glücklich vorbei!"

Er wußte es aber nicht, wie verlassen er jetzt dastand. Das Pferd hatte ihn verlassen, das Weib hatte ihn verlassen und seine Kräfte hatten ihn auch verlassen. Er wußte das kaum, denn sein Schlaf war wieder gut, wie schon seit vielen Jahren nicht mehr. Von allem Ungemach hatte ihn nichts aus dem Gleichgewicht gebracht, als das Weib. Auch das, fand er, war nun aufs beste gelöst. Nicht die Liebe tat ihm leid, nicht das kranke Pferd und nicht mehr das gestorbene Weib. Er lag in seiner Kammer und schlief. War er wach, so vertrieb er sich die Zeit mit Husten und Schnaufen.

Des war der Bauer, bei dem er wohnte, nicht ganz zufrieden, und er wollte den alten, kranken Mann in die Einlege (öffentliche Versorgung) geben. „Ich glaub' dir's, ich glaub' dir's," lachte der Hummeltreiber, „die alten Leut' sind halt überall im Weg. Aber nur noch ein bissel behalt' mich, weißt, los einmal, ich will dir was sagen." Er neigte sich

hin und flüsterte dem Bauern ins Ohr: „Ich tu ohnehin bald umstehen (sterben). — So lang' behalt' mich. Kannst nachher von mir erben."

Der Bauer lachte grob auf. „Möcht' schon wissen, was!"

„Ist nit zu verachten, mein Mensch, was ich dir vermachen will. Meinen guten Schlaf. Den lass' ich dir da. Brauch' ihn eh nit, weil ich einen noch besseren krieg, he he — gelt?" —

Das ist es, was ich vom Felix Hummeltreiber zu erzählen weiß. Dann war es schon in einer der nächsten Nächte — der Alte schlief, und schlief so gut, daß er — das Atmen vergaß.

Gebe Gott uns allen ein so glückliches Gemüt und ein so gutes Hinüberschlafen auf die andere Seite!

Beim Kohlenbrenner.

Die Volksschule ist schon deshalb für den jungen kleinen Menschen höchst wünschenswert, weil sie täglich einmal aus wird. Wenn man frei wird vom Raume, der mit Kinderstickluft angefüllt ist! Ei nein! Was frägt die liebe Jugend nach Kinderstickluft! Der Lehrer ist da, stillsitzen muß man in der Schule und lernen. Das ist das Schlimme. Wenn aber der Lehrer plötzlich all seine feindseligen Absichten aufgibt, „Zusammenpacken!" kommandiert und dann der entfesselte Sturm ins Freie tobt — das ist das Gute. Oder da hebt es erst an. Obschon die Stube vom großen, grünäugigen Kachelofen lieblich durchwärmt ist, und draußen der nebelichte Wintertag alle Bäume und Zaunpfähle mit weißen Eisnadeln besetzt und das Wasser am Brunnen mit einem gläsernen Mantel überzieht, und die Schuhe der Wandelnden winseln auf dem Schneepfad und die weißen Kindergesichtchen mitsamt Ohren und Nase rot werden wie ein Hahnenkamm — es ist doch unvergleichlich lustiger draußen wie drinnen. Die Schneehühner, die Krähen, die Hasen und Rehe, die nahe an das Haus herankommen! Und dann erst der See! Der Bergsee, dessen

steile Waldufer sich hoch oben im Nebel verlieren! Der See ist ein glänzender Tanzboden, der Bub nimmt das Mädel und gleitet mit ihm ohne Schlittschuhe über die Fläche hinaus. Ein anderer setzt sich aufs Handschlittlein und frägt den Kameraden:

„Wieviel Zwetschken muß ich dir geben, wenn du mich über den See ziehst?"

„Fünfe!"

„Drei will ich dir geben."

„Aber, denke, ich kann einbrechen und ertrinken."

„Dann geb' ich dir siebene!"

„Es gilt!"

Am anderen Ufer, wo Vorläufer an einem Schneemann bauen, werden die drei gedörrten Zwetschken prompt ausgezahlt.

Die Schüler zerstreuen sich in ihre Gräben. Die Hochwaldbauernkinder müssen im engen Tale weiter durch Wald. Von den Bäumen stäubt Schnee nieder, oben fliegen Raben von Wipfel zu Wipfel. Sie krähen heiser und schwimmen, vom Geschrei der Kinder verscheucht, höher in die Lüfte an und in den grauen, niederhängenden Nebel hinein. Im Tale zwischen den hohen Fichten liegen Steinblöcke, so groß wie ein Haus. Sie sind einmal herabgekommen von den Bergen vor hundert Jahren, oder vor tausend, oder irgend ein anderesmal. Wenn man dagewesen wäre, wie sie in weiten Sprüngen niedergehüpft kamen und in den Grund schlugen, daß der Sand hinsprühte stundenweit! Wenn man damals gerade auf dem Platz ge-

standen wäre! — Nun, weil man darunter nicht liegt, so will man darüber stehen. Die Knaben klettern den Steinblock hinan; wie sie oben stehen, schwingen sie ihre Mützen: „Juch! Juch!" und werfen lachend Schneeballen auf die Untenstehenden, die ihrerseits in keckem Anlaufe die Feste erstürmen wollen. Und ihre Wangen brennen vor Kampffreude und Winterlust.

Den Fußsteig durch das Gestämme heran schritt ein Mann in hohen Stiefeln und Lodenjoppe. Seine Hände, wovon die eine schlenkerte und die andere den Stock führte, staken in wulstigen, fingerlosen Wollfäustlingen, die Pelzmütze legte sich in zwei Lappen über die Ohren und war unter dem Kinn festgebunden. Der Schnurrbart hatte Eiszäpfchen, unter dem Filzschilde lugten ein Paar lebhafte Augen hervor und auf die johlenden Kinder hin.

„Ist der Moosbrandnerbub dabei?" fragte er mit rauher Stimme auf die Knaben hin.

„Hier!" rief ein kleiner Junge und hob seine Hand wie in der Schule, wenn aufgerufen wird. Er stak in einem etwas luftigen Zwilchhöslein und trappelte mit den Beinen, eines ums andere aufschwingend und dabei sich in die krebsroten Fäustchen hauchend.

„Halberfrorene Maus, du!" sagte zu ihm der Mann. „Du hast's not, daß du noch mit Schnee umtust. Lauf' heim zu deinem Vater. Sogleich lauf' heim!"

Das war der Arzt von Unterwies, und des Kleinen Vater, der Moosbrandner, war schwer krank. Sofort begann der Knabe zu laufen über den Schnee

hin der Waldschlucht zu. Aber die anderen blieben nicht zurück. Die leutselige Frage des Doktors, welches der Bravere in der Schule wäre, fanden sie nicht der Mühe wert zu beantworten, sie liefen dem kleinen Knaben nach, der in aufgestachelter Angst um seinen Vater wie ein Geistlein dahinhuschte zwischen den braunen Stämmen. In der Schlucht stieg der Weg steil an, aus dem Schnee ragten stumpfe Steine und Gesträucher, von denen der Schnee den weißen Flaum hinweggefegt hatte. In der Runse gurgelte eingeeistes Wasser.

Die Forellen werden alle erfrieren!" besorgte ein Knabe, der zur Sommerzeit hier mit der freien Hand manches Fischlein aus den Tümpeln gefangen hatte.

„Sie werden gewiß erfrieren", erklärte eines der Mädchen, das seine Händchen unter der Schürze zu wärmen suchte. „Der Lehrer sagt, daß sie auch noch kaltes Blut haben."

„Wie's ihnen wohltun müßt', wenn sie jetzt eingesalzen in die Bratglut kommen täten!"

„Glaubst? Probier's nur einmal du selber!"

So redeten die Kinder durcheinander, bis sie hinaufkamen, wo unter der Felswand die Köhlerhütte steht. Der kleine Moosbrandner war schon drinnen. Sie horchten, ob man nicht weinen hören könne. Nein. Der Vater lebt also noch.

Der Köhler war schon lange krank. Er lebte seit dem Tode des Weibes mit seinem Knaben allein in der Hütte. Nun hatten die Waldbauern eine alte Wärte-

rin beigestellt und schickten Milch, Brot und Erdäpfel, weil ihnen der Arzt nahegelegt, daß für den Mann Nahrung die beste Medizin sei. Die Fugen der Holzhütte waren mit Lehm verkleistert, die Fugen der kleinen Fenster waren mit Moos verstopft, die Zapfen, die am steilen Dache niederhingen, tropften, denn hier auf der Höhe war es wärmer, als unten.

Statt des Nebels legte sich Abenddämmerung über die Felswand hin. Zwischen der Hütte und der Bachrunse lag ein ebener Platz, auf dem halbverkohlte Pflöcke aus dem Schnee ragten. Das war die Kohlstätte. Vor der Hüttentür lehnte steil ein Holzstieglein, an dem schmutziger Schnee festgetreten war. An die Tür waren mit Kohle die Buchstaben der heiligen drei Könige gezeichnet und drei Kreuze. Es roch nach moderigem Stroh.

Als die Kinder nun an der Hütte standen und die Mädchen ihre Finger an den Mund legten, leise, leise — ob er nun schlafe oder gestorben sei! — machte einer der Knaben flüsternd den Vorschlag: „Wißt, was wir jetzt tun! Tun wir was beten, damit er wieder gesund wird!" Sofort war alles damit einverstanden, schon gar aus Erbarmen für den kleinen Moosbrandner, denn diese glücklichen Kinder konnten sich gar nicht denken, wie es möglich sei, keinen Vater und keine Mutter zu haben. — Sie stimmten halblaut das Vaterunser an, gerade so, wie sie es gemeinsam in der Schule beteten. Da sah ein Mädchen hinter der Fensterecke den oberen Kopfteil mit einem Auge vom kleinen Moosbrandner. Sie stieß

ihre Nachbarin mit dem Ellbogen, aber man konnte dem Auge in der Fensterecke nicht anmerken, ob es weine oder lache. Sie wiederholten das Vaterunser, und zwar schon etwas lauter. Aus der Hütte jedoch sah und hörte man nichts weiter. Da sagte ein Knabe leise zum andern: „Du, mich deucht, das hilft nit. Wir tun zu viel plappern. Wir tun nit fleißig genug mitdenken beim Beten. Mir sind alleweil die Forellen eingefallen, und dem Schuster-Ferdl sein Federbuschen.“

Der andere Knabe zuckte im Gebet plötzlich ab und rief dann: „Na, nachher glaub' ich's, daß das Beten nichts hilft. Wenn der dabei auf dem Schuster seinen Federbuschen denkt!“

„Nit gescheit seid's“, sagte eines der größeren Mädchen, „tun wir's einmal anders.“ Und im Kirchentone begann sie Folgendes zu sagen: „Lieber Gott, laß ihn gesund werden. Wir bitten dich tausendmal, laß ihn gesund werden!“ Und sie sagten es alle zusammen: „Laß dem Moosbrandner seinen Vater gesund werden. Tu's machen, guter himmlischer Gott, laß ihn wieder gesund werden. Laß ihn wieder gesund werden!“

Als sie hernach durchs Fenster das weinende Knabengesicht sahen, da fiel es einem Jungen ein: „Wir machen ihm nur's Sterben hart. Wenn's ihm aufgesetzt ist, daß er sterben muß und wir beten alleweil: Laß ihn gesund werden! Wie soll da was vorwärts gehen? Um eine glückliche Sterbstund' müssen wir beten.“ Und huben wieder an, das Vaterunser her-

zusagen alle miteinander. — Da wurde plötzlich die Haustür aufgerissen und ein Mann, in eine alte Bettdecke eingehüllt, mit den Armen ungelenk einen Besen schwingend, schalt mit kreischender Stimme auf die Kinder hin: „Werd's aufhören, ihr Fratzen! Was ist denn das für ein Lamentabel! Bin ich denn schon tot, daß ihr so plappert's? Geht's, marschiert's!" Ein fahles, wüstbärtiges Gesicht mit glurrenden Augen. — Der kranke Köhler Moosbrandner war's.

Die Kinder stoben wegshin und die Mädchen, auch etliche Knaben, zitterten an den Beinen, daß sie fast umfallen wollten.

Oben auf dem Waldanger begegnete den Kindern die Wärterin, ein buckliges, altes Weiblein, das mit einem großen Tonplutzer talwärts hastete.

„Seid's bei der Hütten vorbeigekommen?" fragte sie keifend, „lebt er noch?"

„O ja, o ja!" riefen die Kinder und eilten weiter.

Die Wärterin war tagsüber allein bei dem Kranken gewesen. Und als er „schlecht" zu werden anhub und dahinlag wie zum Sterben, da kam die Alte darauf, daß in der ganzen Hütte kein Weihwasser war. Kein Tropfen Weihwasser. Sie durchsuchte alle Gläser, Krüge, Töpfe und Scherben, sie fand gestockte Milch, Mehlbrei, Schießpulver, eingetrocknete Feldbohnen und Branntwein. Aber „Weihbrunn" nicht einen Tropfen. Ja, ist der Moosbrandner denn ein Abgestandener! Legt sich hin zum Sterben und hat nicht einen Tropfen Weihwasser im Haus! — Rasch entschlossen tat sie, was das Nötigste war. Sie

nahm einen bauchigen Milchplutzer, ging davon, trippelte hinauf zu den Hochwaldbauern, um Weihwasser zu holen, wie solches in jedem Bauernhaus zu finden sein muß. Bei dem ersten Bauern bekam sie nur ein paar Löffel voll, sie hatten selbst nicht mehr; aber es dünkte ihr, das sei zu wenig für den gottlosen Kohlenbrenner, und sie sammelte noch bei den übrigen Bauern, bis sie den Plutzer zur Hälfte voll hatte. So konnte sie nun wenigstens zu seiner Leichenbahre ein gefülltes Weihwassergefäß stellen, damit der Ganggerl doch nicht gar zu große Gewalt bekomme. Der „Ganggerl", das ist nämlich derjenige, welcher!

Der Moosbrandner harrte mit Schmerzen auf die Pflegerin. Es war ihm unbegreiflich gewesen, wie sie jählings so davonlaufen konnte. Als er sie nun mit dem Plutzer kommen sah, erwartete er frische Milch, nach der ihn dürstete.

„Gib mir gleich ein Kacherl voll", sagte er, ihr die abgezehrte Hand entgegenstreckend.

Sie schenkte in ein kleines Töpfchen und fragte: „Willst du's denn trinken? Ist auch recht, alleweil soll der Mensch sein Christentum einwendig haben." Und trocknete sich mit der Schürze die Nase.

Er richtete sich auf und nahm einen Schluck. — „Fii! Woher hast denn heut' die Milch, Kundl? Das ist ja keine Milch nit? Das ist Fensterschwitz, oder was. Ein gesalzenes Wasser, oder was."

„Trink' nur, trink'", eiferte sie an, „das wird dir leicht wohl besser tun als wie Milch. Wo dir eh kein Mensch mehr helfen kann. Heiliger Weihbrunn ist's!"

Da lag das Töpfchen auch schon auf dem Fletz zerschellt. —

Die Schulkinder der Hochwaldbauern getrauten sich den ganzen Winter nicht an der Hütte vorüberzugehen, aus Furcht, es könnte wieder der geisterhafte Mann mit dem Besen aus der Tür springen. Sie nahmen den Umweg über die Breitalm, wo es der Wildhege wegen verboten war, zu gehen. Den Jäger mit der Büchse fürchteten sie weniger als den Mann mit dem Besen, maßen sie auch manches Reh und Hirschlein zu sehen bekamen, das zum Fütterungsplatze herbeikam und von weitem ganz gemütlich auf die Kinder herschnupperte.

Im Frühjahr gingen die Hochwaldbauernkinder aber doch nach der Schule wieder mit dem kleinen Moosbrandner. Da war auch alles ganz anders. Auf dem See kräuselten die Wellen, sie waren schon so lau, daß man die Schuhe ausziehen und an seichten Stellen waten konnte. Das Festungsspiel bei den Steinblöcken war zwar nicht so tunlich wie im Winter, weil die richtigen Geschosse fehlten. Anstatt Schneeballen Steine, da gab es manchmal einen wirklich Blessierten. Hingegen war bei der Köhlerhütte jede Gefahr beseitigt. Da gab es nachgerade Vergnügen. Wenn die Meiler träge rauchten und keine glühenden Kohlen hervorzuhacken waren mit langstieligen Krampen, da hatte der alte Moosbrandner Zeit, vor der Hütte auf dem Schragen zu sitzen und — die Zither auf den Knien — lustige Stücklein aufzuspielen. Wenn man ihn fragte, warum er das Instrument nicht

lieber auf ein Brett stelle als auf die Schenkel, da antwortete er dreist, Menschenfleisch sei der beste Resonanzboden.

Die Kinder fragten nicht viel nach Resonanzboden, bei denen stimmt's ja immer. Die keckſten Knaben nahmen Mädchen her und tanzten auf dem schwarzen, glatten Löschboden, so daß die alte Kundl einmal zum Himmel den Klageruf stieß: „Er verdirbt auch noch die liebe Jugend!"

Der Köhler aber sagte: „Warum soll ich denn nit für die Kinder Zither schlagen? Sie haben ja dazumal so brav für mich gebetet."

„Der Weihbrunn hat dir geholfen", schrie die Alte erbost, daß er die Gnade nicht erkennen wollte.

Er hielt den zerzausten Kopf schief, blinzelte sie schalkhaft an, strich die Saiten, trat mit der Schuhspitze den Takt dazu und trällerte:

„Der Toifel hät mih freilih g'holt,
Scha long, scha long.
Ober wiar er's Kunderl siacht —
Do wird'n ongst und bong,
Und lauft davon."

Und so schelmisch guckte er dabei auf die Alte, daß sie von seiner Meinung, ihre Heiligkeit vertreibe den „Toifel", überzeugt war.

Im ganzen aber hält der alte Moosbrandner sich von nun an lieber zu den weltfrischen, treuherzigen Kindern als zu den alten Betschwestern und erreicht bei solcher Lebensweise wahrscheinlich ein hohes und frohes Alter.

Der Waldteufel.

In der Stadt Graz geht zeitweilig ein wunderlicher Mann um. Ein Mann mit klobigem, braunem Gesichte und einem großen roten Vollbart. Sein Lodenwams hat manchen Flicken, bisweilen sogar klaffende Nahte. Eine große Ledertasche an der Seite, oder ein Bündel von Wurzeln und Kräutern. Über dem Bauch baumelt ein großes Bockshorn, mitunter auch manch andere seltsame Zier, deren Vorhandensein den Leuten nicht einleuchten will. Wozu an der Hüfte das Skelett eines Schafskopfes? Schafsköpfe trägt man doch sonst nur über dem Schlüsselbein. Das Merkwürdigste an dem Manne ist ein Riesenhut mit hohem Spitz, in der Art der alten Tiroler „Sternstecher", nur noch viel größer; die breiten Krempen beherbergen den ganzen breitschulterigen Kumpan auf das beste. Dieser Hut ist zumeist mit wilden Blumen geschmückt, besonders aber mit Hahnen- oder Geierfedern, die hoch und keck in den Himmel hineinstechen. Sehr langsam schleift er dahin, immer wieder stehen bleibend, um mit singendem Rufe sich bemerkbar zu machen. Ich habe manchmal bemerkt, wie der Mann nicht ganz sicher durch die Straßen

schritt; das ging nicht immer gerade aus, so wie es wohl sein Wille gewesen wäre. Gerne singt er ein dreistes Liedel oder läßt gar einen „Juchezer" fahren. Bisweilen aber grollt und flucht er — und hat Grund dazu. Die Gassenjugend, die „liebe", tut ihn nämlich manchmal gern ein wenig „aushetzen", weshalb die Polizei ihn immer abschaffen will, anstatt die Gassenbuben abzuschaffen. Sie meint wohl, er solle nicht Ärgernis geben, und die gibt er auch nicht, so viel ich weiß. Es gibt viel ärgerlichere Dinge auf der Welt, als die absonderliche Tracht dieses lustigen Sonderlings, und werden doch nicht abgeschafft. Den Namen „Waldteufel" hat man ihm geschenkt, er hat ihn freundlich angenommen, erstens, weil er am Geierkogel eine alte Waldhütte bewohnte, zweitens, weil er im Walde Beeren, Pilze, Heilkräuter und Wacholderstauden sammelt, um sie den Stadtleuten zu verkaufen, und drittens, weil ja der Titel zu seiner äußeren Erscheinung nicht übel paßt. Wie andere Geschäftsleute ihre Orden und Ehrentitel, so benützt er den seinen zur Reklame und man kann manche Hauswirtin eilig über die Treppen herablaufen sehen, wenn sie nach dem Geschrei vernommen, daß der Waldteufel in der Nähe sei. Da lacht er dann gemütlich, bietet seine Wacholderstauden aus und meint, er möchte die „Kranabeten" gern in „Kranabetenen" umsetzen. Dieses Teufels einziges Höllenfeuer dürfte das Feuer des Wacholderbranntweins sein.

Wo der Mann sich zeigt, mit jemandem spricht, oder auch mit sich selber, oder mit einer Straßen-

laterne, oder mit einer Statue, da sammelt sich um ihn bald ein Kreis von Zuhörern, die teils mit Neugierde, teils mit spöttischer oder mißtrauischer Geberde die Gestalt anstaunen, bis dann plötzlich irgend so ein Range hervorspringt, an seinen Kleidern zerrt oder ihn mit Staub bewirft.

Eines schönen Maimorgens sah ich den „Waldteufel" — umringt wieder von Neugierigen — vor dem neuen Hamerlingdenkmal stehen. Er schien gerade vertieft zu sein in ein Gespräch mit dem Dichter. „Du bist ein gescheiter Mensch gewesen," hörte ich ihn noch sagen mit seiner rauhen Stimme, „hast ihnen schon immer einmal was gesagt, denen, was sie nit ins Hutbandel stecken. Ein gescheiter Mensch! So wie auch ich einer bin!" Dabei verzerrte er sein klobiges Antlitz zu einer Fratze, als ob er seiner eigenen Gescheitheit ein Gesicht schneiden wollte. Der steinerne Dichter hat ihm nicht geantwortet; der lebendige Hamerling hätte für diesen Mann gewiß ein gutes Wort gehabt, obschon er solche Leute gerne mir überließ. „Die Waldteufel gehören Ihnen," sagte er einmal, „mit diesen wissen Sie besser umzugehen als unsereiner, dem die Stadtteufel so viel zu schaffen machen." Übrigens glaube ich, daß er das Wort „Stadtteufel" gar nicht ausgesprochen hat; man verstand auch, wenn er in halben Sätzen redete. Nun aber mit diesem „Waldteufel" wußte auch ich nichts anzufangen. So vor Leuten zu ihm hintreten und fragen: „Wie geht's euch! Wie lebt ihr? Was ist euch schon alles passiert? Was denkt ihr? Erzählt

mir etwas! — das mag ich nicht, würde bei solchen Menschen auch nicht anschlagen. Oder man wird tüchtig gefoppt. Da heißt's möglichst gleichgültig dreinschauen und warten, bis so einer selber anfängt. Und mein Waldteufel fing bald an.

Diesmal hatte er einen besonders merkwürdigen Hut auf. Auch der hatte die Form der Sternstecher, nur dünkt mich, er wäre noch wuchtiger und riesiger als seine sonstige Kopfbedeckung, die wohl aus derbem Filz gewesen. Manchmal war solcher Hut beklebt mit illustrierten Zeitungsannoncen, weiß aber nicht, ob zur selbstgewählten Zier oder ob schlaue Geschäftsleute sie ihm angeschwätzt hatten, so daß er für sie eine wandelnde Annoncensäule abgab. Ich vermute den Mann des Lesens unkundig und manchmal ein Opfer fremden Vorwitzes. Diesmal war der Hut aus Baumrinden gemacht, in doppelter Schichte, daß er besser halten sollte; die ungeheuren Krempen waren zierlich gezackt. Aber diese Krempen hatten ein paar Löcher. Der Hagel hatte ihn geschlagen. Er pflege — sagte der Mann in langsamer, gemütlicher Tonart — bei Ungewittern nie unter einen Baum zu gehen, er bleibe auf freiem Felde stehen und warte, bis es vorüber sei. Das sei sonst schier am sichersten, aber diesmal habe ihm der Hagel die Löcher geschlagen. Nun, es sei ja recht. Sonst hätte er doch auch nichts, was ihm der Hagel schlagen könne. Außer diesen Hut hätte er wohl einmal ein Haus gehabt, aber das sei ihm abgebrannt. Sei ihm immer noch leid um dieses Haus, seien ihm viel Altertümer mitverbrannt.

Er meinte damit wahrscheinlich alte Kleider, besonders aber den weitbekannten Filzhut, den er sich vor vierzig Jahren selbst gebaut hatte. Um seine Angabe zu bezeugen, zog er ein Zeitungsblatt aus dem Sack; als er das abgegriffene Papier mit ungeschickten Fingern entfaltete, wollte es gleich auseinanderfallen, als ob auch diese letzte Erinnerung an seine Hütte zunichte werden sollte. Da stand denn in einer Notiz beiläufig erwähnt, daß am Geierkogel eine Hütte abgebrannt sei, in welcher der sogenannte Waldteufel sich manchmal aufgehalten habe. — So weit war auch dieser Naturmensch schon von der Kultur beleckt, daß er sich nun etwas Besonderes dünkte, „weil er in der Zeitung stand". — Ja, Alter, das hat man davon, wenn man in die Stadt geht, Pilze und Kranabetstauden zu verkaufen. In die Zeitung kommt man, gedruckt wird man, gerade so wie der Dichter, der dort in Stein auf dem Sockel sitzt. Da sagte er auf einmal: „Ihr Herren! Wenn ich alle Steine, die mir in Graz die Gassenbuben schon nachgeworfen haben, zusammengetragen hätte auf einen Haufen, es wäre auch ein Denkmal. Wäre auch eins! Nirgends so als wie da, daß mich die Kinder aushetzen."

Es steht zu vermuten, daß der Mann auch das Wort so übertreibt wie den Hut. Es gibt ja wohl böse Buben, hier wie dort. Der Unterschied, daß die Landkinder sich vor dem Waldteufel fürchten, während die Stadtjugend mit ihm ihren Spaß hat. Wie die löbliche Polizei sagt, Ursache daran wird doch wohl er selber sein mit seiner auffallenden Tracht. Ob er sich

aus Eitelkeit so trägt? Oder ob er damit die Aufmerksamkeit der Leute aus praktischen Gründen auf sich lenken will? Vielleicht beides. Leicht ist sein Geschick sicherlich nicht. Wenigstens nicht in unseren Augen. Er selbst — wenn man ihn so sprechen hört — wüßte allerdings nicht, was ihm fehlt. Es müßten nur die „Altertümer" sein, die ihm verbrannt sind.

Als Beweis für die Schlauheit des Waldteufels wird ein Stücklein erzählt. Wandern da einige bergfrohe Herren aus der Stadt auf den Geierkogel. Der Weg ist weit und die Sonne brennt heiß. Nirgends im Kalkboden eine Quelle, nirgends ein Labsal! Endlich ein Haus, vor dem einige Knechte stehen, darunter der wilde Waldteufel. Freundlich bitten die Ausflügler um einen Trunk Wasser, der ihnen gern und ohne Anspruch auf Bezahlung gewährt wird. Mit einem herzlichen „Gelt's Gott!" wollen sich die Städter wieder entfernen, da fängt der Waldteufel zu schreien an: „Ich muß das Wasser weit hertragen und ihr schenkt es den reichen Städtern. Holt euch von morgen ab selber das Wasser herauf!" Natürlich griffen die Herren sofort in die Tasche und legten Nickel auf Nickel in die nun demütig dargebotene Hand des Waldteufels. Kaum waren die Ausflügler außer Hörweite, da reichte der Fechtbruder seine Kollekte den Knechten mit den Worten: „Da habt's zwei Gulden fünfzig, und merkt's euch, wie leicht man bei den Städtern Geld verdienen kann!" Es braucht nur noch erwähnt zu werden, daß sich der Waldteufel nie mit Wassertragen abgegeben hat.

So ist es ihm sein Lebtag gut gegangen. Sein Vater, ein Tiroler, hat seine Mutter, eine Kärntnerin geheiratet. Und das Kind nachher ist ein Steirer geworden. Also drei Heimländer. Wer hat mehr? Er ist sein Lebtag viel gereist. Nicht bloß in den drei Heimatländern, wohl auch in Italien, im Küstenland und weiter um. Sein Vater war Künstler, Holzschnitzler, und ist dann mit seinen Waren: Holzschüsseln, Kornschaufeln, Kochlöffeln und dergleichen hausieren gegangen. Der Sohn ist überall mit ihm gewesen. Nicht jede Nacht haben sie ihr Quartier gefunden.

Nun, im Freien ist's auch bequemer, da hat man weit genug, hat frische Luft und wird nicht geniert. Das Gras auf der Wiese ist auch ein Federbett, ein ganz frisches, und kein Königskind hat ein süßeres Schlaflied, als das die Grillen singen. Aber noch lieber ist der „Franz" auf Steinhausen gelegen, da kann man sich mit den Ellbogen das Bett graben wie man's gern hat. „San die Gliederlan wohl immer a bissel steif worden; muß einer nachher halt wieder brav laufen, alsdann werden sie schon wieder gelenkig."

„Und hat's euch nicht geschadet, bei Nacht und Wetter so im Freien schlafen?"

„Bis jetzt nit. Gesund, Gott sei Dank, bin ich alleweil gewest."

„Wie alt seid ihr denn?"

„Im Achtunddreißigerjahr geboren."

„Was? Und nicht ein graues Gran im Bart!"

„Aber da, lieber Herr!“

Er hob seinen Hut vom Kopf, da hatte er noch eine schwarze Haube auf, wohl zum Schutz vor dem drückenden Baumrindendach. Das verschwitzte Haar recht üppig, aber doch manch grauer Faden.

„Seht ihr, und so einen alten Herrn will die Polizei abschaffen!“ Er sagte es munter gegen einen Sicherheitswachmann hin, der den Waldteufel schon lange beobachtet hatte, ohne ein Arg an ihm zu finden. Dann hob er mit beiden Händen den Hut langsam und bedächtig wieder auf den Kopf. Einer, der diesen Hut vorwitzigerweise versucht, behauptete, er wiege wenigstens fünf Pfund. Dem Manne schien die Gefahr des Abgeschafftwerdens nicht aus dem Kopfe zu gehen. Es schien ihm schon oft passiert zu sein, obwohl die Behörden nie recht wußten, wohin mit ihm. Von den drei schönen Alpenländern wollte jedes das bescheidenste sein und auf den drolligen Vagabunden verzichten. Er wäre ja doch in keinem geblieben. „Ich tu' halt so viel gern reisen, so viel gern reisen! Und abgeschafft werden wir alle einmal!“ lachte er laut, gegen den Wachmann hin. „Bis wir alt sind, werden wir alle abgeschafft. Aber ich bin decht noch jung.“

„Ja, bloß sechsundsechzig Jahre!“ redete ich drein.

„Was ist das, sechsundsechzig Jahr! Meine Mutter ist hundertvier Jahr alt geworden. Mein Vater ist hundertvierzehn Jahr alt geworden, weil er brav Schnaps getrunken hat. Heut' kunnten sie noch leben, wenn —“. Er hielt ein mit irgend einer Anklage

und setzte schmunzelnd bei: „Wenn sie nit gestorben wären."

„So habt auch Ihr Aussicht, alt zu werden?"

„Ich werde zweiundachtzig Jahre alt," antwortete er fest und ruhig. „Damit wir zusammen dreihundert Jahr ausmachen, alle drei. Dreihundert ist kein Spott mehr. Mein Vater hat allemal gesagt, er möcht's gern derleben, daß die Leut' gescheiter werden. Hundertvierzehn Jahr ist er alt worden und hat's doch nit derwarten mögen. So lang mag ich nit leben, so lang nit. Nur das möcht' ich noch sehen, wie's ausschauen wird auf der Welt, bis die Leut' noch dümmer geworden sind."

Da hatten wir gleich seine Meinung über den Stand unserer Kultur. Er brauchte keine langen anarchistischen Reden zu halten, keine pessimistischen Bücher zu schreiben — das eine Wort sagte alles. Er, der keinen anderen Rock hat, als das in allen Nahten klaffende Lodenwams, kein anderes Dach, als den ungeheuren Rindenhut — von der Art seiner Nahrung war überhaupt nicht die Rede — er fühlte sich erhöht über die Millionen der Durchschnittsmenschen, die ihn erst dann interessieren werden, bis sie noch dümmer geworden sind.

Wie war nun diesem stolzen armen Manne beizukommen? „Waren" hatte er diesmal nicht bei sich, die ihm etwa abzukaufen gewesen wären. War man sicher, daß der hohe Herr, der bedürfnislose, freie König des Waldes, eine bescheidene Gabe nicht zurückweisen würde?

„Wie würdet Ihr es halten?“ fragte ich ihn tückisch, „wenn ein armer, braver und ganz zufriedener Mensch dastände und jemand gäbe ihm ein Silberstück in die Hand. Wäre das gescheit oder dumm?“

„Das wäre gescheit, das wäre gescheit!“ rief er aus.

„Und was glaubtet Ihr, daß der arme, brave und ganz zufriedene Mensch mit dem Silberstück anfangen würde?“

„Schnaps kaufen! Schnaps kaufen!“

So weit ging sein Freiheitsstolz — und nicht weiter. Alle Bande hatte er abgestreift oder gesprengt, aber der Schnaps war sein Herr und Gebieter geblieben. Doch ich sah ihn keinen trinken. Ehe wir auseinandergingen, vertraute er mir noch ein Geheimnis an. Er sei gesonnen, sich demnächst zu veräußern. Er stehe in Unterhandlung mit der medizinischen Fakultät, er wolle ihr seinen heiligen Leib verkaufen. Bei dem Worte heilig schnitt er eine ganz abenteuerliche Grimasse. Er glaube, mit fünfhundert Gulden sei der Waldteufel nicht überzahlt, aber man spare immer am unrechten Orte und wolle ihm nur dreihundert geben. So viel aber sei die Haut allein wert, wenn sie ausgestopft werde. Was habe er denn für die Knochen? Daß diese auch hübsch was nutz seien, beweise er jedem, der es bewiesen haben wolle. Er hob den Arm mit der geballten Faust; das war allerdings achtunggebietend. Indeß hätte ihm ein Wachmann geraten, sich nicht voreilig zu verkaufen, er lebe dann keine drei Wochen mehr! Die Studenten

seien so viel gierige Leut', die würden seinen Tod, der erst nach vierzig oder fünfzig Jahren eintrete, nicht abwarten wollen, sondern recht bald mit „einem Stupferl von hinten" nachhelfen, daß sie zu ihrem Kadaver kämen. Dann werde er am Arm gezeichnet und dürfe auch nicht nach Amerika, oder sonst übers große Wasser. Als Mann der Freiheit vertrage er das nicht. Es sei also eine Lebensfrage, ob er sich derweil nicht doch noch behalten solle. Es werde am besten sein, er gehe fleißig betteln. — Und machte sich auch gleich ans Tagewerk.

Weiter weiß ich nichts von ihm. Vielleicht läßt sich gelegentlich mehr erfahren. Jedenfalls erreicht der Mann ein hohes Alter, besonders, wenn er nach dem Grundsatz seines Vaters so lange leben will, bis die Leute gescheiter geworden sind.

Am Tage der Sonne.

Der Wildeisboden ist eine der höchsten Erhebungen unserer Alpen. Er ist eine meilenweite Landschaft für sich mit Berg und Tal. Während sonst in den Tälern und auf den Ebenen aperer Boden ist und der Schnee nur an den Bergen hängt, ist es dort umgekehrt, die Felsgipfel erheben sich nackt und kahl, in den Talungen und Mulbungen liegt Schnee, ewiger Schnee, toter Schnee — Gletscher. Wer einmal auf einem jener braunen, zerklüfteten Felsgipfel gestanden, der hat es für sein ganzes Leben. Er hat eine Welt gesehen, in der nichts ist als Stein und Eis, so weit das Auge reicht. Ferne Gebirge, die ebenfalls Gletscher tragen, schließen sich scheinbar an die Wüste der Wildeisböden (man gebraucht den Namen auch in der Mehrzahl); die tiefen Täler, die dazwischen liegen, nimmt das Auge nicht wahr. Nach allen Weltgegenden furchen sich die Täler aus von diesen Wildeisböden und ihre grauen Gletscherwässer fließen in alle Meere.

In eines dieser Täler müssen wir hinabsteigen. Ich werde den Leser anseilen, um ihn zu erinnern an die Beschwerden und Gefahren dieses viele Stun-

den langen Abstieges, bei dem im letzten Jahrzehnte mehr als ein Hochtourist das Leben eingebüßt haben. Das Tal zieht gegen Westen hin und krümmt sich später etwas gegen Nordwesten, weit draußen eine scharfe Scharte lassend, aus der die sonnigen Vorgelände blau hereinschimmern. Zur Linken dieses Tales zieht sich vom oberen Wildeisboden das schauerlich wüste Fels- und Eisgebirge hin, dessen zerklüftete Nordwände fast senkrecht bis zur Talsohle niederstürzen. Zur Rechten, ebenfalls vom Wildeisbodenstock abdachend, steht ein hoher Bergwall von kahlen Kuppen, Felsriffen und Almen, auf denen goldener Sonnenschein liegt, während die Nordwände des Gebirges zur Linken nur hoch an den Vorsprüngen und Türmen beleuchtet sind, tiefer herab im ewigen Schatten dämmern. Der Bach, der in vielen Runsen und Fällen vom Wildeisboden niederstürzt, braust in schneeweißen Schäumen durch das ganze meilenlange Tal hinaus, er ist mehr eine Kette von Wasserfällen als ein Bach. Holzblöcke, die am Fuße der Böden in dieses Wasser fallen, kommen ganz zerschlagen erst nach zwei Tagen draußen an, wo das Gebirge sich sachte in Hügelgelände verliert.

Dort, wo aus Gletscherbereichen das Wasser niederstürzt in den Engkessel des hinteren Tales, wächst auf den schmalen Matten, zwischen Bach, Gewände und Felsblöcken kurzes, kümmerliches Gras und unter knorrigem Knieholz steht dort und da ein von Sturm zerrissener, halbverdorrter Fichtenstamm. An einer etwas erhöhten Stelle an den wüst und schwindelnd

aufragenden Sollerwänden steht eine Gruppe von solchen Bäumen, unter deren Schutz eine kleine Holzhütte sich duckt. Seit die Welt steht, ist in diesem Bergwinkel kein Vogelgesang und kein Grillengezirpe vernommen worden; selbst wenn solche Tierlein hier hausten, erstürbe ihr Sang in dem Brausen der Wasser. Seit die Welt steht, ist kein Sonnenstrahl gefallen in diesen Engkessel am Fuße der Sollerwände. Der Sonne Widerschein, der von den gegenüberstehenden Almkuppen herabkommt, legt ein mattes, trauriges Licht auf die beständige Dämmer in der Tiefe. Von der Hütte gegen den Bach hin erstreckt sich eine Böschung aus Schutt und Stein. Wenn man auf derselben etwa hundertfünfzig Schritte lang dahinklettert, so kommt man zu einer flachen Felsplatte, die wie ein Tisch auf anderen Steinen ruht. Sie ist immer feucht von dem Nebelstaub, der aus dem schäumenden Wasser der Tiefe heraussteigt. Der Engkessel heißt die Not. Aber von dem Felstische aus kann man einmal im Jahre Wunder sehen. Am 22., 23. und 24. Juni zur Abendstunde erscheint hier die Sonne.

Wenn man von diesem Punkte aus talabwärts schaut, so sieht man ganz unten, wo die lichte Himmelsscharte hereinblinkt, links als letzten Vorsprung der hohen Bergkette eine scharfe Felswand stehen. Ihr fast senkrechter Absturz, der 1500 Meter hoch sein soll, bildet eine schnurgerade Linie vom Himmel bis in die tiefste Talniederung, mit dem gegenüberstehenden Waldberghang die lichte Himmelsscharte einrahmend. Dieser wuchtige Felsvorsprung hat zwei

Namen: er heißt Donnerstein und auch Sonnwender. Wenn im Engkessel, die Not genannt, an den Wänden ein Gemsjäger steht, oder auf den gegenüberliegenden Almen ein Hirte, und es erhebt sich in den Wildeisböden ein Gewitter, so hört er bei jedem Blitz zwei Donnerschläge. Den einen zuerst über dem Gletscher und den andern eine Weile später vom Donnerstein herein. Drei Vaterunser, sagen die Hirten, soll man bequem beten können, bis nach dem ersten Schlag der zweite hereinkommt. Dieses Widerhalles wegen heißt jene Felswand der Donnerstein. Der Sonnwender ist sie genannt, weil an den genannten Junitagen abends um halb 8 Uhr hinter dem Profil der Wand die Sonne hervorkommt und einige Minuten in die Not hereinleuchtet, ehe sie in der Scharte untergeht. Die Hütte unter den Schirmfichten erreicht sie auch zu dieser Zeit nicht, weil dieser Grund eben zu jenen Schattengeländen gehört, auf die seit der Welt Ursprung bis zur letzten Urständ kein Sonnenstrahl fällt. Wenn also jene Tage kommen, gehen die wenigen Hüttenbewohner längs des Schuttwalles hinaus bis zum steinernen Tisch und warten, bis hinter dem Donnerstein die liebe Sonne hervortaucht. Und wenn sie kommt, schauen die Leute schweigend auf sie hin, so lange, bis sie in der untersten Schartenecke verschwunden ist. Am ersten Abend der drei Tage taucht von der Sonne nur die Hälfte hervor, dann sinkt sie hinten hinab; am zweiten Tage löst sie sich in ihrer ganzen Runde aus der Felswand hervor, leuchtet in mildem, rötlichem Abendschein und sinkt

in den Trichter hinab. Am dritten Tage lodert nur wieder die halbe Scheibe hervor, ehe sie untergeht. Ist sie dahin, dann gehen die Leute wieder der einsamen Hütte zu, um neuerdings ein Jahr auf den Besuch der Sonne zu warten. Am vierten Tage — so behauptet man — würde die Sonne nicht mehr sichtbar und nur ein strahlender Glanz gehe aus vom Donnerstein, vor Sonnenuntergang.

In der Hütte wohnte zur Zeit dieser kleinen Geschichte der alte Hirte Bastian mit seinem Weibe, seiner Tochter, ihrem Manne und ihrem Knäblein. Es waren Hirten ohne Herde. Zur Sommerzeit, wenn aus den Dörfern der unteren Gegenden die Rinder, Pferde und Schafe auf die Almen geführt wurden, übernahm es die Familie des Bastian, über die Tiere zu wachen, daß sie sich nicht verliefen und daß sie den gefährlichen Absturzstellen ferne blieben.

Wenn bei schlechtem Wetter die Herden sich versammelten unter Schirmtannen, wie sie da und dort standen, ging von den Bastianleuten eines hinauf, zählte sie ab und teilte unter ihnen Salz oder Mehl aus; war eines der Tiere krank oder fehlte eines, dann mußte nach dem Eigentümer eine Botschaft geschickt werden. Trotz der Hunderte von Stücken mußten die Hirten jedes einzelne Rind oder Pferd unterscheiden und wissen, wem es zugehört. An den Schafen waren nur die Rudel zu merken, die sich je nach der Zusammengehörigkeit von Haus aus sonderten und sich nie miteinander vermengten. Bei diesem Hüterdienst, der im Hoch- und Nachsommer etwa acht oder zehn

Wochen lang währte, bis die ersten Schneestürme niederwirbelten von den Böden, verdiente sich die Familie so viel, um den Winter über leben zu können. Um sich einen Notpfennig zu erhausen, arbeitete der Schwiegersohn Killi manchmal im Holzschlag. Dieses Hirtenamt war seit alten Zeiten an die Leute des Bastian geknüpft, die man auch die Unterwander hieß, weil sie unter der großen Sollerwand ihre Hütte hatten.

Bastians Vater hatte drüben am sonnseitigen Hang die Hütte gebaut. Da war eines Maientags der Föhn gekommen und hatte hoch oben am Kar die Schneelawine gelöst. Diese kam niedergefahren, ihr Luftdruck fegte die Hütte weg und schleuderte die Trümmer mehrere hundert Klafter weit über das Tal, über das Wasser bis an die Felswand der Schattseite. Die Einwohner waren an demselben Tage draußen im fernen Kirchdorf bei der Fronleichnamsprozession gewesen. Als sie heimkamen ins Hochtal und kein Heim mehr fanden, da taten die drei armen Menschen ganz verschiedene Dinge. Das Weib weinte, der Sohn fluchte und der Vater betete ein Dankgebet, daß sie durch das „allerheiligste Altarssakrament" gerettet worden seien. Die Nacht über schliefen sie in einer Felsnische, am nächsten Tage begannen sie aus den Trümmern eine neue Hütte zu bauen unter der senkrechten Wand bei den Schirmbäumen. Seitdem stand das Haus der Hirtenfamilie in dem ewigen Schatten. Zwar nun das Weib und die Kinder des Bastian hatten Sonne genug, wenn sie auf den Almen umherstiegen bei den schellenden Herden. Der

alte Bastian jedoch hatte schon seit Jahr und Tag keinen Sonnenstrahl mehr gesehen. Er war einst, als er die von den Wildeisböden niedergehende Gletscherzunge zu überschreiten hatte, durch den Schneesteg gebrochen und in eine Eisspalte gefallen. Dort unten stak er neun Stunden lang, ehe er gefunden und gerettet werden konnte. Nach monatelanger Krankheit genas er, aber die Füße blieben lahm und tot. Der Bastian war ein Krüppel, der durch das Fensterlein in ohnmächtigem Wehe hinaufblickte zu den sonnigen Kuppen. Er hatte nie vorher empfunden, daß die Sonne so einzig nicht zu entraten ist. Nun konnte er mit dem alten Attingshausen klagen: „Wenn die liebe Sonne zu mir nicht kommt, ich kann ihr nicht mehr folgen auf den Bergen!“ — Nein, sie kam nicht zu ihm, die liebe Sonne. Als nach seinem Unglückstage der erste Sonnwendtag war und die Bewohner der Hütte den einjährigen Enkelknaben hinaustrugen zum steinernen Tisch, um dem Kinde die Sonne zu zeigen, lag der Sebast noch auf dem Krankenbette. In dem darauffolgenden Jahre hätte der Alte sich wohl auf einem Steinkarren hinausschieben lassen über den Schuttwall, aber es war trüber, regnender Himmel, und wieder war die Sonne verspielt für ein ganzes Jahr. Nun aber kam die dritte Sonnenwende.

Die Sonne spannte ihre höchsten Bogen in den Himmel auf, aber den Zenit erreichte sie nicht und über die Zinnen der Sollerwände kam sie nicht. Jenseits stieg der goldige Schein herab über Alm und Wald, aber ins Tal kam er nicht. Gegen Abend be-

gannen die Schatten, wie aus der Unterwelt steigend, den Berghang hinaufzukriechen, höher und höher die bunten Farben der Wälder und Matten löschend, bis endlich auch die höchsten lichten Gipfel zu dunklen Wuchten geworden waren. Die Not mit ihren Felsblöcken und ihren verwitterten Baumgruppen und ihrer Menschenhütte versank in dunkle Nacht. Am 22. Juni war der alte Sebast schon früh morgens rege und blickte aus, wie der Himmel sei. So viel von ihm niedersah, er war tiefblau und die Almkuppen leuchteten rein, wie grünliches Gold. Es ist der Tag der Sonne. Noch fünfzehn Stunden und er wird die Sonne sehen!

Zur Mittagszeit hatten sich über die Zacken der Wildeisböden ein paar milchweiße Wolkentürme heraufgebaut. Am Nachmittag zerfransten sie sich und verschwanden. Der Alte kratzte mit dem Schermesser seine Bartstoppeln weg und zog sein Sonntagsgewand an nach langer Zeit. Er merkte, es war ihm recht weit und luftig geworden. Auch sein Weib kleidete sich besser und die Tochter richtete ihr Knäblein festlich her, wusch ihm mit feuchtem Lappen das blasse Gesichtlein und strählte ihm das flachsfalbe Haar. So richteten sie sich her zum Empfang der Sonne. Der Bastian saß schon auf seinem Sandkarren und blickte ununterbrochen hinaus in die lichte Scharte. Ja, sie war licht, aber blaßlicht und mit einer Dunstschicht überzogen, die sich rasch verdichtete. Als sie hinausfuhren über den Schuttwall, standen in der Scharte bleigraue Wolken, aus denen es blitzte. Es war halb

acht, und es wurde acht Uhr und hinter dem Donnerstein kam keine Sonne hervor. Betrübt kehrten sie in der Dämmerung zur Hütte zurück — hoffend auf den nächsten Tag.

Am nächsten Tage regnete es vom Morgen bis zum Abend und die Nebel hingen so tief nieder, daß nicht einmal die Scharte zu sehen war am Donnerstein. Am dritten Tage regnete es nicht, aber der Himmel war umzogen und auf den Bergen hingen Nebel. Der Knabe hüpfte den ganzen Tag um die Hütte herum und jauchzte, er werde die Sonne sehen, die liebe schöne Sonne!

„Du wirst sie freilich sehen, Kind," sagte der Großvater zu ihm, „du bist jung. Aber ich werde wohl ohne Sonnenuntergang schlafen gehen müssen."

Am Nachmittage heiterte es sich auf, am Abende leuchtete die Scharte im hellen, wolkenlosen Himmelslichte. Der Tochtermann war nicht zu Hause, war im Gebirge bei den Herden. Das Weib und die Tochter spannten sich an den Karren, in dem der Bastian kauerte; der dreijährige Knabe schob hinten nach und so zogen sie in feierlicher Andacht den rauhen Wall hinaus bis zum steinernen Tisch. Dort standen sie und blickten auf die Scharte hin, die zwischen den beiden Berglinien immer heller und heller wurde. Der Bastian blieb im Karren und legte die Hände gefaltet auf den Tisch, sie zitterten ein wenig. Neben ihm hockte sein auch schon mühseliges Weib. Die junge Mutter hatte den Knaben auf den Schoß genommen und gesagt: „Jetzt mußt du schön still sein, Kind. Es

kommt die liebe Sonne.“ Aber das hörte man nicht, denn es donnerten die Wasser in der Schlucht. Die vier Menschen blickten schweigend.

Hinter dem Absturz des Donnersteins begann es blendend hell zu blinken. Dann quoll aus der Wand eine glühende Lohe, ein feuriger Bogen, immer größer und weiter sich dehnend, bis die ganze funkelnde Sonnenscheibe in der Scharte stand und ihr rosiges Licht hereinlegte durch das tiefe Engtal. — Ein paar Minuten stand sie so da in stiller Majestät, dann plattete sich der untere Rand und die Sonne versank allmählich ins Dunkle.

Als sie verschwunden war, rief der Knabe: „Ist das die liebe Sonne gewesen?“ Die Frauen jubelten jetzt. Die Gnade war größer gewesen, als sie erwartet hatten. Die ganze Sonne hatten sie gesehen, während sie als am dritten Tage nur einen Teil von ihr erwartet. Es ändert sich nicht der Lauf der Gestirne, aber es irren die Menschen.

„Und wie geschwind alles wieder vorüber ist!“ sagte die alte Frau; sie zog ihren Loden um die Achseln zusammen, denn es strich die frostige Abendluft.

„Ihr solltet doch beten, so lange die Sonne da ist,“ sprach der Greis, er mußte es schreien und hielt immer seine Hände gefaltet auf den Tisch gelegt.

„Gott der Herr führe uns all' zur ewigen Freud' und Seligkeit, Amen.“ So betete die Frau, „und nun, Alter, wollen wir wieder in die Stube fahren.“

„So wartet doch, bis die Sonne unten ist!“ rief er laut.

„Sie ist ja schon lange unten, Vater, und es wird dunkel.“

Da schrie der Alte, die Sonne sei noch da, er sehe sie! Er sehe sie groß und tanzend vor seinen Augen stehen! Dann tastete er nach der Hand seines Weibes und tastete mit den Händen in die leere Luft und rief: „Was ist denn das? — Was ist denn das? Jetzt sind zwei Sonnen da! Jetzt sind drei Sonnen da! Sie tanzen in allen Farben. Was ist denn das?“

Die Frauen brachten ihn in die Hütte. Den Bastian umtanzten die Sonnen noch stundenlang. Und als der Morgen tagte und auf den gegenüberstehenden Kuppen wieder der goldige Schein lag — sah der Alte nichts mehr. Er war erblindet.

Nach einer Weile kamen Leute zusammen und schauten den armen Mann an, der hilflos im Winkel der dunklen Stube kauerte. Sie sagten, der schwache Augennerv sei von der grellen Sonne getötet worden, in die er anhaltend geblickt hatte.

Der Bastian saß da und sagte nichts als „In Gottesnamen!“ Er hat sein Gesicht keinem Fenster und keiner besonnten Bergkuppe und keiner Herdglut und keiner Kienspanfackel mehr zugewendet; ein unendliches Meer von Dunkelheit umgab den hinsiechenden Greis. Aber in dieser Dunkelheit begannen wieder zu kreisen, bald blasser, bald heller, die feurigen Sonnenräder. Der alte Hirte merkte es kaum, wie seine Seele auf solchem Sonnenwagen sachte entführt wurde empor zum ewigen Licht.

In der Finster.

Endlich, nach sieben Jahren, wagte er es. Sieben Jahre lang war er im Exil gewesen ganz hinten an der Schweizergrenze, wo die Welt Vorarlberg heißt. Dort in der Holzschlagarbeit hatte er Schutz gesucht und gefunden vor dem Frauenzimmer. Daheim im Steirischen war sie und wartete auf ihn. „Hansjörg!“ hatte sie gesagt, „du weißt, wie wir stehen miteinand und du mußt mich heiraten!“

Wie sie standen, oder vielmehr gestanden waren zu einander, das wußte er freilich. Beiläufig so, wie zwei hitzige Leute, die sich im Vorübergehen einmal gern gehabt hatten. Und daran nun hakte die Mariandl ihre Kette. Der einfältige Hansjörg wollte nicht, konnte auch nicht, weil er nicht Nutz und Nest hatte, glaubte aber, daß er müsse. Sie hatte ja sogar hitzigerweise gedroht, ihn einsperren zu lassen, wenn er sie nicht zu seinem Weibe nehme — daraufhin war er also geflohen und hatte sich sieben Jahre lang nicht mehr blicken lassen in seiner schönen Heimat Franzensfeld auf der hohen Au. Träumen tat er in dieser Zeit oft von der hohen Au und den frohen Jugend-

tagen dort, und wenn seinen Wald Fremde durchreisten und das schöne Land Vorarlberg und die nahe Schweiz lobten, sagte er, das sei noch gar nichts. Wer wissen wolle, was ein schönes Land sei, der müsse nach Steiermark gehen. Er selber ging aber nicht hin, einzig nur, weil er sich vor dem Weibsbild fürchtete. Vor der treuen Mariandl in der Schimmelhütte.

Als er nun trotz mancher Botschaft, die er aus daheim erhielt, von der Mariandl nichts mehr hörte, da begann er zu hoffen, sie würde gestorben sein, und zwar eines seligen Todes, weil er ihr ja den Himmel wünschte. Und als er von einem Vetter Bericht erhielt, er solle doch endlich wieder einmal nach Hause kommen, in der hohen Au gebe es Arbeit genug und guten Verdienst; und als ihm endlich noch sein liebster Jugendfreund, der Sim auf dem Kogel schrieb, daß er Hochzeit mache mit einer vom Teichhof, und ihn einlud, zu solchem Ehrentage zu kommen, da widerstand der Hansjörg nicht mehr länger. Denn, dachte er, der Teichhof und der Sim im Kogelhof stehen dreiviertel Stunden weit von der Schimmelhütte — wenn er vorsichtig ist, so fällt er ihr vielleicht doch nicht in die Arme — besonders wenn sie schon gestorben ist.

Also hat es sich eines Abends zugetragen in Steiermark, daß von der Reichsstraße bei der Johanneskapelle ein gut zusammengestiefelter Mann mit einem Rückenbündel seitlings bog und anwärts stieg gegen die hohe Au. Er hatte es für alle Fälle so eingerichtet, daß er nächtlicherweile nach Franzens-

feld kam, um dort beim Vetter zuzusprechen. Er freute sich recht.

Es dunkelte schon stark, als er über das niedere Heidekraut dahinschritt zwischen einzelnen Lärchen. Den Weg kannte er doch wohl noch von alters, oder vielmehr von jugends her. Der Himmel war grau und hängend, auf den Bergen lagen die Nebel, denn es war im Herbste. So ging der graue Tag rasch in die braune Nacht über und zwischen den Waldstämmen war die Wegrichtung nur mehr durch das größere Dunkel zu erkennen, das zwischen den noch matt sichtbaren Schaften hervorgähnte. Aber bald standen auch mitten in diesem Dunkel Bäume, an die unser Wandersmann hätte anstoßen müssen, wenn er nicht als Holzknecht einen besonderen Spurius gehabt und die Stämme eine Spanne vorher geahnt als berührt hätte. Sein Haupt wich ohne gelenkt zu werden ganz von selber den niederhängenden Ästen aus, daß sie nicht in seine Augen schlugen. Obschon man die Augen eigentlich umsonst im Kopf hat — wenn nicht möglicherweise morgen doch wieder ein Tag kommt. Die Füße mußten auch ihren Tastsinn aufstecken, um die Wagenfurchen des Weges einzuhalten. Aber diese Furchen waren gar nicht mehr da, dafür Baumstöcke, Moderhügel und Steine. Endlich querüber ein mattlichter Streifen, aber es war nicht der Weg, es war ein niedergelegter, geschälter Baumstamm. Er stieg darüber hin, doch da kam der zweite lichte Streifen und der dritte, und noch viele, und der Hansjörg hatte einen ganzen Holzschlag zu

überklettern. Er machte sich nicht viel draus. Das Tal war ja flach, wenn auch waldig und stellenweise etwas ruppig, durchkommen mußte er. Einige Male hatte er durch den Wald einen Knall hallen gehört; das waren gewiß Pöllerschüsse beim Sim auf dem Kogel, zur Feier der morgigen Hochzeit. Dieser Schall war auch ein Wegweiser, der Hansjörg ging seinem Ursprunge nach. Nun verlegte er sich nur mehr aufs Tasten. Alle Finger wurden ihm zu Fühlhörnern, mit denen er die Baumstämme, die Scheiterstöße, die Felsblöcke, die Reisighaufen, die Erdruppen gleichsam sah. Er stieß an nichts, er stolperte über nichts; bei Tageslicht geht man manchmal unglatter, als er in der Finsternis, die so dicht war, daß man daraus hätte Mohren schnitzeln können.

Ein Wind, der sich erhoben hatte und in den Wipfeln rauschte, sagte ihm, daß er in einem Walde war — sonst hätte es auch eine Höhle können sein, in der hölzerne Säulen waren und Gestrüppe niederhingen. Er wollte es aber noch immer nicht wahr haben, daß er den Weg verloren hätte — mitten in seinem Heimatstale. Plötzlich stand er an und konnte nicht weiter. Vor ihm eine rauhe feuchte Wand mit Strauchwerk. Der Hansjörg dachte: wahrscheinlich ist auch links und rechts dasselbe Hindernis, der kürzeste Weg ist immer gerade aus, und er kletterte die Wand hinan. In der Nacht ist kein Felsen himmelhoch und keiner abgrundtief, so stieg er sachte anwärts bis zu einer Scharte, und zwischen Steinmassen hin. Er horchte wieder einmal dem Windrauschen, das war

noch, also gab's über ihm wirklich freien Himmel. Aber wenn der Mensch just ein Streichhölzchen im Sack hätte, übel wär's nicht. Eine lange Weile hatte er sich so hingetappt, da ging es nun niederwärts, es kam Erlengebüsch mit den glatten Zweigen und weichen Blättern, es kam feuchter Rasen, es kam Stein und Sand und jählings schwuppte sein Stiefel ins Wasser.

Aha, jetzt hatte er's. Am Flusse war er, an der Lising, die durch die hohe Au fließt. Nun durfte er bloß an diesem Wasser entlang gehen, da mußte er zuerst nach Rothschach kommen und dann nach Franzensfeld. Er tastete einen Stein, darauf setzte er sich, um einmal zu rasten. Es wird einem öd bei diesem närrischen Klettern und Schleichen. Auf Schleichwegen zu gehen, das sind wir weder in Steiermark noch in Vorarlberg gewohnt worden. Nehmen wir einmal einen Schluck vom höllischen Feuer! — Eine platte Beutelflasche hatte er bei sich, da drinnen war Wacholderner! Es ist immer gut, wenn einer auf der Reise einen Kameraden mit hat. Nehmen wir noch einen Schluck. Nur schade, daß dieses Feuer nicht leuchtet. Na, wenn's nur warm macht. Warm ist uns zwar ohnehin, aber ein bissel Kurasch wollen wir anzünden. Ob's wahr ist, das vom verhexten Schimmel, daß er einem bei der Nacht jah über die Achsel schnauft! Es wird vielleicht nicht wahr sein. Nehmen wir halt noch einen Schluck! Die Mariandl, wenn sie so auf einmal da tä' stehen im weißen Totengewand und mit der Sterbekerzen in der Hand! Und

sagen tät: Jetzt, Hansjörg, mußt mir mir . . . ! Mit einem Ruck trank er die Flasche aus und dann versuchte er's wieder mit dem Weiterkommen.

Aber Donner und Dachstein, das war ein unguter Weg — oder vielmehr gar keiner. Rechterhand schwuppten immer die Wellen des Flusses an die Beine, linkerhand Sand, Gestein, Gestrüpp, dann wieder stellenweise glatter Wiesenboden, bis neuerdings Gestein und Gestrüpp kam. Einmal war eine Wasserwehr zu übersetzen, wobei er scharf an einen Balken stieß, der aber — näher betastet — ein verdorrter Baumstrunk war. Es ist wohl ein Unglück, wenn der Mensch nicht Tabak raucht, so hat er für die Stunden der Bedrängnis kein Feuerzeug bei sich. Die Richtung aber konnte er jetzt nicht mehr verfehlen, nur den Fluß entlang! Langsam und beharrlich tastete er sich voran — immer wieder Sand, Gestein, Strupp, Wiese. Endlich würde er wohl an eine der vielen Brücken geraten, die die Lising hat, dann war er ja am Wege und mußte doch schließlich nach Franzensfeld kommen. Doch es war keine Brücke und kein Steg, nur bisweilen ein kleiner Zufluß und stellenweise eine jener Wasserwehren, wodurch Seitenbächlein auf Getreidemühlen geleitet werden. Wiederholt stieß er sich an den daran aufragenden Balken, der dann allemal ein dürrer Baumstrunk war. Da könnte der Mensch endlich doch gewitzigt werden, daß er weiß, wie bei solchen Wehren stets ein Balken aufsteht, um beim Wasserdurchlaß das Staubrett festzuhalten. Nein, das hätte er sich nicht gedacht, daß

noch in der letzten Stunde dieser Heimweg so widerwärtig sein werde! Es war gerade, als ob es nicht sollte sein, als ob ihn sein guter Engel zurückhalten wollte: Geh nicht nach Franzensfeld — sie packt dich sofort! — Dann aber sagte er sich wieder: Du mußt zeigen, daß du aus der Fremde kommst und nicht abergläubisch bist. Ein Mann, der einmal in Vorarlberg war, und sieben Jahre lang, der hat keine so dummen Geschichten mehr im Kopf, der kehrt nicht um, der wird schließlich auch noch mit einem Weibsbild fertig. Im schlimmsten Falle kann er ja sagen, er ist schon verheiratet und hat in Vorarlberg eine ganze Stuben voll Kinder. Damit schreckt man sie am sichersten zurück. Also nur mutig voran.

Eine Stunde oder länger mußte er schon der Lising entlang gegangen sein. Er hätte gerne genau gewußt, wie lang. Mehrmals hatte er unwillkürlich seine Sackuhr hervorgezogen, um an ihr zu sehen, daß er — blind war. Wenn er wieder an eine Wehr kommt, vielleicht findet man dort ein moderiges Holz, das immer einmal so schön blau glost — dann kann er ja wohl sehen, wieviel Uhr es ist. Jedenfalls muß er bald in Rotschach sein. An der nächsten Wehr war aber kein moderiges Holz, sie schien fast neu zu sein. Diese Wehren an der Lising muß alle ein und derselbe Zimmermann gemacht haben, weil sie — so viel er tastet — ganz gleich gebaut sind. Selbst der Baumstrunk fehlt bei keiner. Natürlich, man nutzt, was da ist. Ob man den Fluß nicht durchwaten könnte, um am anderen Ufer vielleicht einen besseren

Weg zu finden? Reißend scheint er nicht zu sein, aber tief. Er versuchte es einmal, trachtete aber gleich wieder zum festen Boden zurück, es war doch zu bedenklich. Wie oft hat er einst aus diesem Bach Forellen und Krebse gefangen! Weiter oben ist er auch viel reißender, da schwuppert es nicht bloß, da rauscht es auch. Vielleicht haben die Hohenauer den Fluß jetzt reguliert, wie man es in Vorarlberg macht. Zwar, das Ufer ist nicht danach — Sand, Steine, Gestrüpp und immer so fort. — Wie ein Nachtwandler kam er sich vor, der Hansjörg. War er doch in seiner Kindheit nächtig oft stundenlang auf dem Backtrog gesessen und erst zu sich selber gekommen, als er das mattschimmernde Viereck des Fensters sah und dadurch gewahr wurde, daß er nicht in seinem Bette lag. Heute aber — wie sehr er seine Augen anstrengte, kein Fenster war zu sehen, alles pechschwarze, undurchdringliche Dunkelheit.

Ist es am Ende nicht doch am besten, er legt sich ins Gestrüpp und tut wie andere Leute auch, wenn es finster ist? Ganz lächerlich kam es ihm vor, daß er im Heimatstal unterwegs sollte verbleiben müssen! Wenn er nicht etwa gar in eine stockfremde Gegend geraten war? Nein, das war platterdings nicht denkbar, er hatte, als es noch licht gewesen, alles gesehen und genau erkannt. Bei der Abbiegung von der Reichsstraße sogar die rot angestrichene Bretterkapelle mit dem heiligen Johannes Nepomuk, dem er als Knabe einmal einen der fünf Sterne aus dem Kopfkranz gebrochen hatte. Heute noch fehlte dieser

Stern am Haupt des Heiligen. Vielleicht gerade ist es darum so finster. Mit dem Lichte sollte man nie Frevel treiben, nicht einmal mit einem gläsernen Stern. Ach, wie dumm der Mensch ist in der Finster!

Das Gescheiteste noch also, er legt sich hin. Aus seinem Rucksack den Wettermantel hatte er gezogen, dann hin ins Gesträuch, den Rucksack unter Häupten, den Mantel über sich — aaah, das ist gut! So schlafen die Fürsten! —

Wohl nach einer langen Weile mußte er niesen. Kam das von den nassen Stiefeln, oder vom Erlzweig, der auf sein Gesicht niederhing und ihn an der Nase kitzelte? Als er geniest hatte, machte er die Augen auf und sogleich wieder zu. Wie ein feuriger Hammer schlug ihm das Licht ins Auge. Er sprang auf, rieb sich das Gesicht und schaute. Die Felsenspitzen leuchteten in der Sonne, an den bewaldeten Berghängen schwebten Nebelstreifen, um ihn war steiniger, mit Strauchwerk bewachsener Grund, dort ein Felsriff, dort ein Teich, weiter hinten stand eine Mühle, und ringsum ebener Wiesengrund. In Steinwurfnähe von dem Erlgebüsch, in dem der Verirrte sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, ging ein schöner, breiter Fahrweg. Weiter hinten im Tal die weißen Giebel von Franzensfeld.

Wo war denn aber die Lising? der Fluß, an dem er in der Nacht stundenlang dahingegangen?

Ja, mein lieber Hansjörg! Man mag noch so lange in Vorarlberg sein, es hilft nichts, wenn's finster ist. Ein Dutzendmal um den Teich bist du

herumgegangen, in der Meinung, es wäre das Ufer der Lising. Mach' dir nichts draus, der Wille war gut. Und jetzt brauchst du nur dort zum Wege hinüberzugehen, um in einer halben Stunde am Ziel zu sein. — Nein, jetzt wollte er sich aber justament den Teich besehen. Noch einmal schritt er also zwischen Wasser und Land dahin. Sand, Gestein, Gestrüpp, Rasen — all die bekannten Gegenden, die er nachts nur betastet, nun sah er sie wirklich. Kam auch zu dem einmündenden Bächlein, das er für die vielen zulaufenden Nebenflüsse, kam zum Wasserabfluß, den er für die zahlreichen Wehren gehalten hatte. Stellte sich auch an den verdorrten Baumstrunk, der ihm in der Nacht so oft und feindselig im Wege gestanden war und lachte sich gewaltig aus.

Er lachte, der Teich schwupperte im Morgenwind, und von einer Höhung herüber krachte der Frühgruß zum Hochzeitstag. Zwanzig konnte der Hansjörg zählen von dem Augenblick an, als der Rauch aufsprang, bis zum Knall. So weit war es noch bis zum Sim auf dem Kogel. Also sagte er: „Adieu, Teich, und ein anderesmal foppe du einen anderen!" Dann machte er sich mit Wasser, Kamm und Bürste so schön als möglich, und ging auf glattem Wege im Sonnenschein dahin. Nun wollte er, schon auch um der Schimmelhütte nicht zu nahe zu kommen geradeswegs auf den hochzeitlichen Kogelhof zu.

Als er am Teichhofe vorbeikam, sah er im Garten ein Frauenzimmer, das hatte ein blaues, blumiges Gewand an, eine rote Rose im Haar, und pflückte

Nelken und Rosmarin. Und das war sie. Augenblicklich hatte sie ihn erkannt, bevor er noch abbiegen konnte hinter die Hausecke.

„Hoi ho, da ist der Lapp!“ rief sie mit überlautem Lachen. „Hau, dem geschieht recht! So lang hat er gezetscht (gezögert), bis er's verzetscht hat. Geschieht ihm schon recht! Warum zetscht er so lang! Nachtragen werd ich ihm's nit. Jetzt hat er's! Jetzt kann er zuschauen. Geschieht ihm schon recht! — Nau, grüß' dich Gott, Hansjörgl! Bist auch wieder einmal im Land?“

Frisch und herb stand sie da. Jünger war sie nicht geworden, aber auch nicht viel älter. Er reichte ihr die Hand über den Zaun. Wie herzbrecherisch leid es ihm tue, daß er zu spät kommt! wollte er schon sagen, während die innere Stimme warnte: Tu's nicht, Hansjörg, red' nicht so! Sie könnte heute noch umsatteln, einen Andern stehen lassen und dich herpacken! — Denn es war nicht anders, sie, die Mariandl von der Schimmelhütte war die Braut, die heute mit dem Sim auf dem Kogel Hochzeit hielt. Als er dann den Bräutigam sah, wie der in seiner steirischen Tracht dastand, ein hirschlederner Kerl vom Knie bis zum Brustblatt, ein grünwollener und ein graulodener oben, da konnte ihm der Hansjörg die Hand nicht fest genug drücken, dankbar für die Freundschaft, daß er das Weibsbild weggeheiratet und ihn zur Hochzeit eingeladen hatte.

„Aber du hast mir doch geschrieben, daß es eine vom Teichhof ist!“

„Eh freilich, weil die Mariandl in diesem Jahr beim Teichhofer im Dienst gewesen ist. Der Alte ist lang krank gewesen und hat den armen Teufel niemand pflegen wollen. Sagt die Mariandl, den Menschen kann man nicht so verderben lassen, und ist aus ihrer Schimmelhütte zu ihm und hat geschaut auf ihn wie die Mutter aufs Kind — man kann's nicht anders sagen. Schon früher habe ich immer einmal gedacht an sie, jetzt, weil sie so gutherzig auch noch ist, habe ich zugegriffen." So der Sim, und setzte die Frage bei: „Hat sie nicht auch dir einmal gefallen?"

„Na, und wie! Schon bis da herauf!" versicherte der Hansjörg und legte die Schneide der Hand an seine Gurgel. Und nach der Trauung, als alle bei den Hochzeitskrapfen saßen, log der Hansjörg, daß er den weiten Weg aus Vorarlberg eigentlich besonders darum gemacht habe, um nachzusehen, wie es seiner Mariandl geht. Denn weil er sie nicht vergessen könne und weil er doch endlich, da er sich ein Sachel erspart, Ernst machen wollte mit der Heirat. — Jetzt konnte er loslegen mit seiner Lieb' und Treu', jetzt war keine Gefahr mehr. Und wenn sie wackelig wird, und der Sim eifersüchtig, umso besser. Sie wurde aber nicht wackelig, sondern stützte ihren Ellbogen auf seine Achsel und sagte ergötzt: „Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß sehen, was übrig bleibt. Und übrig blieben, mein lieber Holzknecht, ist nit ein bissel was für dich." Dabei machte sie mit ihren Fingern vor seiner Nase einen Schnalzer.

Es war gut, daß die Pfeifen der Spielleute drein

gedudelt haben. Dem Hansjörg tat es jetzt beinahe leid — wie sie dasaß, rund und frisch, munter und gutherzig — daß er sie verpaßt hatte. Wer weiß, ob er anderswo eine Bessere findet! — Weil er's hier aber nicht so machen wollte wie unten beim Teich, alleweil rings um und um, so fand er es schon am nächsten Tage an der Zeit, um ein Häusel weiterzugehen. Und zwar so zeitlich, daß er nicht am Ende wieder in die Nacht käme.

Die Magd mit dem zugenähten Kittelsack.

Beim Stecken im Stock hatten sie eine alte Magd. Die war weltberühmt, nämlich ihr Ruf ging durch das ganze Waldland, nach der einen Seite bis zur Mürz hinaus und nach der anderen Seite bis in das Tal von Stanz hinüber. Und noch unermeßlich weiter. Die Leute erzählten sich eine Mär, daß sogar in Graz unten, in der großen Herren- und Frauenstadt, die Magd Ernesta Guggenhoferin irgendwo ehrenhaft festgeschrieben sei.

Diese merkwürdige Magd hatte nämlich einen zugenähten Kittelsack. Werktags merkte man nichts. Wenn da ein kümmerliches Menschenkind herumstand, das offenen Auges in den blauen oder grauen Himmel hineinfragte, ob nicht etwa einmal was zum Essen herabfiele, fuhr die Ernesta in ihren Sack und zog eine Brotrinde hervor, oder ein paar gedörrte Birnen, oder gar einen Kreuzer, und bat das Menschenkind, ob es nicht so gut sein und das Ding annehmen wolle, sie könne bei der Arbeit im Sack die Knötteln nicht leiden. Am Sonntag jedoch, wenn sie über den Bergrücken hin nach der weißen Kirche der heiligen Katharina ging, hatte sie am Leib einen

wulstigen kurzen Zwilchkittel. Der hatte rote und schwarze Streifen, die von oben bis unten gingen, und hatte zwei tiefe Säcke, einen rechterhand und einen linkerhand, wie die Männer an den Hosen. Der zur Linken barg mancherlei Sachen, als den roten Taschenveitel, den braunen Rosenkranz und wohl manchmal auch eine Semmel oder ein paar Birnen, eben für solche Menschenkinder, die in den Himmel hinaufschauen, ob nicht etwas zum Essen herabfiele. Wenn die Ernesta aber einmal gedankenlos in den rechten Sack fahren wollte, da — da glitt die Hand außen an den roten Streifen hinab und kam unverrichteterweise zurück, denn der Sack war zugenäht. Am Feldsteig, wenn sie über den Zaun stieg, da spielte es so, als ob in diesem Sack ein platter, eckiger Gegenstand wäre. Gebetbuch war's keins, weil sie gar nicht lesen konnte, und Dienstbotenbüchel war's auch keins, weil's bei der Ernesta derlei Faxen einfach nicht gab. Die Kennzeichnungen brav, fleißig und treu waren ihr Lebtag nicht über sie gesprochen oder geschrieben worden — was soll denn der Mensch anders sein? Davon redet man ja gar nicht. Dreißig Jahre lang war die Ernesta beim Stecken im Stock im Dienst gestanden als Stallmagd. Dann wurde sie eines Tages in das Amt nach Kindberg vorgerufen. Die einzige Schreckenszeit, die sie in ihrem Leben durchgemacht hatte, mit Ausnahme des Jahres, als die große Viehseuche gewesen und ihr alle Kühe und Kälber im Stall bettlägerig geworden waren. Und wenn sie jetzt eingesperrt werden sollte! Ja, warum

denn, was hatte sie denn angestellt? Man riet ihr, der Vorladung sich zu widersetzen, aber sie dachte, dann könne es so sein wie mit der alten Zigeunerin, die von dem „Standarm" geholt worden war. Nein, sie wollte in Gottesnamen freiwillig gehen, und je näher sie dem schönen Marktflecken Kindberg kam, je mutiger wurde sie und je neugieriger, was man mit ihr wolle. Vor der Amtsstunde sättigte sie sich im Wirtshaus für alle Fälle noch mit einer Portion Fleischsuppe und einem Seidel Wein. Beim Amt gab es mehrere Leute, an keinem war etwas Verdächtiges zu merken. Endlich kam ein großer, weißbärtiger Herr, rief etliche Namen auf und auch den der Ernesta Guggenhoferin.

„Sie sind das? Heißen Sie so? Beim Stecken im Stock, nicht wahr? Na gut." Und dann kam's: „Sie haben dreißig Jahre lang ununterbrochen bei einem und demselben Bauern gedient. Sie bekommen hier ein Prämium." — Ein braunes, ganz dünnes Büchelchen gab er ihr in die Hand. „Gut einstecken, daß Sie's nicht verlieren! Ja, jetzt können Sie schon wieder gehen."

Außer dem Orte bei dem ersten Baume setzte sie sich in den Schatten, um wundershalber einmal nachzusehen, was lauter in diesem Büchel drin sein werde. Ein Heiligenbild vielleicht oder gar die Muttergottes. Ob's wohl auch geweiht sein wird? Das hätte sie doch fragen sollen. — Mein Gott, schreiben lernen soll sie noch in ihren alten Tagen! Denn das Büchel hatte weiße, liniierte Blätter, so wie bei

einem Schulkind. Auf dem einen Blatt steht was geschrieben. Eine Aufweisung wird's sein, so was wird's sein. Was der Will, stecken wir's halt wieder ein und gehen heim.

Die Leute im Steckenhofe zerbrachen sich die Köpfe, aber auch in den zerbrochenen war nichts vorfindbar, was über das braune Büchel hätte Aufschluß geben können. Wenn's der Waldbauernbub auch nicht weiß?! — Natürlich, der wußte es auch nicht. Der sah nur, daß auf dem einen Blatte eine geschriebene Zeile stand, Ziffern vorn und Ziffern hinten und dazwischen ein paar Namen, die kein Mensch lesen konnte. Aber siehe — ganz vorn, es war ein wenig zugeklebt — doch auch etwas Schöneres. Ein Engel und darüber mit zierlichen Buchstaben geschrieben: Steiermärkische Sparcasse. — „Aha!" sagten die Leute, „zusammensparen sollst was, Ernesta, so ist es gemeint. Nachher mußt Steuer zahlen. Weil's dein Geld haben wollen. Geh, wärst nit g'scheit!"

Anders der Steckenbauer, als er selber das Büchel in Augenschein nahm.

„Ernesta", sagte er, schier feierlich ernsthaft sagte er es. „Gefreut mich, daß du das bekommen hast. Eine Auszeichnung. Verdient hast sie eh. Hundert Gulden hast in der Sparkasse liegen. Sie sind eine Ehrengabe von der Landschaft und gehören dein."

Nun und seither war's, daß die Magd einen zugenähten Kittelsack hatte. Sie blieb hierauf noch zehn Jahre beim Stecken, dann noch zehn Jahre und endlich war keine Rede mehr vom Bleiben und keine

vom Gehen. Das Ansehen der alten Magd war hoch gewachsen. Nicht, weil sie ein gutes Dienstbot war, sondern weil sie Geld hatte. Eine Schüssel voll Geld, wenn's beisammen wär'. Hundert Gulden, nicht um einen Groschen weniger.

Es gibt Leute, die in der Jugend ein unschönes Gesicht haben und erst lieblich anzusehen sind, wenn die aufgeblähten roten Wangen ein wenig schmächtiger und zarter werden und feine Fältchen bekommen. Der Bachleitner Hetzel fand, daß die Ernesta immer hübscher werde. Der Hetzel war ein ausgedienter Soldat und Wassermeister in der Gegend. Er hatte die Aufgabe, aus dem Bach je nach Bedarf die Mühlen zu speisen und die Wiesen zu bewässern. Bei diesem wässerigen Gewerbe wurde er nicht gerade fett, aber er trug sich mit der Hoffnung, daß ihm in seinem Leben noch einmal ein großes Glück zustehen werde. Einstweilen fand er, daß die Magd Ernesta ein gutes Herz habe.

„Hab ich eins!" lachte sie auf und schlug mit der flachen Hand an den zugenähten Kittelsack, daß es klatschte. Die Form dieser Antwort war nicht nach seinem Sinn, er sagte nichts mehr.

Zur kleinen Aushilfe war sie immer zu haben, ob nun ein Armer das Herabfallen des Essens erwartete oder ob ein anderes Dienstbot notwendig Schuhriemen brauchte oder Nadel und Zwirn oder auch ein Pfeifel Tabak. Für derlei fiel vom Jahrlohn ab und der Kittelsack blieb zugenäht. Da sie keine Verwandten hatte, so fragte sie eines Abends im

Stall der Steckenbauer, was sie wohl vorhabe mit dem Sparkassebüchel? Was damit zu geschehen habe, falls sie einmal — na, halt nur, daß man davon rede. Nämlich, falls sie einmal nicht wäre. —

Die Magd saß just unter einer Kuh und molk ein weißes, sprühendes Brünnlein in den Sechter. „Aber was glaubst denn, Bauer, ich bin ja!“

„Ist eh recht, ist eh so weit recht, Ernesta. Ich hab halt gemeint: Wer dir deine Sach' in Ordnung halten soll. Es ist unsicher, sind wieder Zigeuner im Land. Oft denk' ich, wenn wir all auf dem Felde arbeiten: Das Haus steht allein und die Truhen haben kein Gschloß. Auch deine Gewandtruhe hat keins, wo der schöne Sonntagskittel drinnen liegt. Mein Kasten hat eins und wenn Du etwan solltest Sorgen haben um dein Büchel, gern heb' ich dir's auf.“

„Geh kindisch!“ antwortete sie. „Wer wird denn 's Büchel nehmen! Ist ja fest eingenäht!“

Von dieser Zeit an aber doch, daß sie den schwarzrot gestreiften Kittel, der viele Jahre lang ihr Sonntagskleid gewesen war, auch an den Werktagen zu tragen begann. Denn besser als ein eisernes „Gschloß“ ist ein lebendiger Wachter! dachte sie, und auf eine Untersuchung, ob beim Sack oben und unten und seitlings die Nahden in Ordnung waren und auch der Zeug nirgends ein Loch hatte, war sie gänzlich beruhigt und trug ihren Schatz bei sich. In der Nacht legte sie den Kittel unter das Strohkissen und betete den Abendsegen, worauf ein Christenmensch unbesorgt einschlafen darf.

So kam also die Ernesta mit ihrem vernähten Sack glücklich über viele Jahre hinweg. Und als sie schon recht alt war, klagte sie einmal einem Leutpriester auf dem Sonnberg, der ihr Seelentröster war, ihre Bekümmernis von wegen des Sparkassebüchels. Darüber wurde der Geistliche so betrübt, daß er die Hände auf dem Schoß zusammenklammerte und das Haupt nach der rechten Schulter neigte. „Bekümmernis!" sagte er mit leiser und bewegter Stimme, „das wäre nichts, Ernesta! Wenn dich dieses Geld belastet, so wirf es von dir, daß nicht deine Seele Schaden leide. Das heißt, just wegwerfen auf die Gasse hin, so ist es nicht gemeint. Es gibt so viel Notleidendes. Hast du dir unseren Seitenaltar einmal recht angesehen? Was wäre nötiger, als daß die Heiligen dran neu vergoldet würden! Du kannst machen, was du willst mit deinem Geld, Gott bewahre mich, daß ich dich zu was überreden wollte. Wie sehr aber so eine Kirchenstiftung oder was zum Troste der Seelen ist, not täte, das kannst du dir selber denken. Für deine verstorbenen Verwandten einmal ein paar Seelenmessen — möchten ihnen auch gut tun. Na, überleg' dir's halt und komm' glücklich heim. Und verlier' nichts."

Unterwegs nach Hause dachte sie schon nicht mehr an die Worte des Pfarrers, auch nicht an ihr Büchel, sondern nur an ihre Stallbewohner. Sie wäre doch eine schlechte Person, daß sie so in weit und breit umginge, während daheim das arme Vieh bei der leeren Krippe stehen müsse. Dann jedoch griff sie um so

emsiger zu und entschuldigte sich mit zärtlichen Worten beim Vieh, daß sie es so lange habe warten lassen. Sie konnte die Stallarbeit jetzt nicht mehr recht so leisten, als der Bauer verlangte, aber sie ließ neben sich keine andere Magd dran, lieber arbeitete sie selber Tag und Nacht.

„Du bist nit gescheit", so sagte ihr nun wieder einmal der Hetzel, der sie zeitweilig heimsuchte, weil er nicht immer nur Wasser, sondern auch einmal Milch wollte rieseln hören. Zudem lugte er gerne manchmal nach dem Glücke aus, ob es denn nicht endlich einmal komme. „Bist nit gescheit, Ernesta", sagte er zu ihr. „Wenn ich das Geld hätt', wie du, da wollt' ich noch einen Finger rühren! Nit um ein Hammerhaus! Da leget ich mich hin aufs Heu, die Weinflaschen daneben und die Tabakpfeifen — und jetzt leckt's mich ins Gnack!"

„Du alter Wasserpatsch, das kannst auch ohne Geld tun!" lachte die Alte lustig auf, „einen Heustadl und ein' alte Weinflasche wirst doch noch auftreiben mögen!"

Der Hetzel lugte sie schief an; ganz krumm wie ein Haken war sein Blick und mit zärtlich girrender Stimme sagte er: „Du bist ein Luder, Ernesta, dich soll man totschlagen! Wenn du einmal allein durch einen Wald gehst, so laß mich's wissen."

„Mit solchen Reden treibt man keinen Spaß!" verwies sie. „Es haben schon Bessere, als Du bist, die Gnade Gottes verloren."

Daß es beim Hetzel nicht schlecht gemeint war,

das wußte sie gleichwohl. Seit er damals so halbwegs um sie geworben hatte, machte sie heimlich einen Unterschied zwischen ihm und anderen. Einer hat halt doch um mich angehalten! Diese Vorstellung tat ihr wohler als das Büchel im Kittelsack. Und daß sie ihn damals so lustig abgeschnalzt hatte, machte ihr auch noch immer Vergnügen. Er ist zwar um vierzig Jahr' jünger als ich, aber wenn ich will, mein Büchel heiratet er jederzeit. — So hörte sie ihm ernsthaft zu, als er ihr ernsthafte Ratschläge gab. Er an ihrer Stelle möchte das Geld nicht immer bei den Stadtleuten liegen lassen. Das seien auch nicht die Verläßlichsten, so viel man höre. Auch gebe es alle Augenblick wo einen Rummel, da wisse man nicht, ob eine Sparkasse, und wäre sie aus noch so dickem Eisen, wohl auch sicher sei. Dann komme es darauf an, wer die Schlüssel habe! Heut' lieber als morgen solle sie sich auf die Füß' machen nach Graz und ihr Geld aufheben.

„Hast du nit Zeit, so schicke mich“, fügte er bei.

„Oder was beißt mich!“ lachte sie auf.

„Wenigstens nimm mich mit als Beschützer. Bin einmal Soldat gewest und weiß den Weg. Mit den Herren kann ich auch umgehen. Nur zehrungfrei halt'st mich, sonst verlang ich nichts.“

Sie lehnte ihn aber doch ab. Sie hatte so eine Art von züchtiger Empfindung. Sie wollte keinen in ihr Büchel gucken lassen. Und die hundert Gulden, die will sie zuerst einmal ganz allein in der Hand haben. Der Steckenbauer war auch der Meinung,

sie solle sich endlich einmal um ihr Geld umsehen. Und so ging sie eines Tages in aller Herrgottsfrüh fort nach der Grazerstadt. Auf weiten Straßen sind Bauersleute nicht so ratlos, als man etwa annimmt. Sie gehen von Kirche zu Kirche. Die Ernesta mußte nur die Kirchen wissen, an denen sie vorüberkommt, und die lernte sie sich ein wie das Vaterunser. Einmal Fischbach, dann Heilbrunn, nachher Passail, nachher Semriach, nachher Straßengel, und so hin und hin. Freilich sind diese Kirchen viele Stunden weit auseinander und zwischen ihnen liegen manchmal ausgebreitete Wildnisse. Zwei Begleiter hatte die alte Ernesta, den Schutzengel und das Brotbündel, in welches ihr die Steckenbäuerin auch Käse und Rauchfleisch gebunden hatte. „Aber sie sollt' dafür einen schönen Grazer Markt heimbringen.“ Weil sie einen alten Pilgerstab bei sich hatte und daran den Rosenkranz hängen, so hielt man sie unterwegs für eine Wallfahrerin. Die Alte hingegen kam sich schwer sündhaft vor, daß sie eitel Geldes wegen so in die Welt wandere. Und das viele Geld! Mit hundert Gulden kann sich der Mensch alles kaufen, nur den Himmel nicht. — Was sie sich nur lauter kaufen wird! Ob dem Stecken wohl die Kühe und Kalben feil wären? Einstweilen beschenkte sie arme Kinder mit Kreuzern. Bei einem Rasten unterwegs besichtigte sie den Kittelsack, in den das Büchel immer noch genäht war. Es wunderte sie, daß die Nahten noch so fest zusammenhielten, und waren doch vor so vielen und vielen Jahren genadelt worden. Am zweiten Tage war sie am

Ziel. Als sie an einer Ecke des Gebäudes stand, wo es hieß, sie bekomme ihr Geld, zog sie sich in eine dunkle Ecke zurück, trennte mit dem Beitel die Naht auf und zog das Büchel heraus. Es hatte verknitterte Ecken und war ganz warm. Dann trottete sie vor und der Diener führte sie an den Schalter. An demselben standen Leute wie daheim das liebe Vieh vor der Krippe. Einer der Herren, die da hinter dem Gitter überall umhersaßen und schrieben, nahm ihr das Sparkassebuch aus der Hand, bog fürs erste einmal die Ecken zurecht, öffnete es, blickte hinein und schaute dann die alte Magd an. Diese sagte, sie wolle ihr Geld. Hernach gab er das Büchel weiter. Bald wurde an einem anderen Schalter gerufen: „Ernesta Guggenhofer!"

„Hier!" antwortete sie hell, denn das hatte sie von der Christenlehre, wenn sie gerufen worden war. — Ob's wohl auch das Ganze setzt, dachte sie, ob man nicht was abzieht fürs Geldaufheben? Der Mann drin nahm einen Buschen Geld aus der Lade und legte ihr einen Hundertguldenschein vor.

„Bedank mich halt fleißig!" sagte sie zitternd vor Freude.

Und legte ihr einen zweiten Hunderter vor. Und einen dritten und noch mehrere Gulden.

„Das weitere gehört halt nit mein", sagte sie und schob das Geld zurück.

„Sie wollen doch beheben mitsamt den Zinsen? Nun also. Macht dreihundert und fünf Gulden."

Das kaum hören und die Alte begann laut zu

jammern: „'s rechte Büchel hab ich nit! Mein Büchel ist weg! Mein Büchel ist mir vertauscht worden! Meins ist auf hundert Gulden, gradaus. Au weh, au weh, mein Büchel!“ Sie schoß aufgeregt hin und her und andere drängten herbei.

„Sie einfältige Person!“ rief der am Schalter. „So kommen Sie doch und packen Sie ihr Geld ein!“ Er hatte keine geringe Mühe, ihr zu erklären, daß es wirklich ihr Büchel sei, daß eben durch die vielen Jahre her die Zinsen so groß geworden wären.

Krampfhaft hat sie endlich die Geldnoten zusammengetastet; wahrlich, ihre steifen, knochigen Finger machten das nicht am besten. Und war froh, als der ganze Ballen mit einem roten Taschentuch umwickelt im Sacke stak. Dann taumelte sie hinaus und in ihrem Kopfe war's wie an jenem Leihkauftage vor Jahren, als sie aus Übermut zu viel süßen Wein getrunken hatte. Nachher, als sie in einer Kaffeeschänke saß, ließ sie den Kopf hängen und sann nach, was sie denn um Gotteswillen anfangen werde mit diesem lasterhaft vielen Geld. Als dann die Zeche zu bezahlen war, feilschte sie, ob man von den acht Kreuzern nicht etwas nachlassen wolle, sie sei eine alte Bauernmagd und habe einen weiten Weg bis heim.

Die Schänkin schob ihr die kleinen Münzen gutmütig zurück, sie möge nur gesund nach Hause kommen.

Auf dem Heimweg beteilte sie zwei Bettler mit kleinen Almosen, als ihr aber der dritte begegnete, gab sie nichts. Wozu Geld kriegen, wenn man's wie-

der soll vertun? Man hat seine Sach' auch nit gestohlen, wahrlich nit! — Sie wischte sich mit dem Ärmling den Schweiß vom Gesicht. — Und tut doch nur Bettler züchten mit dem fortwährenden Geben und Geben. Sollt' jeder selber schauen auf sein' Sach', tät's kein Bettelvolk geben!

Als sie am zweiten Tag durch den großen Teufelssteinwald ging, wo kein rechter Weg war, nur schlechte Fußsteige hin und her, dunkelte der Abend. In den Wipfeln kein Laut, nur ein Rabe schrie auf einem der alten Bäume, die über den Jungwald aufragten. Die Ernesta huschte — so müde sie auch war — eilig und dachte: Wenn jetzt ein Räuber tät' kommen! — Da stand er schon vor ihr, der Wassermeister Hetzel, der wieder einmal einem längst erwarteten Glücke entgegenging. Sie erschrak nicht schlecht.

„Da bin ich!" sagte er gemütlich. „In welchem Säckel hast es denn?"

„O Halbnarr!" rief sie, „wenn du dem Geld nachfragst, mußt schon selber nach Graz gehen. Nit einen Groschen!"

„Ist das Büchel falsch gewest?"

„Ist falsch gewest, verfallen — abgestanden, weil ich zu lang gewartet hab."

„Jetzt hast nix, Ernesta! Ah, da muß ih lachen!"

Sie betastete heimlich den Knoten in ihrem Sack. Daß sie doch am Ende der Himmel nicht wirklich strafe!

„Halt' dich an bei mir", so lud er sie ein, sich

in seinen Arm zu hängen. „Halt' dich nur fest an, daß d' nit fallst über's Wurzelwerk. — Du, das Sauglück, das ich erst noch hab'! Wenn du mich hättest geheiratet! Eine Alte und kein Geld! Marand Josef!"

Endlich kamen sie hinab zum Alpsteigwirt, da kehrten sie ein. Sie würde Hunger und Durst haben nach dem weiten Weg, wenn sich der Mensch aufs Geld verlaßt und nix kriegt! Er ließ ihr Wein geben und zwei Portionen Lämmernes backen. Dabei kicherte er immer in seinen buschigen Schnauzbart hinein.

„Derbarmen tust mir, Alte!" lachte er laut auf und legte seinen Arm um ihren Hals. „Weißt, Ernesta, ich muß dir was sagen. Wenn du heut' das Geld hättest gehabt, da oben im Wald! Ich hab' mir's schon vorgenommen. Umsonst gehst ihr nit entgegen, hab' ich mir gesagt. Auf der Stell' muß sie dir's versprechen und morgen gehen wir zum Pfarrer."

„Narr, das können wir eh so auch noch tun", meinte sie mit Schalkheit.

„Na, Alte, ohne Geld nit! Denk' dir leicht die Stuben voll Kinder — und kein Kreuzer im Haus!"

Da hatte er den Seitenstoß. Doch die ganze Schärfe ihres Ellbogens hatte sie ihm nicht fühlen lassen. — Das ist ja ein grundguter Mensch, dachte sie. Derweil ich ihn angelogen hab', derweil ich Verdacht gehabt hab'! Wie soll denn das weitergehen, wenn mich das Geld schon am ersten Tage hautschlecht macht? Das ganz' Jahr bring' ich sonst nit so viel Sünden zusamm', als ich jetzt auf dem Heim-

weg von Graz schon begangen hab'. Das kunnt sauber werden! —

Plötzlich faßte sie das Weinglas und tat einen so ausgiebigen Zug, daß der Hetzel ihr den Arm abfing.

„Warum laßt mich nit trinken?“ fragte sie ihn scharf. „Weißt denn so gewiß, daß ich heut' keine Kurasch mehr brauch'? Ja, mein Lieber!“ Sie fuhr in den Kittelsack, zog den roten Tuchballen hervor und hieb ihn auf den Tisch hin.

„Was hast denn da für einen Knödel?“ fragte er.

„Schau' nach, Neugieriger!“

Er nestelte das Tuch auseinander und kam auf zerknittertes Papier. Er nestelte auch das auseinander und schnob mit der Nase. Nichts sagte er, kein Wort, schnob nur mit der Nase. Und nestelte und schmunzelte.

„Hetzel, du bist besser, als du ausschaust“, sagte sie, „mein Gut dein Gut.“

Ihm war unsicher. Ihm verging das Lachen.

„Und muß — muß ich dich heiraten?“

„Bleib sitzen, Hetzel, und iß dein Kälbernes. Ich bleib' bei meinen Kühen und du bei deinem Wasser. Aber zusammenhalten — wenn's dir recht ist.“

„Und — heiraten?“

„Batsch, dummer! Daß du alleweil vom Weib redest! Brauchst denn kei' Mutter?“

„Machen wir's einmal wie die Herrischen“, sagte der Hetzel und hob sein Glas, um mit ihr anzustoßen.

„Na, du!" weigerte sie sich, „daß ich noch rauschiger tät werden! Hab' eh schon zu viel geredet."

Und am nächsten Tag tat sie wirklich, als sei der Abend beim Alpsteigwirt gar nicht gewesen. Sie wollte vom Hetzel nichts wissen. Und als Leute zusammenkamen, um die Million zu sehen, die sie von Graz mit heimgebracht, schlug die Alte ihre Arme auseinander: „Gscht, gscht!" wie man die Hühner vom Brotkorb jagt. Von der Million ließ sie nichts sehen. Der Kittelsack war wieder zugenäht.

Am dritten Tage nach ihrer Heimkehr blieb die alte Ernesta in ihrem Bette liegen. Der Arzt, der just bei einem Nachbar zu tun gehabt hatte und herüber kam, schrieb es der Reiseanstrengung zu und riet, sie solle mit ihrem Stechen und Hitzen ein paar Tage liegen bleiben. Sie tat ein übriges und stand gar nicht mehr auf. Am sechsten Tage starb sie an der Lungenentzündung — in ihrem einundachzigsten Lebensjahre. Testament hatte sie keines hinterlassen, bei dem Versehenwerden aber in Gegenwart mehrerer Leute hell und deutlich die Worte gesagt: „Mein gestreifter Kittel gehört dem Wassermeister Hetzel!"

Der trennte nun mit vergnüglicher Betrübnis die Sacknaht auf. Dann holte er rasch eine Ziegenhirtin hervor, die in der Köhlerhütte gesessen war. — Sie trug zeitlings den gestreiften Kittel, aber in den Sack greifen tat er, wann er wollte.

Föhn.

„Wer ohne Christus zur Kommunion geht, der kommt ohne Christus zurück.“ — Diese Worte schrieb jener alte Schulmeister dem kleinen Lenzerl ins Gebetbuch, an dem Morgen, als der Knabe zur ersten Kommunion ging. Der Vater ließ sich den Spruch zweimal vorlesen, und dann noch einmal und hernach zeigte er ihn dem Bruder Franz. Der Franz las ihn auch, schaute verwundert drein und sagte: „Man kennt sich nicht aus. Wer ohne ihn hingeht, kehrt ohne ihn zurück? Das ist ja nicht. In der Kommunion kommt Christus doch zu uns und bleibt bei uns.“

Der Vater war nachdenklich und fragte seinen Bruder: „Du, wie ist denn das? Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht. Wie lange bleibt denn eigentlich Christus, der in der Kommunion in uns eingegangen ist — wie lange bleibt er denn eigentlich in uns?“

„Das ist nicht zu ergründen“, antwortete der Franz. „Im Katechismus steht, er bleibe in der Gestalt so lange, als die Hostie nicht verzehrt ist. Weiter weiß ich nichts, man soll über so was auch nicht nachdenken.“

„Wird eh am gescheitesten sein“, sagte der Vater, dann gaben sie das Gebetbuch dem kleinen Lenzerl, weil es für diesen Zeit war, in die Kirche zu gehen.

Das Kirchdorf stand weit hinter Berg und Wald, draußen im großen Tale. Stundenlang hatte er zu gehen. Über dem Gebirge lag ein dunkelgrauer Himmel, in den die Alpenspitzen mit ihrem hohen Schnee weiß hineinragten. Auch auf den Waldwegen lag noch weicher Schnee, die Fichtenbäume hatten ihn abgeschüttelt, sie standen schwarz da und ihre Äste fächelten im warmen Föhn. Es war um die Osterzeit. Wie der Kleine mühesam im klebrig-nassen Schnee dahinstampfte, war in den Wäldern manchmal ein Rollen, als ob ein Gewitter heranzöge; das war der Widerhall der Lawinen, die weiter hinten im Gebirge niedergingen. Er kam in die Hohlgraben-Schlucht. Dort, an schattigen Stellen lagen noch überhängende Schneewuchten, von denen es beständig niederbröckelte. Der Knabe schritt munter über die Brücke, sie war fest gebaut, zitterte aber ein wenig bei dem Toben des angeschwollenen Baches. Jenseits ging er hinan zwischen uralten Baumstämmen, deren starre Wipfel im Winde summten, ohne sich zu biegen. Gestern hatte der Lenzerl denselben Weg gemacht, hin und zurück. Er war in der Pfarrkirche bei der Osterbeichte gewesen, so wie er heute zur Osterkommunion ging. Aber so schlecht war der Weg erst über Nacht geworden. Er bat Gott in Gedanken, daß nicht die Sünde der Ungeduld über ihn komme, damit er reinen Herzens zum Altartisch treten könne. Ein-

oder zweimal unterwegs setzte er sich auf einen Baumstrunk, weil ihm heiß war und ein wenig die Beine zitterten. Er war früh aufgestanden und hatte nichts gegessen. Den Herrn Jesus muß man nüchtern empfangen. Nachdem er länger als zwei Stunden an den waldigen Berghängen hingegangen war, kam er ins Tal hinaus. Da war es noch schlimmer; über Feld und Matten rieselten die Wässer des schmelzenden Schnees und auf der Straße war der Schnee zu Kot geworden. Leute, die wie er der Kirche zugingen, waren hoch hinauf mit Kot bespritzt. Der Knabe kam langsam vorwärts und doch mußte er trachten, die Stunde der Kommunion nicht zu versäumen. Er freute sich sehr darauf, und heimwärts — so dachte er — wird's schon besser sein, da ist ja der Herr Jesus bei mir.

Endlich war er ins Kirchdorf gekommen. Alsogleich wollte er in die Kirche, die schon mit hellen Glocken läutete. Aber es war ihm plötzlich so schlecht, daß er sich auf einen schwarzen Schragen niedersetzte, der an der Mauer des Beinhauses stand. Wie ein Leichlein, so blaß kauerte der Kleine da. Die Taferwirtin sah es und brachte dem Knaben eine Schale Fleischbrühe heraus. Er lehnte ab, er gehe zur Kommunion. Eine Bäuerin trat hin und wollte von einem Fläschchen „Lebensessenz“, das sie im Sack trug, ihm einige Tropfen zu trinken geben. Der Knabe winkte mit der Hand ab, er könne nichts zu sich nehmen, weil er zur Kommunion gehe. Der Gedanke, daß er nur wenige Schritte zur Kirche habe, um am Altare mit

dem Herrn Jesus vereinigt zu werden, gab ihm Kraft. Noch suchte er mit seinem blauen Taschentuch das schwarze Höslein von dem angespritzten Straßenkote zu reinigen und dann betrat er mit Andacht die Kirche. Während der Messe las er in seinem Gebetbuche. Dabei überkam ihn eine große Angst. Er konnte die Gedanken nicht beisammenhalten und der heiligen Handlung nicht strenge folgen, er war zerstreut. Die Angst vor einer unfrommen Zerstreutheit hinderte ihn an der Andacht. Der Katechet hatte gesagt, daß Unaufmerksamkeit beim Gottesdienst eine Sünde sei, und wie soll er dann mit einer Sünde zur Kommunion gehen? Der Kleine kniete vor einem Bilde des gekreuzigten Christus nieder und betete ein Vaterunser um die Gnade der Frömmigkeit. Dann wurde ihm leichter. Und als nach der Messe der Ministrant klingelte und die Leute sich zum Altare drängten, trat auch der kleine Lenzerl vor, wand sich langsam und demütig zwischen durch, kniete an das Altargeländer, nahm das weiße Tuch an den Mund, schloß die Augen, öffnete die Lippen und der Priester legte ihm die Hostie auf die Zunge. „Das ist der Leib unseres Herrn Jesu Christi. Er bewahre deine Seele zum ewigen Leben!"

Nach der Kommunion kniete er, wie es Sitte ist, noch vor den übrigen Altären, die in der Kirche waren, und betete zu Gott und den Heiligen für sich, für seine Eltern und Geschwister, für Freund und Feind und für die armen Seelen im Fegefeuer um den Himmel. Denn jetzt war Jesus in ihm, jetzt konnte

das Gebet erhört werden. Der Kleine hatte ganz rote Wangen bekommen vor Glückseligkeit, mit gefalteten Händen kniete er da, das Blondköpflein geneigt, die Augen geschlossen.

Als er zu sich kam, war er fast allein in der dämmerigen, frostigen Kirche. Nur ein paar alte Frauen siffelten noch über den nassen Steinboden dahin und am Hochaltare war es still und leblos geworden, die rote Ampel davor kennzeichnete die Stelle, wo vorhin Jesus in den Menschen eingegangen war.

Als er bei dem rückwärtigen Tor ins Freie trat, pfiff es singend um die Ecke und der Wind entführte ihm den Hut. Den hatte er bald wieder und ging dann ins Tafern-Wirtshaus. Es war ja Mittag geworden. Am Ofentisch nahm er Platz und nun wollte er sich auch etwas Irdisches gönnen. Er bestellte eine Portion geschmälzter Bretzeln und ein Seidel Wein. Da blieb nicht ein Krümchen und nicht ein Tröpfchen davon übrig. Doch als er sich anschickte, fortzugehen, sagte die Wirtin: „Du wirst jetzt doch nicht heimgehen wollen ins Gebirge hinauf! In diesem ungestümen Wetter. Just vorhin hat die Feuerwehr geblasen, es kommt großes Wasser.“

„Davor ist man eh auf dem Berg sicherer als im Tal“, antwortete der Lenzerl, bezahlte seine Sache und ging davon. — Weshalb sollte er sich heute fürchten? Es konnte ihm nichts geschehen und wenn Sturm und Wasser kommt, da ist man doch am liebsten daheim bei Vater und Mutter. So lange der Mensch noch nicht zehn Jahre alt ist, findet er's am sichersten

bei Vater und Mutter. Der Knabe war nun stark und mit möglichst langen Schritten setzte er über allerlei Wasser, die auf dem Wege wie neben dem Wege rieselten und gurgelten. Der Wind war lau, als komme er aus Öfen, und war so heftig, daß die blattlosen Wipfel und Äste der Eschen und Ahorne zischend und tosend beständig nach einer Seite hinstrebten, ohne zurückzuschnellen. Aus dem schweren Wolkenhimmel kamen Tropfen quer durch die Lüfte gejagt und schlugen dem Knaben scharf ins Gesicht. Auf dem Waldwege schlugen links und rechts die hohen Fichten hin und her und peitschten einander mit ihren buschigen Ästen. Der Knabe ging wohlgemut dahin, er hatte den starken Kameraden bei sich, den Herrn Jesus — da konnte ihm nichts widerfahren. Auf dem Wege, wo am Morgen noch der patzige Schnee gelegen, schoß jetzt in den beiden Rinnen der Radleisten das braune Wasser heran, mit seinen großen und kleinen quirlenden Augen, und wälzte dürre Baumnadeln, Holzsplitter und Erdwerk mit sich. Stellenweise war der Weg mit Schneehaufen gesperrt, die von den Hängen niedergerutscht waren; da kreiste das Wasser in Tümpeln und bohrte und grub, bis es sich Bahn gebrochen hatte, über den Abhang stürzte, oder auf dem Wege weiter schoß. Als der Knabe sich über eine solche Schneewucht mühsam weiterhalf, fuhr plötzlich aus der brausenden Luft ein Baumwipfel nieder und schlug breit und schwer auf den Weg. Eine Wolke von Schnee und Schmutz hatte den Lenzerl über und über besudelt, weiter war ihm nichts geschehen. Jetzt machte

er keine größeren Schritte mehr als sonst, es war ja ganz gleich, mitten durch Wasser und Morast ging er gleichmäßig voran, immer in der Zuversicht: Mir kann nichts geschehen. An der Lichtung mußte er einmal stehen bleiben, mit beiden Fäusten den Hut haltend, nach der Leeseite gekehrt, um Atem holen zu können. Wäre er hier nicht eine halbe Minute stehen geblieben, so hätte ihn die Schneelawine begraben, die mit dumpfem Donnern zwanzig Schritte vor ihm herabkam und einen Berg von Schnee und Schutt auf den Weg warf.

Der Schneeberg wurde freilich überstiegen, aber der Knabe mußte doch wieder stehen bleiben und schauen. Denn dort drüben ging ein ganzes Stück Berg nieder. Es zitterte der Boden, langsam glitt der schneeige Berghang in die Tiefe, dort böschte er sich breit aus und lag bewegungslos, ein starrer Hügel für die Ewigkeit. Oben klaffte breit die schwarze Scharte.

Der Knabe ging nun niederwärts gegen den Hohlgraben. Da war der Weg mit Hunderten von gebrochenen Bäumen verrammelt. Uraltes Bestände in Riesensplittern. Spechte, Raben und Dohlen flatterten, nestlos geworden, kreischend darüber hin und her. Der Lenzerl brauchte mehr als zwei Stunden Zeit, um diese zehn Minuten lange Wegstrecke zu überwinden. Er kletterte, hüpfte und kroch, immer vom Sturmwind umbraust, vorsichtig voran. Den Hut hatte er lassen müssen und sein Haar flatterte ihm über Stirn und Augen. An einem der gebrochenen Stämme hatte sich ein Eichhörnchen festgekrallt.

Aber es war tot. Bei dem Tiere hielt der Knabe sich auf und wurde traurig. Der Kopf war zerquetscht. Wenn dieses flinke Wesen der Gefahr nicht entkommen konnte, dann war sie groß. Freilich, das arme Tier hatte keinen Beschützer gehabt. Er eilte weiter und kam hinab zum Hohlgrabenbach. Hier war die Brücke abgebrochen und davongeschwemmt. Und so gründlich, daß nicht zu erkennen gewesen wäre, wo sie gelegen, wenn nicht der ein- und ausmündende Fahrweg die Stelle gezeigt hätte. Der Bach war mit seinen braunen, dicken Fluten weit aus den Ufern getreten, er war rasend. Er donnerte und brauste und an jedem Stein, an jedem Baumstamm sprang er ellenhoch auf und schleuderte seine Gischten an den Hang empor. Und vor diesem Ungetüm stand das Bauernknäblein. Es mußte hinüber, weil es heim wollte zu seinen Eltern.

Aber es war keine Möglichkeit, hinüber zu kommen. Sollte er nun den weiten, wüsten Weg wieder zurückmachen müssen bis in das Kirchdorf? Sollte er in dieser Schlucht übernachten und warten, bis das Wasser fällt? Sollte er, am Bachesrand hinkletternd, eine Stelle suchen, wo die Möglichkeit hinüberzukommen eine größere ist? Es war der Abend nicht mehr fern, der Leib zitterte dem Knaben vor Erschöpfung, und der braune Strom brüllte und lechzte nach einem Opfer. Der Lenzerl verlor nicht den Mut, er dachte: Ich werde wohl hinüberkommen. Er legte seine kleinen Hände aneinander und sagte laut: „Herr Jesus Christus, was soll ich jetzt tun?“

In den Gründen das Wasser, in den Wipfeln der Wind. Aufgeschreckte Krähen flogen wirr umher, und an den hohen Stämmen eilten schwarze Eichhörnchen und hüpften von Wipfel zu Wipfel.

Als der Knabe am steinigen Hang eine Strecke hingegangen war, um einen Steg zu suchen über den wilden Bach, sah er einen großen, halbentwurzelten Baumstamm. Der war über den Bach hingesunken und drüben mit dem Wipfel an der Krone eines verknorrten Tannenbaumes hängen geblieben. Das ist der Steg, den mir der Herr Jesus gelegt hat, dachte der Knabe und begann ohne weiteres an dem hängenden Stamm hinanzuklettern. Das dichte Geäste an dem lehnenden Baume war selbst wie ein Wald, durch den er sich mühevoll weiter arbeiten mußte, immer sich sorgfältig festklammernd. Denn unter ihm brandete die rote Flut, und so sehr er sein Auge hütete, daß es zwischen den Ästen nicht hinabschaue in das Wallen und Wirbeln, so hub doch alles um ihn an zu kreisen. Jetzt ist der Schwindel da! konnte er noch denken, dann verflocht er sich hastig mit Händen und Beinen ins Geäste und schloß die Augen. Er wollte in solcher Stellung nur warten, bis der Schwindelanfall vorüber sei, aber siehe, der Wind schaukelte so sanft den Baum und die Wasser sangen so schön . . .

Hoch an dem querüberhängenden Baumstamme, über dem tobenden Wildbach, war der Lenzerl eingeschlafen. —

Oben im Bergbauernhofe hatten sie müssen das Herdfeuer auslöschen. Der Wind hatte durch den

Schornstein den Rauch zurückgestoßen, daß in Küche und Stube kein Mensch atmen konnte. Und wollte man Fenster öffnen, so wirbelte der Sturm herein und sprühte auf dem Herd die Funken auseinander und an die Holzwand hin. Wer sich ins Freie wagte: Die Luft unter dem schweren grauen Himmel war so klar, daß die fernsten Berge deutlich wie die nächsten dastanden, aber ein Stoßen und Stöhnen war in dieser Luft, daß der Bruder Franz vom „wilden Gjaid" sprach. „Seht ihr, wie er schlittenfahren tut, der wilde Jäger!" Denn dort an den gegenüberliegenden kahlen Berghängen ging eine Schneelahn um die andere nieder, auf dem weißen Schneefelde dunkle Striemen zurücklassend, von der Höhe bis tief ins Engtal. Man sah, wie klein es oben anhub, ein dünner, schwarzer Faden, an dessen unterem Ende ein weißer Knäuel hing, der den Faden in die Länge zog, rasch und immer rascher — größer, breiter, bis der Riesenknäuel in der Tiefe verschwand und ein langes Donnern hinging in den Bergen.

„Wenn ich nur heut' den Buben nicht hätte fortgehen lassen!" rief die Bäuerin immer wieder aus.

Ihr Mann, der Bauer, tröstete sie: „Am Morgen ist's noch nicht so wüst gewesen. Er wird gut ins Kirchdorf gekommen sein. Und wird er wohl so gescheit sein, daß er dort bleibt."

„Der bleibt nicht dort, wie ich ihn kenn'!" sagte sie. „Er hängt allzuviel an daheim."

„Na na, die Tafern-Wirtin hat ihn nicht fortgelassen. Die gibt ihm schon zu essen und ein gutes

Bett, bei der fehlt ihm nichts. Morgen kommt er heim. So was Wildes kann nicht lang' anhalten."

Die Mutter hat nichts mehr gesagt, hat ihre häuslichen Arbeiten verrichtet, hat den Leuten das Nachtmahl bereitet. Und während sie es verzehrten, ist sie davongegangen. Im lodenen Wettermantel ihres Mannes, in seinen Stiefeln und mit seinem Bergstecken hat sie sich auf den Weg gemacht, um ihrem Lenzerl entgegenzugehen. Denn, daß er auf dem Wege war, das galt ihr sicher, und daß er noch nicht daheim war, obschon es schon gegen Abend ging, sagte ihr: Er ist in Gefahr!

Bald war sie unten in der Hohlgraben-Schlucht, und da konnte sie nicht weiter. Die Brücke ist fort! „Mein Gott! Da kann er freilich nicht heimkommen!" Daß er gerade auf der Brücke gewesen sein konnte, als sie brach, das fiel ihr nicht ein. „Er ist eben wieder umgekehrt; er kann nicht her und ich kann nicht hin. Da ist nichts zu machen. Gott wird ihn beschützen!" — Sie blickte in den reißenden Strom und je länger sie hinschaute, je größer und wilder schien er zu werden.

Etwas weiter unten sah sie Baumgefälle über dem Wasser liegen. So finster schwarz an beiden Seiten die steilen Waldberge aufragten, so grau lag der Abendhimmel und legte sein blasses Licht nieder auf die Holzbrüche. Davor stand ein großer Mann, der Holzknecht Wendelin. Er hatte in seine Waldhütte gehen wollen den Bach entlang und hatte die Verheerung gesehen. Die Bäuerin fragte den Mann gleich

nach ihrem Knaben, ob er nichts von ihm gesehen hätte?

„Still sei!“ sagte er und schaute gespannt auf einen Baumstamm, der quer über dem Bach lehnte und mit dem Wipfel hier an einer Tanne hängen geblieben war. „Dort oben ist was“, sagte er und zog die Bäuerin an der Hand der Stelle näher. „Ich hab' das Ding schon eine Weil' betrachtet, es kommt mir nicht recht für. Als ob was Lebendiges im Astwerk wär', gar ein Mensch. Aber es rührt sich nichts. Da hat gewiß einer herüberkrauchen wollen und ist hängen geblieben.“

„Jeß Maria! Nachher ist's mein Lenzerl!“ schrie die Bäuerin hell auf.

„Schrei nit so, Weibmensch! Daß er jäh erschrickt und ins Wasser patschen kunnt!“

Aber das Rauschen des Wildbaches sorgte dafür, daß keine menschliche Stimme hinaufdrang. Der Holzknecht war auf die Tanne geklettert, spähte nach dem Wesen im hängenden Stamm und bedeutete der Bäuerin herab, sie solle ruhig sein, er sehe schon, was es sei, er wolle den Vogel bald haben. — Es währte nicht länger als drei Minuten, aber sie waren die qualvollste Zeit, die das Weib je erlebt hatte. Sie sah ihr Kind hundertmal ins Wasser stürzen und davonrinnen und ertrinken. — Ein Holzknecht weiß sich zu helfen bei den Bäumen. Seine Joppe hatte er herabgeworfen, dann stieg er, immer vom Sturme umbraust, von Ast zu Ast die Tanne höher hinan, schwang sich oben auf den herübergefallenen Baum,

kletterte an dem schwankenden Stamme hinaus, erfaßte mit fester Hand den Knaben am Arm. Der erwachte und schrie. Seine ins Astwerk verklemmten Glieder loszulösen war nicht leicht — doch es gelang, der Holzknecht brachte den Lenzerl herab und stellte ihn neben seiner Mutter fest auf den Erdboden.

Dieweilen war auch der Bergbauer gekommen, seinem Weibe nach, und war der Franz gekommen, seinem Bruder nach, zu helfen, wenn wo zu helfen wäre. Als wie gewöhnlich am Abend der alte Schulmeister ins Bauernhaus gekommen war und sah, daß alles davongelaufen, um den Knaben zu suchen — natürlich, da machte auch er sich auf, und hier in der Hohlgraben-Schlucht, wo die Brücke abgebrochen war, kamen sie alle zusammen. Und haben unter Dankgebeten den Knaben heimgetragen.

Dann sind sie sehr glücklich beisammen gesessen im Bergbauernhause.

„O mein Kind!" sagte die Mutter, „wenn du nicht den Herrn Jesus von der heiligen Kommunion bei dir gehabt hättest, da wär's wohl nicht so gut ausgegangen. Er hat dich heimgeführt."

Hierauf hob der alte Schulmeister seinen grauen Kopf, zuckte mit demselben ein paarmal, wie es seine Art war, und sagte zum Knaben: „Dich hat derselbe Jesus heimgeführt, der dich hingeführt hat. Wohl, wohl, mein Junge, es ist so. Ob du beim Altare warst oder nicht, er ist bei dir gewesen. Denn du bist ein frommes Kind. Kommunizieren mit Andacht, wenn es Zeit ist, das stärkt — wie du erfahren hast

— den Glauben. Doch auf die Kommunion allein verlaß dich nicht. Bleibe nur immer redlich und gut, und denke sein, dann ist er allzeit bei dir und du wirst mutig und stark sein in der Gefahr. — Und jetzt, Lenzerl, denke ich, du gehst in Gottesnamen schlafen."

Ehe der Kleine das tat, kniete er in den Wandwinkel hin, faltete die Hände, schloß die Augen und sah vor sich stehen den lieben Herrn Jesus, der in der Kommunion zu ihm gekommen war.

Bald hernach war es im einschichtigen Bauernhause dunkel geworden. Über das Dach dahin brauste der wilde Föhn, der Urwaldstämme bricht und Berge stürzt, aber an dem frommgläubigen Kindesherzen vergeblich rüttelt.

Der große Wald.

Von meinen Heimatbergen gegen die Morgenseite hin steht in weiter Ferne eine langgestreckte blaßgraue Wand. An sonnigen Sommertagen ist sie kaum zu sehen, im Silberschleier des Äthers verschwimmt sie mit dem Himmel. Bei feuchter Luft hingegen steht die Wand klar und leicht gegliedert da, so daß man die Waldtäler erkennen kann, die in sie hineinschneiden, und die Almblößen, die sich über den meilenlangen, fast wagrechten Höhenrücken dahinziehen. Es ist das Wechselgebirge. Zwischen diesem und meinen Heimatbergen liegt ein weiter Landkessel von Berg und Tal mit vielen Ortschaften, alles so in die Tiefe gesenkt, daß unser Blick hoch und frei darüber hinfliegen kann. Menschenaugen, die auf solchen Bergen glänzen, können nie ganz kurzsichtig, Herzen, die auf solchen Höhen wachsen, nie ganz engherzig werden. Außer man ist ein dummer Junge, dessen blöde Augen selbst vor dem Leuchten der Johanniswürmchen erschrecken.

Aber auch gegen die Mittagsseite hin steht eine hohe, langgezogene Wand, sie ist viel näher da, ist ganz dunkelbewaldet und nur gegen den obersten Rand

hin geht das grünliche Braun in ein leichtes Blau über. Das sind die Fischbacher Alpen, ein stundenlanger Bergzug, der meiner Heimatsgegend die unabsehbare Breitseite zuwendet. Von dieser Seite steigt das Gebirge sachte und gleichmäßig an, auf der Höhe flacht es sich weit und fast eben hin, um im Süden gegen das hochgelegene Dorf Fischbach steil abzufallen. In meiner Jugendzeit war dieser Gebirgszug mit einem einzigen unendlichen Wald überzogen. Kein Märchenwald kann geheimnisvoller sein als dieses dunkle Meer, das, vom hochgelegenen Vaterhause aus gesehen, ewig und unbeweglich vor meiner kleinen, ahnenden Seele dalag. Immer und immer wieder zieht's mein Erinnern zurück zu diesem Walde. Und während in der Waldheimat so vieles andere klein und unbedeutend geworden ist im Vergleiche mit dem, was die weite Welt geboten: der Fischbacher Alpenwald ist groß geblieben, er trägt groß und bedeutsam die Kindesmär herüber bis an die Schwelle des Greisenalters.

Der Wald bestand fast nur aus Fichten, untermischt mit mancher weißschimmernden Tanne, deren älteste in verwitterter Wildheit starr über den Fichtengipfeln aufragten und sich auch im Winde kaum bewegten. Ganz selten stand aus der braunen Fläche das hellere Spitzchen einer Lärche hervor. Die wenigen kleinen Lichtungen, die der Wald hatte, waren aus der Ferne gar nicht zu sehen, wohl aber die scharfen Zähnchen jener Tannenwipfel, die weit hinten am gerade gezogenen Rande des Bergrückens in

den Himmel aufragten. Noch im späten Erinnern sehe ich eine Gruppe solcher Wettertannen höher in den Himmel hineinragen, dort, wo auf der Höhe eine verfallende Halterhütte stand, die „Hirtelstube“ geheißen. An dieser weit ausschauenden Baumgruppe führte der Fußsteig vorbei, der von unserem Alpl über den Bergrücken nach Fischbach ging. Auf dem höchsten Punkte dieses langen Bergzuges ragt der Teufelsstein. Mit einigen Riesenklötzen, die übereinandergelegt sind, hatte dort „bekanntlich“ der Teufel einst begonnen, einen Turm in den Himmel hinaufzubauen. Wenn es ihm gelänge, in einer Christnacht beim Mettenamte während der heiligen Wandlung von der Erde aus einen so hohen Turm zu bauen, dann dürfe der Teufel denselben entlang in den Himmel emporsteigen. Aber der arme Kerl hat's nicht einmal so weit gebracht, daß das begonnene Mauerwerk über die Baumwipfel emporragte. Heute klettern Touristen hinauf an den drei übereinandergeschichteten Felsklötzen, um über den hier verzwergten Fichtenwald in die weite Alpenwelt hinauszuschauen. Das Merkwürdigste an der Teufelssteinsage war mir immer, daß die Waldheimatbewohner, die doch sonst für allerlei Phantastereien zu haben gewesen, an sie nicht glauben wollten. Es kam ihnen zu unchristlich vor, daß einer in der heiligsten Stunde des Jahres, anstatt mit Beten, mit Arbeiten den Himmel hätte sollen erwerben können. Und als dann gar unser alter Schulmeister einmal dartat, daß der Stein auf der Höhe nur ein bloßgelegter Kopf des Felsgerippes

sei, von dem die Weichteile des Erdreiches im Laufe der Zeit abgeschwemmt worden wären, kümmerte sich kein Mensch mehr um den Teufelsstein, außer man hatte dort oben ein verlaufenes Vieh zu suchen.

Ganz andere Geheimnisse barg der große Wald und von einigen derselben will ich erzählen.

Zu jener Zeit, als mein Vater jahrelang an einer Brustkrankheit siechte und zum Sterben sachte Vorbereitungen traf, ging er gerne langsam mit einem Stocke in Flur und Wald umher, betrachtete die Schöpfung Gottes, trug den Hut in der Hand und betete. Mich, seinen älteren, aber noch recht kleinen Knaben, nahm er dabei gerne mit, daß ich ihm beten helfe. So gingen wir auch einmal hinüber in jene Waldschlucht der Fischbacher Alpen, wo der Vater eine Lichtung wußte, auf der Erdbeeren wuchsen. Als wir vom Hause fortgegangen waren, hatte mir — da ich in bloßen Hemdsärmeln war — die Mutter das neue Baumwolljäckchen über die Achsel gelegt, im Walde würde es kühl sein. Ich ging hinter meinem Vater einher und wir beteten halblaut murmelnd den Rosenkranz zur Erlangung einer glückseligen Sterbestunde. Ich wußte damals kaum, daß mein kranker Vater von dem Arzte aufgegeben war, und ich dachte, wir beteten nur so im allgemeinen um ein gutes Sterben, wenn's je in achtzig Jahren einmal dazu kommen sollte. Als wir eine Weile über frisch gemähte Wiesen mit dem Heudufte und am Waldraine mit den Himbeersträuchern dahingegangen, dann über ein braunes Bächlein gestiegen waren, das unter Huflattich und

Germen gurgelte, kamen wir in die Waldschlucht. Zwischen jungen Fichten, durch Haselnuß- und Brombeergesträuche tasteten wir uns langsam voran. Ins Gebet mischte sich mancher Ausruf, der eigentlich nicht dazu gehörte, besonders, wenn ein federnder Busch oder eine hochgewachsene Distel uns ins Gesicht schlug oder wenn im Schlinggewächse des Bodens eine Natter dahinschlängelte, auf die unsere Füße schier getreten waren. Aber nun prangten in diesem wilden Garten auch schon die großen, roten Erdbeeren. Während das Gebet mit einigen Stoßseufzern beschlossen wurde, pflückten wir Beeren und taten sie in den Mund. Eigentlich nein. Sie waren viel zu gut, um von uns gegessen zu werden. Wir pflückten die Frucht in unsere Hüte, um sie der Mutter und meinen Geschwistern heimzubringen. Durch die Waldmulde herab strich eine kühle Luft, mein Vater knöpfte seine Joppe zu und plötzlich unterbrach er ein gemütlich begonnenes Gespräch: „Bub, wo hast du dein Jöppel?"

Ich erschrak arg. Auf meiner Achsel lag es nicht, unter meinen Füßen lag es nicht, die zehn Schritte, die man nach rückwärts blicken konnte, lag es auch nicht. Ich war so entsetzt, daß mir der Hut sank und die Beeren durch das Blätterwerk niedersickerten. Wir gaben alles auf und suchten das Röcklein. In kreuz und krumm, wie wir durch das Struppwerk gegangen waren, gingen wir wieder zurück, aber das Röcklein war nicht zu finden. Mein Vater schlug vor, daß wir drei Vaterunser zum heiligen Antonius beten sollten, als zum Patron verlorener Sachen. Wir taten

8*

es, aber das Röcklein fand sich nicht. Ich konnte vor Schluchzen nicht mehr beten. Das Röcklein war schier neu gewesen, erst einmal war ich mit ihm in die Kirche gegangen. „Beim Bachel wird es liegen, wo du so drüber gehüpft bist," riet der Vater. Aber am Wasser lag's auch nicht, am Waldrain entlang lag es nirgends und auf der frisch gemähten Wiese war es nicht. Es wurde schon abenddunkel, als wir heimkamen, wir getrauten der Mutter unseren Verlust nicht mitzuteilen und siehe — in der Stube am Wandnagel hing mein Röcklein. „Ich hab's ja gewußt, daß er's bringt, der heilige Antoni!"

„Ja, ja, der heilige Antoni!" rief die Mutter fast erzürnt. „Der soll just gut genug sein, euch das Gewand nachzutragen! Leichtsinnigerweise verloren habt ihr's! Schon beim Fortgehen. Gleich da hinter dem Haus oben bei dem Zaunstiegel hat's die Weiddirn gefunden."

„So, so," sagte mein Vater zufrieden. „Beim Beten ist's dem Bübel halt über die Achsel gerutscht. Weil wir's nur wieder haben."

„Versteht sich, beim Beten!" gab die Mutter zurück. „Beim Beten alleweil wird euch noch mancherlei über die Achsel rutschen."

„Wird eh sein. Aber Mutter, sei gut. Schau, wir kriegen ja alles wieder."

Derart war die kleine Angelegenheit abgetan. So oft ich später durch jene Waldschlucht hinanging, fiel mir das kleine Abenteuer ein. Denn gar oft bin ich dort dahingegangen.

Bin dahingegangen den Waldsteig, der voll braunen Genadels und voll roter Baumwurzeln war, immer durch den Wald, dem breiten, flachen Rücken des Berges zu. Und jenseits die steilen Hänge hinab bis ins Dorf Fischbach, das mit seinen grauen Bretterdächern und der weißblechernen Kirchturmkuppel auf weiten Almmatten daliegt. Wie viele Dinge, die uns Alpelleute mit diesem Fischbach verbanden! Dort waren die Schuster, die wir auf unsere Steren luden, damit sie uns für das ganze Jahr die Schuhe machten. Dort war ein geprüfter Arzt und ein Winkeldoktor, die unseren Kranken das Lebenselexier schickten oder die Todeskrankheiten zu gutem Ende führten. Dort war der Krämer Kajetan, der uns in schlechten Zeiten Mehl, Schmalz und andere Lebensmittel besorgte. Dort waren am Kirchweihsonntag und am Bittmontag, dann an den Tagen des heiligen Egydius und der heiligen Anna die Kirchenfeste, die nirgends so feierlich abgehalten wurden als in Fischbach. Dort wurden mehrmals Volksmissionen abgehalten, die uns Alpler nahezu aus Rand und Band brachten. Die erste dieser Missionen, im Jahre 1855, ist mir mit wildem Feuer in die Seele geprägt worden. Anfangs gingen wir zu jener Mission mit Mißtrauen über den großen Waldberg, um aber bald so sehr gefesselt, hingerissen, entbrannt zu werden, daß wir wochenlang jeden Tag auf den Füßen waren, am frühen Morgen ausgingen, in später Nacht heimkehrten, um von den „Gnadenmitteln der fremden Geistlinger“ keines zu versäumen.

Auch nach dem ferneren Birkfeld und dem Obstlande draußen führte dieser Fußsteig über das Waldgebirge.

So ist denn keine Stunde des Tages, in der ich als Knabe nicht auf dem Wege gewesen bin über den Berg. Am sonnigen Morgen, wenn an allen Ästen des jungen Fichtenwaldes noch die funkelnden Tautropfen zitterten, wenn der Auerhahn im dunkeln Gewipfel der alten Tannen balzte, bin ich den rötlichbraunen Waldsteig still dahingegangen. Am Mittage, wenn tausend Tierlein über das Gewurzel liefen und in der Luft summten; am sinkenden Abende, wenn Wildhühner durch Dickicht und Heidekraut gespenstig dahinhuschten und dürres Gefälle unter den Beinen flüchtiger Rehe und Hirsche knisterte, bin ich durch den Wald gegangen. Dann, wenn die trüben Nebel des Herbstes spannen im Geäste, daß man nicht fünfzehn Schritte weit vor sich hinsah und die Wipfel ins Unermeßliche der grauen, tropfenden Düsternis aufragten; und in den Nächten, wo man sich mit Stock und Hand langsam dahingreifen mußte, an die Stämme stieß, über Gewurzel stolperte und doch den rechten Weg einhielt; und bei stürmischem Wetter, wenn der Wind in den unbeugsamen Wipfeln toste und der Regen hagelscharf durch das Gestämme sauste, bin ich durch all das dahingegangen. Und im Winter endlich, wenn alle Pfadspur ganz verschneit war und die schneebelasteten Äste tief niederhingen — zu all diesen Zeiten bin ich über den waldigen Berg gegangen, der in zwei Stunden zu bewältigen war,

wenn ihn tiefer Hochwinter nicht überhaupt unmöglich machte. Hatte man den ersten scharfen Anstieg hinter sich, so war es ja nicht steil, auf der Höhe eine lange Strecke hin fast eben. Wo man von dieser Hochebene aus durch eine Scharte die lichte Welt erschaute, da zeigte es sich, wie sehr sie sich verschoben hatte und wie tief sie unten lag; nur die graue Wand des Wechselgebirges stand immer gleich hoch und ruhig in der Ferne.

Dann gab es auf diesem an Werktagen einsamen Waldweg über die Höhe hin manch unheimliche Örtlichkeit. Da war der „Rauberkessel“. Mitten in einem grünen Angerlein stand ein riesiger halbvermoderter Baumstock, der in der Mitte hohl war und an dem nur die äußeren Teile wetterzernagt aufragten. Verkohlter Holzreste nach zu schließen, war in dem Stocke manchmal Feuer unterhalten worden. Die Räuber der Wälder versammelten sich hier, um ihre Schätze unter sich zu teilen, Wildbret zu braten und dann neue Raubzüge zu verabreden. So wurde geredet. In Wahrheit gab es in den Waldgegenden weitum zu jener Zeit nicht einen einzigen Menschen, der — vielleicht etliche Wildschützen ausgenommen — seinen Lebensunterhalt nicht redlich als Holzknecht, Kohlenbrenner, Kohlenführer, Wurzelgräber, Kräutersammler, Förster oder Jäger, verdient hätte. Dem kleinen Waldbauernbuben rieselten aber doch manchmal einige Erbsen über den Rücken, wenn er in die Wildnis zu diesem „Rauberkessel“ kam.

Weiterhin, zwischen Wildfarren, aus Stein und

Sand aufsprudelnd, war eine Quelle. Sie war nicht gefangen, rann auf keinem Rinnlein in den Trog, sondern rieselte im Sande weiter. Daneben lag ein großer Holzblock zu einer Art von Bank ausgehauen, in die gar wunderliche Zeichen eingeschnitten waren, seltsam zueinandergestellt und verschlungen, daß man wohl vermuten konnte, es müsse etwas Bestimmtes, ganz Geheimnisvolles damit gemeint sein. Daneben ragte die gewaltige Ruine eines Fichtenbaumes, den der Blitz entwipfelt hatte und der jetzt in seiner obersten Krone eine ganze Wipfelgruppe gegen Himmel streckte. Auch an seinem Schaft waren die Zeichen eingeschnitten. Trotz seiner fahlen Äste, die wie Riesenklauen in die Lüfte ausgriffen, lebte dieser Baum noch und wucherte fort, aber seine hunderttausend gekreuzten Zweige schwiegen und sagten es nicht, was die Zeichen bedeuteten. Diebszeichen oder Zaubererformeln! Wer sie hätte lesen können!

Eines Tages, als ich an dieser Quelle getrunken hatte und dann ein wenig gesessen war auf der Bank, fiel mir ein, es wäre wohlgetan, wenn man den heiligen Namen Maria in den Baum schnitte, damit die bösen Zeichen, die dort standen, keine Kraft hätten. Mit der Spitze des Taschenfeitels grub ich mühsam die Buchstaben ins Holz, aber als sie dastanden, unterschieden sie sich kaum von den anderen Zeichen, und da wußte ich auch, was sie alle miteinander bedeuteten. Der erste vor so und so viel Jahren hatte die weihevolle Stelle an der Quelle wohl mit einem heiligen Zeichen ehren wollen; ein Nachfolger wollte das ge-

heimnisvolle Zeichen durch ein anderes beschwören und so entstanden allmählich die Einritzungen, jede aus frommer Meinung, um aber von späteren für Diebsmerken oder Zauberformeln gehalten zu werden.

Auf diesen Höhen waren die Bäume nicht mehr so buschig und hoch, sie waren verknorrter, starrer und hatten Flechtenbärte. So standen sie auch dort, wo das Wunderbare war, daß über die bewaldete Hochebene hin ein stattliches Bächlein rann. Woher kam dieses Wasser? Von der Gegend des Teufelssteins kam es her, aus hohen Quellen, den Ursprung habe ich nie ergründen können. Es war ein kristallklares Wasser, in dem die Steinchen und Sandkörner wie Gold glänzten, es rann ganz leise und flach, gleichsam wie ein lebendiges Geflechte über diesen Grund dahin. Und warum dieser stille Bach „der Schreier" heißt, habe ich nie erfahren können. Man sagte, daß es im Bache rote Forellen gebe, und zwar — singende Forellen. Sie sängen zauberhaft süß, aber nur besonders auserwählte Menschenkinder könnten sie hören. Zu diesen werde ich wohl kaum zählen, denn nie habe ich eine Forelle singen gehört und im „Schreier" einen Fisch auch nie gesehen. Etwa hundert Schritte von der Stelle, wo das Brücklein über dieses Wasser führt, ein wenig wegsab, ragte aus dem Moosboden ein grauer, verwitterter Stein. Er wurde „die Mutter" genannt. In alten Zeiten soll einmal eine Mutter mit ihrer jungen Tochter aus Alpel gegen Fischbach gegangen sein. Hier am „Schreier" hätten sie gerastet. Es war im Walde still, fast zum ein-

schlummern, da sagte die Tochter plötzlich: „Mutter, hörst du nichts? Ich höre singen. Dort aus dem Wasser höre ich singen."

„Gott behüte dich, mein Kind, dann sind es die singenden Forellen."

„O schönes Singen! O liebliches Singen!" flüsterte das Mädel, stand leise auf und ging nach der Richtung hin, wo der Bach aus dem Dickicht hervortritt und von wo das Singen kam. Und horchte und legte die Hand an die Stirn und ging im Dickicht dahin. Die Mutter blieb auf dem Moose sitzen und wartete, bis ihre Tochter sich an dem Singen genugsam ergötzt haben und zurückkommen würde. Sie wartete drei Stunden lang, das Mädel kam nicht zurück. Die Mutter wartete drei Tage lang, drei Monate lang, drei Jahre lang, dreimal hundert Jahre lang — die Tochter ist nicht mehr gekommen. Die Mutter aber ist bei diesem Warten zu Stein geworden und ragt noch heute aus dem Moosboden. Ich habe an dem Steine nie Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt finden können, mit Ausnahme einer einzigen Begegnung. Eines Abends im Hochsommer mußte ich für einen erkrankten Nachbar nach Fischbach zum Arzt. Dem sagte ich die Leiden des Kranken, er gab mir eine Flasche Medizin und die dazu gehörigen Verordnungen und ich ging in der Nacht heim. Den steilen Hang herauf ließen sich auf dem Wege die weißen Steine noch erkennen. Endlich auf die Höhe gekommen, war es finster geworden wie in einem Ofen, am Himmel kein Stern, schwül war die Luft. Ich

achtete auf eine besonders knorrige Baumwurzel, die zu übersteigen war, auf einen alten, grobrindigen Lärchbaum, der rechterhand stehen mußte, auf einen Viehzaun, der oberhalb der Hirtelstube überstiegen werden mußte. Das alles stimmte. Mir fiel auf einmal das Sprichwort ein: So finster, daß man eine Todsünde machen könnte. — Dann mehrten sich die Blitze; es waren aber keine Strahlen, nur rote Scheine; kein Donner war zu hören in nah und ferne. — Endlich war das rote Flackern, das Himmel und Wald erfüllte, so anhaltend geworden, daß es schier wie ein einziger beständig zuckender Schein war, und wenn er ein paar Sekunden aussetzte, so war es finsterer als finster und ich mußte stehen bleiben, wo ich stand. Nun fiel mir meine Mutter ein. Ich hatte Angst, daß sie Angst haben würde um mich. Und führte mich doch Gott so schön mit seinem Lichte. So war der Wald durchwogt von einem einzigen roten Feuermeer, glühend und schattenlos standen die Bäume und über den Himmel sprangen die großen Scheinfluten, eine nach der anderen, eine in die andere. Und in diesem Scheine stand plötzlich vor mir — die Mutter. Aber nicht die meine, vielmehr die andere, die schon dreihundert Jahre dasteht und auf ihr Töchterlein wartet. Wie eine hellglühende Menschengestalt, so stand zu jener Stunde der Stein. Da hörte ich in der Nähe auch den Bach rieseln, ganz leise, und ich horchte, ob nicht auch ein Fischlein sänge. Da fiel mir das Vaterunser ein: „Führe uns nicht in Versuchung.“

Nach Stunden, als das elektrische Glutmeer über das Gebirge dahingeflutet und verlodert war, ohne daß ein Donner grollte, ein Tropfen fiel, war ich hinabgekommen ins Alpel.

Zu jener Zeit war ich ein Knabe von etwa zehn Jahren gewesen. Damals hatte ich mich noch vor nichts gefürchtet. Ein paar Jahre später war ich von unseren alten Mägden doch schon so weit unterrichtet, daß ich mich in den Nächten tapfer vor den Geistern fürchtete. Nun wurden die nächtlichen Gänge durch den Wald der Fischbacher Alpen schon bedenklicher. Wie, wenn am Rauberkessel doch Räuber säßen, oder unerlöste Seelen von Gemordeten? Wie, wenn die steinerne Mutter plötzlich lebendig würde? Die Hirtelstube, die halb verfallen unter den großen Schirmbäumen stand und keine Fenstergläser hatte, war besonders unheimlich. Die Leute wichen ihr in weiter Runde aus, so daß der Fußsteig, der hart an ihr vorüberging, schon ganz verwachsen war und weit oben durch den Jungwald ein neuer ausgetreten wurde. Denn in jener Zeit war es, daß zu den Fenstern der Hirtelstube Leute herausschauten, die schon lange gestorben waren. So sah jemand den alten Hirten Kilian, den man ein Jahr vorher in der Hütte tot aufgefunden, herausschauen, mit traurigen Geberden um Hilfe bittend. Dem er also erschienen, der ließ zu Fischbach eine Messe lesen für seine arme Seele. Da war es an einem späten Juliabend, daß ich von einer Missionsandacht nach Alpel heimging. Andere waren noch bei Tage nach Hause gegangen, ich aber hatte die

Abendpredigt über die vier letzten Dinge nicht versäumen wollen. Nun war ich im weiten Walde ganz allein, begleitet nur von meinem durch die Predigt aufgeregten Herzen. Es war schon ganz dunkel geworden. Auf der Höhe wollte ich natürlich den Fußsteig durch den Jungwald einschlagen, konnte es aber nicht lassen, einen Blick gegen die Hirtelstube hin zu tun, die unter der schwarzen Masse der Schirmbäume stand. Da sah ich um die Hütte kleine blaue Lichter schweben. Sie schwebten langsam hin und her, auf und nieder, verschwanden zum Teile und traten wieder hervor und schwebten in geheimnisvollen Kreisen um die alte verlassene Hütte. Anfangs war ich vor Entsetzen starr gewesen, dann floh ich durch den Jungwald und stieß mir an den Stämmen Beulen in den Kopf. Naß wie ein Pudel vor Angstschweiß war ich nach Alpel gekommen.

Nach mir ging in der gleichen Nacht ein anderer von Fischbach her denselben Weg. Steinreiters kleiner Kühbub, der Franzl. Auch der sah an der Hirtelstube die schwebenden Lichtlein, und weil sie ihm so wundersam schienen, ging er näher hin, um sie anzusehen. Da hörte er, daß in der verfallenden Hütte ein Gewimmer war. Ein klägliches Stöhnen. Der Missionär zu Fischbach hatte von den armen Seelen im Feuer gepredigt. Wimmerten ihrer da drinnen? Waren die fliegenden Lichtlein Funken des schrecklichen Feuers? Das waren diese gerade einmal nicht, sondern Johanniswürmchen, wie der Junge dergleichen auch unten am Berghang gesehen hatte. Dann kann

das Stöhnen wohl auch nicht von einer armen Seele sein. Eher von einem armen Leibe. Der Kleine ging um den alten Holzbau herum, bis er den Eingang fand, stolperte über die Schwelle und hörte vor sich ein lautes Dankgebet dafür, daß endlich jemand komme. Tagelang schon war der alte Wurzelsammler Joachim in dieser Höhle gelegen auf einem Moos-haufen. Sein Brot hatte er all schon verzehrt; dem Regen, der zweimal durch die Dachluken auf sein Lager fiel, konnte er nicht entweichen, denn er hatte den „Brand in den Füßen". „Wer bist denn, Mensch? Vom Steinreuter der Kühbub? So nimm den Hut und bring mir Wasser!" Weinend fast war die alte Stimme, weinend vor Freude, daß jemand gekommen, der „ihm sterben helfen" konnte. Der Franzl ging im Walde hin bis zum „Schreier" und brachte Labung. Und als es anfing, zu tagen, ging er wieder hinaus, suchte Pilze und briet sie an einem Feuer. Der Kranke verzehrte sie mit Gier. „Ach," sagte er und rang seine hageren Finger. „Franzl, du bist wohl brav. So viel schwer, wenn der Mensch hungerig und durstig versterben muß. Verlaß' mich nit, ich vermach' dir zu Lohn mein Geld."

Dann ist der Wurzelgraber nach Alpel in ein Bauernhaus geschafft worden, wo er nicht mehr lange gelebt hat. Einen Strumpf voll Maria Theresien-Taler, so hieß es, hatte der Franzl von dem Alten geerbt. — Gerade so gut hätte ich die Erbschaft machen können, wenn die Angst vor den — Johanniswürmchen nicht gar so groß gewesen wäre. Der Strumpf

soll zwar nicht allzu viel inne gehabt haben, nur ganz unten bei den Zehenspitzen seien ihrer etliche Silberklinger beisammen wie ein Beutlein gebunden gewesen.

So waren die Geheimnisse des großen Waldes allmählich entgeistert worden, daß schließlich nicht mehr viel übrig blieb als Bäume, als der Fußsteig mit den braunen Nadeln und dem knorpeligen Gewurzel, und als das schöne Wasser, das so seltsam über den breiten Hochrücken heranfließt.

Dreißig Jahre später, als ich einmal von Graz über Birkfeld und Fischbach dem Alpel zugewandert, fand ich den Weg nicht mehr. Auf der Höhe war Wald wie immer. Aber als es dann niederwärts ging, da brach der Wald plötzlich ab und vor mir tief unten lag Alpel, wie eine weite, lichte, ganz fremde Gegend. Die alten Riesenbaumstämme sind teils als Kohlen, teils als Zimmerholz ins weite Land hinausgegangen. In den Tälern nagen Tag und Nacht die Holzsägen, um den Urwald zu zerschneiden, und die Parkette in den Salons von Wien und Graz ruhen auf den Trambäumen, die einst in dieser weltfernen Wildnis gewachsen. Ganz zu bewältigen aber ist der große Wald nicht. Immer noch ziehen sich ungemessene Waldflächen über das Gebirge dahin, und in den weiten abgeholzten Gründen zwischen dem unendlichen Gestock und unter den wuchernden Himbeer- und Erdbeergebüschen sprießen kleine, weiche Fichtenbäumchen frisch hervor, so daß es den Anschein hat, als sollte ich auf den Fischbacheralpen noch ein zweites Waldgeschlecht erleben.

Der „Schreier“ rinnt in der Sonne dahin und ist versandet, „die Mutter“ steht nicht mehr unter hundertjährigen Bäumen, sondern zwischen jungen Sprößlingen, sie ist noch bemooster und noch verwitterter geworden und wartet auf ihr Kind. — An der Stelle, wo unter Schirmbäumen die Hirtelstube gestanden, ragt ein knochenweißer, halb vermoderter Strunk auf, an den ein großer Ameisenhaufen hingebaut ist.

Der Kühbub Franzl, der einst die Erbschaft des Wurzners gemacht hat, lebt noch, aber in einer anderen Gegend. Er hat sich aus jenen Silbertalern einen großen, eisernen Kessel schmieden lassen, mit dem er zur Herbstzeit von einem Bauernhof zum andern fährt, um den Leuten vom Garten weg im Freien über einem Feuer die Kohlköpfe zu brühen, bevor diese im Krautschacht für den Winter aufbewahrt werden. Dieser Kessel hat den Mann wohlhabend gemacht. Das kann nur einem solchen passieren, der sich vor den schwebenden Johanniskäferchen in der Waldnacht nicht fürchtet.

Die Weihnachtsandacht des Zimmermanns.

Endlich war es vorüber, das schreckliche Fegen und Scheuern und Staubjagen, ein taglanges Rasen, bei dem kein Hausrat, kein Möbelstück, kein Wandschmuck an seiner Stelle blieb, bis jedes Holz gefegt, jeder Stein getüncht, jedes Metall blank gerieben war. Nun prangte das Haus in klarster Reine. Nach dem Sturm die Ruhe wirkt so wie so schon feierlich, nun erst gar, wenn das Christkind kommt. Irgendwo im Hause steht die Wiege, darin das göttliche Kind schläft. Wer Schuhe an hat, der ziehe sie aus, und wer in Socken ist, der schleiche auf den Zehenspitzen — denn — es schläft.

Die Hausfrau eilt mit bedeutsamen Gebärden in den Kammern umher, sie soll überall nach dem Rechten sehen und den Boden nicht betreten, sie soll alle Kästen und Truhen und Fenster prüfen und doch nichts berühren, auf daß alles in seinem unangetasteten Glanze bleibe. An den Fenstern rüttelt der Wind und wirbelt Schneestaub in die Ecken, so daß Wetterdunkel und Schneedunkel die Stube schier nächtig

machen. Der Tisch in der Wohnstube ist überdeckt mit einem weißen Tuche, darauf steht ein Kruzifix, eine brennende Weihekerze und in einem bunten Wasserkrüglein der Kirschbaumzweig, der vor drei Wochen, am Barbaratag, vom Baume gebrochen worden war und der in dieser Nacht aufblühen soll. Die Knospen an ihm glänzen und schwellen, jede Stunde können die weißen Blättchen sich entfalten. An die Tür eilt die Hausfrau, öffnet sie still, hebt den Zeigefinger und macht ein „Pst!" hinaus in die Küche, wo die Magd mit den Brennscheitern und dem Herdgeschirre nicht leise genug umgeht. Pst! Das Christkind schläft! Die Frau ist in feierlicher Andacht fast versunken. Ihr bleichendes Haar hat sie in zwei Kränzen um das Haupt gewunden, das rote Busentuch hat sie umgebunden und die seidene Schürze. Um die gefalteten Hände den Rosenkranz geschlungen, so sitzt sie nun im Armstuhl neben dem Tisch und kann nichts denken als: Der heilige Abend! Das Christkind.

Da ist plötzlich im Stubenwinkel ein Gepolter. Ihr Mann, der Zimmermeister, der auf der Wandbank lag, hatte sich umgewendet und dabei mit dem Ellbogen so derb an die Stuhllehne gestoßen, daß es klapperte.

„Pst!" zischt sie und steht rasch auf, „Mann, was hast denn für einen Unfried?"

„Ich? Unfried?" brummt er und fährt sich mit der Hand übers Gesicht, „soll man denn nicht mehr schlafen dürfen. Laß mich zufrieden."

„Wenn du schon nicht beten willst, so sollst we-

nigstens keinen Lärm machen. Schlafen sollst auch nicht.“

„Aber, Alte, gerade beim Schlafen macht der Mensch am wenigsten Lärm!“

„Geh', was du nicht sagst, Mann! Du machst beim Schlafen gerade den allermeisten Lärm. Wenn du schon beim Herumschlagen mit den Händen keinen Stuhl umwirfst oder der Wand kein Loch schlagst, so meint man doch, es gehen mindestens zwei Brettersägen und eine Dreschmaschine.“

„Die Brettersägen und die Dreschmaschine muß man freilich abstellen am heiligen Abend,“ sagte er gutmütig und setzte sich auf.

„Wer's nicht gewohnt ist, dein Schnarchen!“ rief sie aus.

„Aber Frau, bist du das denn immer noch nicht gewohnt?“

„Nicht so dumm reden sollst, beten sollst. Da, such' dir heraus ein Weihnachtsgebet.“ Sie langte das Buch von der Stelle, wischte den alten, zerschlissenen Einband mit der Schürze ab, ach, er war schon wieder staubig, und legte es auf den Tisch.

„Was hast denn schon wieder für Mucken?“ fragte er sie gelassen, „wenn sie läuten, werd' ich ja beten. Jetzt will ich noch ein bissel schlafen. Müde bin ich.“

„Zanken und Unfried machen sollst nicht!“ rief sie heftig und stieß zornig am Tisch den Fußschemel beiseite.

Er schaute sie an und schmunzelte. „Weib, bei

dir hilft nicht einmal das Altwerden was, du bleibst doch alleweil die gleiche."

„Weil's wahr ist!" sagte sie, „wenigstens an solchen Tagen soll der Mensch dran denken, daß er Tauf und Chrisam an sich hat. Hast denn nit ein bissel ein' Andacht! Weißt denn nit, daß morgen Christtag ist?"

„Tu' ich denn was Schlechtes?"

„Aber auch nichts Gutes. Jetzt such' dir das Weihnachtsgebet heraus, sag' ich!"

Darauf entgegnete er: „Das Frommsein hab' ich mir mein Lebtag nicht schaffen lassen. Wenn's nicht von selber kommt —"

„Bei dir von selber? Mar and Josef, da kannst lang warten. Bist eh in den Werktagen so unchristlich, daß ès eine Schand' ist. Die heiligen Tage sind da zum Frommsein."

„Ich pfeif' drauf!" versetzte der Zimmermeister unmutig. „Wenn der Mensch die ganze Woche schwer gearbeitet hat, in Gottsnam seine Pflicht hat erfüllt und niemandem unrecht getan, da soll er am Sonntag extra noch fromm sein. Ja, Alte, wie muß man denn das anfangen?"

„Beten sollst, hab' ich gesagt und still sein. Der heilige Christ wird dir noch früh genug munter werden, wenn er kommt, zu richten die Lebendigen und die Toten. — Jeß Maria, was ist denn das?"

Ein Augenblick Finsternis in der Stube, als ob ein schwarzes Tuch an den Fenstern vorüberflöge, ein dumpfer Schlag, dann ein Aufwirbeln des Schnee-

staubes draußen. Der Zimmermeister wandte sich ans Fenster und blickte hinaus. Vom alten Kiefernbaum, der vor dem Hause stand, hatte der Sturm einen Ast herabgebrochen.

„O Gott, o Gott, der ungestüme Tag heut!" jammerte das Weib, die Hände ringend, „das bedeutet nichts Gutes, das bedeutet ein unfriedliches Jahr."

„Wenn dich der Teuxel nicht holt, wohl gewiß!" brummte er im gutmütigen Tone.

„Heut' streit ich nit mit dir," sagte sie mit kalter Überlegenheit. „aber wart' nur, bis der heutige Tag vorbei ist! Du wirst schon noch sehen, wen der Teuxel holt!"

Sie ging zum Weihbrunngefäß, das am Türpfosten hing, tauchte drei Finger ein und besprengte die Stube, besonders aber ihren Alten. Der starrte sie verdrossen an und rührte sich nicht. „Nit einmal bekreuzigen tut er sich, wenn er besprengt wird!" Sie eilte in die Küche, kam mit einem Gluttopfe zurück und streute Weihrauch hinein und räucherte nach Weihnachtssitte in der Stube herum, an den Tisch, ans Ehebett und endlich auch an den Ehemann, bis diesen der Weihrauch so sehr in die Nase stieg, daß er anhub zu fluchen und ein Fenster aufriß.

Das war gerade zu rechter Zeit. Von der Gasse, durch das Pfeifen des Windes hörte man erregte Menschenstimmen. Grob' Schaden getan hätte es im Dorf. Der Grabenzenza hätte der Sturm die Hütte abgedeckt, daß man gar von oben ins wuselnde Kindernest hineinsehe.

„Weil's nicht beten wollen, die Leut'!" jammerte unsere Zimmermannsgattin, „Mar and Josef, zu geht's auf der Welt! Der ganze heilige Abend ist verdorben. Und statt, daß er jetzt tät Weihnachtsgebeter beten, lauft er davon. Wer, frag' ich, soll uns denn beschützen, als unser Herrgott!"

Die Grabenzenza war eine Witwe mit drei kleinen Kindern, wovon das älteste im Scharlach darniederlag. Man hatte das Weib nicht gern im Dorf, man sagte ihm nach, daß es zur Herbstzeit manchmal dort Kartoffeln ernten täte, wo es keine gepflanzt hatte. Nun das Hüttendach so zerstört war, daß das Dachbretterfletz auf der Gasse lag und der Wind den Schnee in die Stube trieb, irrte die Zenza mit ihren Kleinen heulend umher und nur zur Not gelang es, sie bei Nachbarn unterzubringen. Am allerwenigsten mochte man das scharlachkranke Kind haben, bis es endlich der Schullehrer ins Haus nehmen wollte; aber gerade ihm wurde es untersagt, die Seuche ins Schulhaus zu verpflanzen. Die kinderlose Zimmermeisterin wurde angegangen, allein diese wollte sich durch ein krankes fremdes Kind den heiligen Weihnachtsfrieden nicht stören lassen. Schließlich erinnerte sich der Pfarrer daran, daß Er, der in dieser Nacht erwartet wurde, gesagt hat: Wer so ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf. Mit Güte und List setzte er es bei seiner Häuserin durch, daß das Kleine mit der Mutter so lange im Pfarrhof sein dürfe, bis das Dach zur Not hergestellt sei.

Der Zimmermeister war hinausgegangen. Seine

Stimme war lauter als die des Sturmes, als er jetzt seine Gesellen und die Nachbarn zusammenrief. Sie kamen mit Werkzeug und Leitern und Balken, und nun begann ein Pochen und Hämmern im Dorf, das bei Fackelschein durch den ganzen Abend dauerte, zum Entsetzen der Zimmermannsfrau, der die heilige Stille, der himmlische Friede dieser Nacht so ganz und gar über alles ging. „Wie soll der Kirschbaumzweig aufblühen, wenn es so unfriedlich zugeht! Und das Christkind, wie soll es schlafen?"

Als auf dem Kirchturm die Glocken anhuben zu läuten, schrien und hämmerten noch die Arbeiter auf dem Hüttendach der Grabenzenza. Als die Gemeinde in der Kirche ihre Lieder sang, erscholl, mit dem Brausen des Sturmes um die Wette, immer noch der Lärm, das Pochen und Klingen der Dachnägel, daß es für die frommen Frauen, die dergestalt um alle Weihnachtsstimmung kamen, ein wahrer Graus war. Endlich, als alle Glocken zusammenklangen und die Orgel der Mitternachtsmette hell ertönte, da sprangen die Arbeiter vom Dach und gingen in die Kirche. Der Zimmermeister sah sich in dem wüsten Bretterwerk mit seinen zwei Gesellen allein. Nur der Sturmwind arbeitete tapfer daran, das wieder zu zerreißen, was Menschenhände eben mühsam aufgestellt hatten. Der Meister hatte das Dach bis zum Morgen fertig haben wollen, nun er sah, daß die Leute ihn bei diesem Werke verlassen, daß sogar die Knaben ihre Fackeln in den Schnee geworfen hatten und in die Kirche liefen, hub er an abscheulich zu fluchen. „Hol'

sie der Satan, diese gottverdammte Betbruderschaft! Das hab' ich schon gar gern! Den Herrgott vor lauter Bigotterie schier die Zehen wegschnatzeln und ein armes Leut können sie sterben und verderben lassen. Da kräht kein Hahn danach! Hocken in den Kirchenwinkeln herum bis sie stinkend werden. Der da oben kann eine Freud' haben mit so einer Brut. Krächzen sie jetzt drin das Gott wir loben dich! Und's Christkindel im lockigen Haar, wenn's von Wachs ist, das herzen sie wie eine Spieldocken, und so ein todkranker Menschenwurm kann unter ihren Füßen — krepieren, hätt' ich bald gesagt. Meiner Seel', das ist zum Ausderhautfahren mit diesem Gesindel, diesem kruzitürken himmelherrgotts Glumpert übereinand!"

So ging's los beim Zimmermann und zu größerem Nachdruck warf er die Dachbalken durcheinander, daß die Gesellen erschrocken beiseite sprangen in der Meinung, den Meister hätte die Tobsucht überfallen.

Als der Mitternachtsgottesdienst vorbei war und die Leute aus der Kirche strömten, fluchte und polterte er noch immer auf dem Dache. Da sagte einer zum anderen: „Er wird wahnsinnig, wenn wir ihm nicht helfen und sind wir leicht auch mitschuldig an seinem Fluchen. Kommt, wir wollen helfen, in einer Stund' ist das Dach fertig.

Darauf stellte sich einer gar würdig hin und sagte: „Glaubst, Nachbar, daß ich so schlecht bin und am heutigen Christmorgen knechtliche Arbeit verricht'?" Dieses Wort war mit einem solchen Hochmut herausgesagt, daß es anders wirkte, als es vermeint gewesen.

„Habt's ihn gehört?" fragte einer der Männer. „Wie dem seine Scheinheiligkeit ist mir alleweil noch der fluchend' Zimmermann lieber. Ich geh' ihm helfen dachdecken."

Dem schlossen sich die übrigen an. Wieder wurden die Fackeln in Brand gesteckt und neuerdings erhob sich das Pochen und Hämmern, so daß die Zimmermeisterin verzweifelt ihre Ohren zuhielt mit beiden Händen. „Nit schlafen und nit beten kann man und ist diesen Heiden das schlecht' Bettelweib lieber als der kleine Herr Jesus, dem sie schon in der Wiegen keine Ruh' mehr lassen. Unser Herrgott soll's verzeihen!"

Am Christmorgen, als die Sonne aufging, fegte noch der eisige Wind über die Dächer und über manchem Giebel tanzte noch ein Schneewölklein. Das Dach der Häuslerin aber war festgelegt und genagelt, im Ofen der Stube brüllte frisches Feuer und die Grabenzenza zog mit ihren dichtvermummten Kindern wieder in ihr Heim. Der Zimmermeister lag mit Jacke und Stiefeln auf seinem Bett und schnarchte, was das Zeug hielt. Sein Weib stand an der Tür und schaute mit Verachtung auf ihn hin. — Jetzt liegt er da wie ein Vieh und rührt sich nit. Daß doch immer ein Mensch gar so gottverlassen sein kann!

Sie selbst fand keine Ruhe. Sie war trostlos. Noch vor dem Festamte ging sie zum Pfarrer und brachte vor Weinen kein Wort hervor. Was sie für eine unglückliche Frau sei! Einen solchen Mann zu haben! Rechtschaffen brav wäre er sonst, aber halt

keine Religion! Deutsch gar keine Religion. Und wenn sie hundert Jahr sollt leben, diese Nacht könne sie nimmer vergessen. „Nit ein Vaterunser hat er gebetet, nit mit einem einzigen Meßgebetel hat er das liebe Christkind gegrüßt. Was wird das einmal für ein Sterben werden bei diesem Menschen! Die Leut gehen heut von Haus zu Haus und sagen, ihr Lebtag hätten sie noch nie so schreckbar schelten und fluchen gehört, als in dieser heiligen Nacht. Hochwürden müssen's ja auch gehört haben, nach dem Kirchgang, vom Grabenhäusel her. Mir hat's gerade frei die Seel herausgeschaudert."

Der Pfarrer saß da, hielt die Hände über dem Schoß gefaltet und blickte das erregte Weib lächelnd an. „Gehört habe ich wohl etwas," sagte er dann, „aber ich hab' das für ein Gebet gehalten!"

„Gebet?!" stöhnte die Zimmermeisterin, hob ihre Hände, legte sie hoch in den Lüften zusammen und ließ sie sinken, als ob sie der Schlag gestreift hätte.

„Liebe Frau," sagte der Pfarrer, „manche Leute haben halt eine sonderbare Art zu beten. Zum Beispiel die Juden. Die binden, während sie beten, mit dem Gebetriemen an den Gliedern so herum. Andere wenden dabei im Gebetbüchel die Blätter um. Wieder andere lassen während der Ave-Maria die Rosenkranzgrallen zwischen den Fingern gleiten. Nun, und unser Zimmermann tut bei seinem Vaterunser halt Dachnägel einschlagen."

Das Weib schlug neuerdings die Hände zusammen. „Vaterunser sagen Euer Hochwürden. Ich dank'

schön für so ein Vaterunser! Wie der Mensch geflucht und sakermentiert hat während der heiligen Mette! Wenn unser Herrgott nit so barmherzig wäre! Der Erdboden hätt' sich müssen auftun."

„Ich gebe zu," sagte der Pfarrer, „daß die Worte recht ungeschickt gewesen sind, aber die Meinung kann doch gut gewesen sein. Und auf das kommt es an. Euer Mann hat bei seinem Fluchen und Sakermentieren sicher keinen anderen Gedanken gehabt, als wie er der armen Witwe mit ihren Kindern das zerstörte Haus wieder herrichten könnte und die Leute ihm dabei helfen sollten. — Wir werden ja alle andächtig gebetet haben in dieser Christnacht, aber ich vermute, daß das Gebet des Zimmermeisters mit Axt und Hammer unserem Herrgott am liebsten gewesen ist."

„Und jetzt," rief sie, „wo der Christenmensch zum Hochamt gehen soll, schläft er wie ein Murmeltier!"

„Laßt ihn schlafen, liebe Frau. So wie sein Werk ein Gottesdienst war, so ist es nun auch seine Ruhe."

Als das Weib den Pfarrhof verließ, wackelte sie fortwährend mit dem Kopf. Sie kann sich's nicht reimen. Man kennt sich nimmer aus auf der Welt. — Wenn sein Fluchen ein Beten war, was ist nachher ihr Beten? — So weit hat sie nicht mehr gedacht.

Ein funkelnagelneues Jahr.

Übrigens so schlimm ist es ja gar nicht. Der Mensch ist allmächtig und allwissend. Allmächtig durch die Phantasie und allwissend durch die Theorie. Er ist der Schöpfer der Begriffe. Er stellt sich was vor und mit dieser beliebigen Vorstellung mißt er alle Dinge. Vorwegs ist ja alles unbegreiflich, aber der Mensch macht sich einen „Begriff". Der Begriff ist sein Eigentum, sein ganzes Um und Auf. Zum Beispiel: der Begriff von nebeneinander, das ist der Raum. Der Begriff von nacheinander, das ist die Zeit.

Wir haben ein neues Jahr im Kopf. Im Kopf ist es fix und fertig. Dieses „Jahr" ist nicht etwas Gewordenes, es ist etwas Gemachtes. Etwas ganz willkürlich Gemachtes und Eingeredetes. Es hält sich nicht etwa an das durchschnittliche Menschenalter, dann müßte das Jahr an fünfunddreißigmal so lang sein. Es hält sich nicht an den Sonnenlauf, sonst müßte es an einem Sonnwendtage oder an einem Tage der Tages- und Nachtgleiche beginnen. Ohne allen Sinn, nur an lässiges Herkommen geheftet, läßt

der Mensch sein Jahr irgend einmal beginnen und nennt den Tag den ersten Januar. Der letzte Dezember ist zwar von Natur wegen genau so ein Tag, wie der erste Januar. Aber der Mensch mit seiner Phantasie und Theorie macht zwischen diesen zwei Tagen einen ungeheuren Unterschied. Den Unterschied zwischen Greis und Kind.

Wenn es schon alle Welt so treibt, dann kann man es dem phantastisch-wilden Waldbauernbuben nicht verdenken, wenn er am Abend des Sylvestertags auf der Anhöhe hinter dem Berghause steht und dem sterbenden Jahre zuschaut.

Spät und mühesam war die Sonne hinter dem Wechselgebirge heraufgestiegen, mit blassem Gesicht und tief hängendem Kopf kroch sie am Himmel mühsam dahin. Um 10 Uhr vormittags, als die Hausmutter das zweite Mal ihr Herdfeuer anblies, kam die Sonne an der kahlen, reifgrauen Esche vorbei; um Mittag war sie erst bei den Fichtenwipfeln. Höher ging's nicht mehr, erschöpft sank sie dem Waldschachen zu und hinter demselben hinab. Der Schein auf dem schneebedeckten Hausdach erblaßte, die Wipfel der Fichtengruppe, die erst wie grünes Gold geleuchtet hatten, wurden schwarz und standen als finstere Zacken in den Himmel hinein. Über den fernen Almen lag glatt und blaß das Leichentuch und hinter ihnen dunkelte feierlich die Nacht herauf, in der allmählich Sternlein zu glimmen begannen, wie Ampeln an einer Bahre. Tagsüber waren von den Dachrändern Tropfen gefallen, zu hören, wie das Ticken von Uhren;

das war nun still geworden. An den Dachrändern hingen Eiszapfen — erdwärts wachsend. Auch der Hausbrunnen hatte ein Eismäntelchen angelegt und sein bisher ununterbrochenes Rauschen eingestellt, gleichsam nur noch hinter der hohlen Hand Geheimnisse flüsternd. Die Hühner hatten ihre Stangen gesucht und gackerten nicht mehr, sondern hockten unbeweglich und horchten. Die Rinder im Stalle lagen auf frischer Streu und scharrten im Wiederkäuen mit den Zähnen. Der Vater aber ging würdigen und leisen Schrittes mit einem Rauchgefäß im Hofe herum, beräucherte sein Hab und Gut: das Haus, den Brunnen, die Ställe, den Dunghaufen, die Vorräte und Werkzeuge, die Tiere und die Menschen. Das war sein Segnen am Ende einer Zeit. Denn die Sonne des Jahres war gestorben und versunken.

Trotz der feierlichen Stimmung sagte ein schalkhafter Knecht: „Jetzt wird's lang finster bleiben. Die Sonn' geht erst im nächsten Jahr wieder auf.“ Und beim Nachtmahl hieben sie mit den breiten Hornlöffeln tief in die Schüssel: „Brav Sterz essen, heunt! Heuer kriegen wir nix meh'!“

Und dann — es war ja in meinem Vaterhause — legten wir uns schlafen. Die Neujahrsstunde erwarten, das war im Waldhause nicht der Brauch. Der Schlaf des Gesunden, die Leiden des Kranken, die Träume und die Sorgen, das alles war wie in jeder Nacht. Ich aber in meinem Dachkammerbette hatte weder Schlaf noch Schmerzen, weder Träume noch Sorgen — ich wachte, hielt Ohren und Augen

auf und wartete auf das neue Jahr. Das unendliche Geheimnis der Nacht lag über dem einsamen Hause. Wenn sonst draußen der Wind ging, da ächzte immer ein wenig die Holzwand; heute ächzte sie auch manchmal, aber so, als ob jemand im Sterben läge. Durch das Fensterlein sah ich Sterne. Sie benahmen sich nicht viel anders als sonst, und doch merkte man, es gehe was Besonderes vor, dort oben. Auch wußte ich's von der Ahne: In der Neujahrsnacht tun die lieben Engelein Sterne scheuern, daß sie schön funkelblank werden fürs neue Jahr. — Unten in der großen Stube schlug heiser röchelnd die Wanduhr. Elf Schläge. Das ist nun die letzte Stunde. Ich hub an zu denken, was in diesem jetzt vergehenden Jahre alles gewesen war. Zu Lichtmeß hatte die Katze den Finken in der „Vogelsteigen" getötet. Zu Ostern hatte mir der Fleischhacker, als er das Kälbel holte, zwei Groschen Futtergeld geschenkt. Eine Woche vor Pfingsten hatte ich mein Taschenmesser mit der Schildkrötenschale verloren. Am Peter- und Paulitag war die Geschichte mit der Tabakspfeife und dem Angstschweiß. Zu Jakobi einen Zahn reißen lassen, hat fünf Groschen gekostet. Zu Michaeli ein Schaf von einem Jagdhund verjagt worden. Drei Tage vor Allerheiligen beim Forellenfangen in den Bach gefallen, vom Fischpächter herausgezogen und geschopft worden. Das waren die hervorragendsten Ereignisse des Jahres. Möglicherweise waren in der Welt noch wichtigere vorgegangen; möglicherweise sogar um mich und in mir selber. Man sieht nur die oberflächlichsten,

es geht auch den Erwachsenen nicht anders. Die geheimen Mächte in unserem Innern, die sachte wirkenden Wünsche und Leidenschaften, die Entwicklung von Schuld oder Seligkeit — diese stillen aber großen Schicksalsgewalten, die uns das Jahr über geändert haben, so daß wir am Ende desselben nicht mehr das sind, was wir am Anfang gewesen — selten gedenken wir ihrer bei der Rückschau am Sylvesterabend.

Aber die Ereignisse, die flüchtigen, versinken mit dem Jahre. — Noch die letzten Minuten. Die Spannung wächst. Es ist, als ob man einem Sterbenden zusähe bei seinen letzten Atemzügen. Man wünscht, daß es zu Ende wäre, und will ihn doch nicht lassen scheiden. Noch ein Atemzug — und noch einer. — — Und noch einer. . . . Nun schlägt die Uhr. — Es ist aus. Es geht an.

„Hat's nicht einen Schnalzer gemacht irgendwo am Himmel? Nicht einen Ruck, einen Stoß gegeben in der Weltkugel? Nein, die Uhr geht ihren gleichmäßigen Schritt, und der, mit dem sie über den Abgrund gestiegen, war nicht größer gewesen als die anderen.

Ich dachte, in Gottesnamen, jetzt ist das neue Jahr! Und legte mich aufs andere Ohr. Nun schlafen. Neben Sterbenden wacht man, neben Neugeborenen schläft man. Die ersten Stunden des funkelnagelneuen Jahres gehören dem Traum — dem Zukunftsgesichte. Vielleicht kann es weissagen. Doch siehe, auch die neue Straße ist nächtig und nebelig.

In einer solchen Neujahrsnacht sah der kleine

Waldbauernbub einmal einen Fußsteig, der in der Wildnis steil bergan ging. Ein Knabe mit dem Hirtenstabe stieg munter hinauf. Der Hirtenstab ward zum Wanderstabe — ein neues Land, ein neues Leben in Wort und Geist, ein dornenreiches, freudenreiches, köstliches! — Plötzlich erwachend, wußte ich, es war meine Zukunft. Aber groß verwundert habe ich mich nicht. War es doch in einem der früheren Leben auch einmal so ähnlich gewesen. Ist ja recht, wenn's so kommt, ist ja recht. — Damit legte ich mich aufs andere Ohr. In dem darauffolgenden Jahre kam aber gar nichts, als wieder die Reihe der Kindereien. Der Traum indes wiederholte sich, er gehörte zur Art jener Träume, die immer wieder einsetzen und weiterspinnen und mit denen man allmählich so vertraut wird, daß sie neben dem wirklichen Leben wie ein zweites wirkliches Leben einherranken, bis endlich die beiden Leben, das wirkliche und das geträumte, in eins zusammenfließen, um sich zeitweilig wieder zu spalten und gelegentlich auch die Rollen zu wechseln. Hatte ich einst den glücklichen Büchermann geträumt, so träume ich jetzt den noch glücklicheren Waldbauernbuben.

Nun, und wie war nach solcher Neujahrsnacht der erste Morgen? War er wirklich funkelnagelneu? Nein. Die Fensterscheiben hatten gerade so ihre Eisgärten, wie an gewöhnlichen Wintertagen. Die Sonne ging gerade so trüb und träge auf, kroch gerade so kraftlos über die kahle Esche hin, kam gerade so spät zu den Fichtenwipfeln und ging gerade so schläfrig

und frühzeitig zu Bette, wie gestern. Und doch — es war eine andere Sonne! Gestern konnte sie nicht empor, weil sie eine alte Frau war, heute kann sie nicht, weil sie noch ein Kind ist.

Die Sonne hatte dem Buben aber schon Gedanken gemacht. Da stimmte etwas nicht.

„Vater, wie ist denn das, daß über dem Wechselgebirge alle Tage eine Sonne aufgeht?"

„Mein Kind, das ist die Allmacht Gottes."

„Ja, hat Gott denn so viele Sonnen im Sack?"

„Kind, ich sage es dir noch einmal, das ist die Allmacht Gottes."

Dann aber kam der Schulmeister. Zuerst der kleine und hernach die großen, und die Schulmeister wollten gar nicht mehr aufhören. Sie stellten die Welt auf den Kopf, so daß der Himmel einmal unten war und die Erde oben. Sie ließen die Erdkugel tanzen, wie mein jüngstes Brüderchen den Schnurrhiesel, den ihm der Vater gemacht hatte. Und sie ließen diese tanzende Weltkugel alle Jahre einmal um die Sonne kreisen, die unendlich größer war als die Erde und anderseits doch wieder unendlich kleiner als andere Sonnen, die im unendlichen Raum unter- und durcheinanderwirbelten, jede auf ihrer bestimmten, unabänderlichen Bahn. — So war's, jetzt wußte man's. Aber seit wann es war? Warum es war? Durch wen es war? Das wußte man nicht.

Früher die Welt und die Allmacht Gottes darüber, das war so einfach gewesen. Und jetzt alles so ungeheuerlich und unbegreiflich, tausendmal un-

begreiflich. Man hatte keinen Boden mehr unter den Füßen, kein Dach mehr über dem Haupte, keine Richtschnur mehr in der Hand — man hing nur so da und wurde mitgewirbelt, daß dem armen Waldbauernbuben Hören und Sehen verging.

Früher hatte er gewußt, daß zur Jahreswende das Knistern der Kohlen in dem Ofen, das Miauen der Katze von der Zukunft spricht; hatte gewußt, daß die Form des gegossenen Bleies, das Begegnen gewisser Personen am Neujahrsmorgen von der Zukunft spricht; hatte gewußt, daß man mit Almosen und Beten den Himmel bewegen kann, ein glückseliges Jahr niederzuregnen und niederzulachen. Und jetzt sagte der Schulmeister, auf das alles sei kein Verlaß. Und wenn der Knabe fragte, auf was denn eigentlich ein Verlaß wäre, wußte der alte Herr keine rechte Antwort. Er suchte lange nach einer herum und sagte schließlich ganz leise: Urkraft. Allmacht. Weltgeist. — Gott.

Wie? — Allmacht? Gott?

So war wieder ein funkelnagelneues Jahr gekommen. Es stand im Glanze des Himmels. Trotz allem Leide — es war zum Jauchzen.

Wenn nun die Menschen, bangend vor dem Rollen der Zeiten, draußen in der starren Schneelandschaft nachsinnen den ewigen Dingen, oder wenn sie in der Kirche beten, so andächtig, wie man das ganze Jahr hindurch nicht beten sieht, da sagt der alte Waldbauernbub leise vor sich hin: Bange sein sollen wir nicht, wir sollen freudig sein. Und wenn in der langen

Winternacht alles zu ersterben droht und das zitternde Menschenherz beim Jahresbeginn sich fragt: Werde ich mich noch einmal durchzuschlagen vermögen? Und wenn am Fenster ein Sarg vorbeigetragen wird, gerade am Neujahrstage, und der Abergläubische nichts gesehen haben will und doch des unheimlichen Zeichens nicht zu vergessen vermag, da sagt der alte Bub: Bange sein sollen wir nicht, wir sollen freudig sein. Der Herr der Zeiten hebt die Sonne höher von Tag zu Tag und läßt sie hinfliegen über Winter und Sommer, über Sarg und Wiege. Das irdische Jahr mit all seinem Wandel, nichts bedeutet es vor Gottes Ewigkeit, der an Größe nur eines standhält — die unsterbliche Seele des Menschen. Von dieser sind alle Jahresläufe und alle Geschicke im letzten Sinne ohnmächtig. Arm in Arm mit Gott ist sie die Schöpferin der Zeit und die Beherrscherin des Raumes, schreitet groß und des ewigen Lebens froh über die Welten und Sonnen dahin.

So ist der alte Bub vom kindlichen Glauben durch die Erkenntnis gegangen und mit der Erkenntnis wieder zum Glauben gelangt. Und so — denkt er — möchte allen, die guten Willens sind, endlich wieder einmal kommen ein funkelnagelneues, ein glückseliges neues Jahr, eine Zeit göttlicher Weltfreudigkeit.

Zum heiligen Brunn.

Eines Tages — es war an einem sommerfrohen Pfingstmontage — führte meine Base mich über die Almen stundenlang dahin. Sie trug einen Armkorb mit Brot und anderlei, in der Hand einen Gehstock und einen Rosenkranz, der am Stocke hinabpendelte. Ich trug nichts als ein freudig gehobenes Herzlein, denn wir gingen an einen Ort, den ich noch nicht kannte, der aber nach aller Beschreibung unerhört merkwürdig war.

Wir wanderten nach Heilbrunn. Dort steht hoch am Berge, zwischen Wäldern, eine große Kirche und in derselben ist ein Brunnen, der die Kranken gesund macht. Meine Base und ich, wir waren beide gesund, aber die Base trug in ihrem Armkorb bei dem Brot eine leere Flasche bei sich —.

Als wir die Fischbacher Almen hinter uns und unterwegs den Rosenkranz dreimal abgebetet hatten, setzten wir uns vor einer Waldkapelle nieder und aßen. Die Base hatte ihre blaue Schürze so über die Knie gespannt, daß es einen kesselförmigen Tisch gab, in dem das Weißbrot und der Kuchen lagen. Schon dieser Wallfahrtskuchen mit den süßen Korinthen

brachten mich in Weihestimmung, und wie wir früher gegangen waren und gebetet hatten zu Ehren der Muttergottes, so aßen wir jetzt ihr zu Ehren den Kuchen und waren heiter. Und die Base behauptete, der Mensch könne so lustig sein wie er wolle und zeitweise auch ein bißchen tun, was man Schwachheiten nennt, wenn er nur alles unserem Herrgott zu Ehren aufopfere, so sei es gleich ein gutes Werk. So viel ich noch weiß, war dann meine Frage, ob man Gott zu Ehr anstatt auf dem Stein zu knien auf dem Kopf stehen könne und die Füße gegen Himmel recken? „Ei ja freilich, mein Kind", beschied die Base, „ob du die Hände bittweise gegen Himmel reckest oder die Füße, das wird alles eins sein, wenn du nur einen guten Gedanken dabei hast." Gute Gedanken zu haben hielt sie für sehr wichtig, und mir war nicht ganz klar, was sie unter guten Gedanken verstand. Denn ich war schon inne geworden, daß man Gedanken an gute Sachen — böse Gedanken nennt.

Wer weiß, wie tief wir uns noch in die Geheimnisse der Gottverehrung verstiegen hätten, wenn nicht hier ein Weggenosse zu uns gestoßen wäre. Der Kaplan von Fischbach, ein junger Herr mit frischrotem Gesicht, an dem die Wangen zwei Grübchen bildeten, wenn er lachte. Er war in schwarzem Gehrock und gewichsten Röhrenstiefeln. Ich wäre fast lieber mit der launigen Base allein gegangen; denn mit dem geistlichen Herrn Kaplan zu marschieren, da ist man keinen Augenblick sicher, ob er nicht auf einmal anhebt, aus dem Katechismus auszufragen. Das tat

er nun aber nicht, im Gegenteil, er erzählte unterwegs Geschichten. Er ging nämlich auch nach Heilbrunn, um am nächsten Tage dort die Messe zu lesen und Beichte zu hören — als Aushilfe bei den vielen Wallfahrern, die am Pfingstdienstag sich einzufinden pflegten.

„Wenn wir gut anziehen", sagte er gleich zu uns, „so können wir in einer Stunde schon den Kirchturm sehen. — Wirst du wohl so weit laufen können, kleines Böckel?"

Das Böckel war an mich gerichtet, und mir wurde ganz heiß in den Wangen ob der auszeichnenden Anrede, die noch dazu ohne jeden Beigeschmack von Katechismus war.

„Und wenn wir ihn auch erst in zwei Stunden sehen", fügte der Kaplan bei, „er läuft uns nicht davon; die Muttergottes steht auch noch am Abend auf dem Altar und erhört uns, wenn wir nur recht fleißig beten können."

Da wir also den Alm- und Waldwegen entlang, die bergauf und talab gingen, mit Weile eilten, so entfaltete sich ein freundliches Gespräch, bei welchem meine Base die Frömmigkeit etwas mehr hervorkehrte, als es ihr vielleicht gerade ernst gewesen, während der Kaplan ganz weltlich plauderte und lachte.

Und plötzlich fragte er: „Kennt ihr wohl auch den Ursprung von Heilbrunn? Nein? Aber der ist ja sehr schön, den muß ich euch doch erzählen."

Ein zehnjähriger Junge und Geschichten! Ich trappelte nicht schlecht neben seiner dahin.

Der Kaplan erzählte: „Es war vor mehr als zweihundert Jahren. Da lebte in Holland ein reicher Mann. Er konnte aber seinen Reichtum nicht genießen, denn er war stockblind. Alle berühmten Ärzte und alle Arzneimittel wollten nicht helfen, da hat er gemeint, ob ihm nicht unsere liebe Frau helfen könne, wenn er recht fleißig zu ihr wollte beten. Das hat er getan und darauf hatte er in der Nacht einen merkwürdigen Traum. Er sah eine wilde Gebirgsgegend mit finsteren Wäldern, tiefen Schluchten und hohen Bergkuppen und es träumte ihm, daß er sich sollte aufmachen und ins Land Steiermark reisen. Dort sei im wilden Birg eine Gegend, Ofenegg genannt, da werde er an einem Bildnis Mariens einen Brunnen finden; mit diesem Wasser solle er sich waschen, dann würde er sehend werden. Das erste Mal gab er nicht viel auf solchen Traum, als ihm aber in der zweiten Nacht gerade so träumte und in der dritten Nacht wieder, da nahm er das für eine Erscheinung und teilte seiner Frau den Entschluß mit, ins Land Steiermark zu reisen und den Brunnen zu suchen. Die Ehefrau erkannte ebenfalls die göttliche Fügung und beide machten sich auf die Reise. Zuerst wußten sie gar nicht, wo das Land Steiermark liege. Von einem gelehrten Mann erfuhren sie, daß sie über Länder und Länder hin so lange der Mittagssonne zureisen müßten, bis sie in die Welt der hohen Berge kämen, die Alpen genannt. Dort würden sie das Land Steiermark wohl erfragen. Also sind sie gereist und nach vielen Wochen in die Alpen gekommen. Das war

aber Tirol, sie mußten wieder viele Tage lang gegen Sonnenaufgang wandern, bis sie endlich ins Land Steiermark kamen und in die Hauptstadt Grätz. Dort fragten unsere Reisenden aus Holland nach der Gegend Ofenegg. Ja, die wäre weit hinten in den Bergen und sie sei eine rauhe Wildnis. Wohlgemut wanderten sie die angegebene Richtung hin, bis sie durch einen langen Graben hinaufkamen zu dem Berge Ofenegg. Aber dort gingen nun drei schlechte Steige auseinander und sie standen lange da und wußten nicht, nach welcher Seite sie sich zu wenden hätten. Da kam ein Hirtenknabe gegangen, der hatte nasses Haar, obschon es nicht regnete. Und als sie den Knaben fragten, weshalb er so naß sei, antwortete er, er käme just vom Bild am heiligen Brunnen, wo er sich das Haupt gewaschen habe, damit sein Kopfweh, an dem er leide, geheilt werde. So hat er sie dahingewiesen. Die Wallfahrer aus dem fernen Holland sind niedergekniet vor dem Bild in der Wildnis, der Blinde hat an der Quelle sich die Augen befeuchtet und ist zur selbigen Stunde sehend geworden. Wie er den ersten Blick tut hinaus in die Berge und Täler, da ruft er aus: O mächtiger Gott, das ist jene Gegend, die ich im Traum gesehen habe! — Solches Wunder hat der geheilte Holländer im Lande weitum verkündet, bevor sie die Heimreise angetreten. Er ist sehend geblieben und hat sich des Lebens gefreut. Zum Heiligen Brunnen aber sind Andächtige gekommen von nah und fern, und viele haben dort Heilung gefunden. Bald wurde über dem Brunnen und

dem Bildnisse eine Kapelle errichtet, und später ist die große Kirche erbaut worden, zu der wir heute wallfahrten."

Als der Priester so erzählt hatte, sind wir eine Weile schweigend neben ihm hergegangen, die Base wohl in Verwunderung und Andacht versunken, ich mit einer Frage auf der Zunge, die sich lange nicht ins Freie getraute. Endlich aber rief ich doch aus: „Ist das wahr?"

Der Kaplan schaute mich über quer an, solche vorwitzige Fragen schien er nicht gewohnt zu sein. Dann antwortete er ganz gemütlich: „In Heilbrunn kannst du dir die ganze Beschreibung kaufen; ist ja auch die Geschichte vom Holländer dabei."

Endlich blickte über den Waldrücken die Kirchturmspitze herüber. Da stellte meine Base den Armkorb auf den Boden, nestelte aus demselben ein rotes Wollentuch, um es sich über Achseln und Brust zu legen — auf daß sie vor der lieben Frau im Festgewand erschiene. Dabei hatte sie aus dem Korb die große Flasche, wie man solche schon damals für Sauerbrunnwasser zu haben pflegte, hervorgezogen, um zu sehen, ob sie nicht etwa Schaden genommen.

„Ah", sagte der Kaplan, „das ist gescheit, daß ihr Sauerbrunn bei euch habt. Da darf man sich wohl ein wenig den Durst löschen."

„Sauerbrunn ist halt keiner drinnen", antwortete sie demütig, „sie ist halt leer, weil ich beim heiligen Brunn Wasser hineinfüllen und mit heimnehmen werde."

„Ihr nehmt vom Wasser mit heim?"

„Wenn was krank wird, Leut' oder Vieh, daß man gleich eine Hilf' hat."

Der Kaplan schwieg, ich glaube gar, er hat den Kopf geschüttelt, als ob ihm die Sache nicht ganz recht wäre.

So sind wir zur Kirche gekommen. Da drinnen war der Brunnen, der in einen Kessel niederplätscherte. Viele Andächtige waren schon da, Männer und Weiber, sie knieten vor dem Altare und an den Bildnissen herum; andere standen in Reihen vor dem Beichtstuhl; andere strebten sachte vor zum Brunnen, um sich Hände und Gesicht zu waschen, mit einem angeketteten Blechschöpfer zu trinken oder Wasser in Flaschen zu füllen. Unerschöpflich rieselte aus dem Gestein die Quelle und hoch oben stand unsere liebe Frau, von vielen Lichtern umgeben. Während dann ein Priester in goldenem Mantel vor den Altar trat und unter Orgelbegleitung die Litanei gesungen wurde, und während die Base in der Kirche herumschlich, um die Bildstöckeln zu küssen, stellte ich mich zum Beichtstuhl an. Als ich dahin kam, saß drinnen der Kaplan von Fischbach, unser Reisebegleiter. Das war mir unangenehm, denn das, was ich zu beichten hatte, betraf auch ihn, und es kam etwa gar so heraus, als ob ich an seiner persönlichen Wahrheitsliebe zweifelte. Aber gesagt mußte es werden: Ich sei im Glauben sündig geworden.

„Wie meinst du das, im Glauben sündig geworden?" fragte er leise durch das Gitter heraus.

„Ich kann nicht mehr alles glauben, was geschrieben steht und was zu glauben vorgestellt wird," antwortete ich nach der Formel.

Er wendete sich angelegentlicher zu mir und fragte nach den näheren Umständen. Da habe ich ihm zagend einbekannt, den Ursprung von Heilbrunn könne ich nicht recht glauben. Wenn unsere liebe Frau dem reichen Holländer schon habe helfen wollen, warum nicht gleich in Holland, warum hat er erst so weit nach Steiermark reisen müssen? Und warum wirkt sie gerade bei einem Reichen Wunder, daß er seinen Reichtum genießen könne!"

„Das Vertrauen, mein Kind!" sagte der Kaplan, „Gott hat sein Vertrauen prüfen und stärken wollen. Wenn du das nicht fassen kannst, so bete fleißig. Die Geschichte ist freilich aufgeschrieben und verbreitet worden, daß sie die Leute glauben sollen. Aber wenn du sie gerade nicht glauben kannst, so ist das Unglück auch nicht gar so groß. Es ist ja kein Glaubensartikel. Nur nimm dich in acht! Wenn's einmal anfängt abzubröckeln, da fallen nachher immer größere Stücke. — Gehe hin und bete drei Vaterunser, drei Ave Maria und den Glauben."

Dann murmelte er die lateinische Lossprechung und machte mit flacher Hand das Kreuz über mich.

Von der darauffolgenden Nacht ist nichts zu berichten als ein Traum. Den berichte ich aber auch nicht, weil der Träume dummer Bauernjungen wegen doch keine Kirchen gebaut werden.

Stiegelhupfer — Batzenschupfer!

Na, da hätten wir uns wieder einmal sauber geirrt mit der Meinung, die Hauptsache am Menschen sei — das Haupt. Hauptsache an ihm ist vielmehr die Faust und nebenbei vielleicht auch jener Körperteil, der als Prügeldepot am geeignetsten erscheint. Denn des Menschen Ziel auf Erden ist, zu hauen und gehauen zu werden. Wer dafür keinen Sinn hat, der ist das Schlimmste, was Einer sein kann, er ist — feige.

Feigheit! Das ist ein verdammt schlimmer Schimpf. Wer läßt sich ihn gefallen? — Wer? — Ich.

Denn ich muß wohl. Mein Angesicht trägt keines jener Zeichen, daß ich in der Waffenführung je — ungeschickt gewesen. Ich habe überhaupt niemals geschlagen, gestochen oder geschossen — bin das Eine oder das Andere auch nie worden. Der Widerwärtigkeiten eines ungewöhnlichen Lebensganges waren gerade genug, um zu zeigen, was es bei mir mit Mut oder Feigheit für eine Bewandtnis hat. So habe ich weiter niemanden persönlich anzurempeln gebraucht. Sonst wird dem Freimütigen geraten, stets

hübsch einen Waffenpaß und was dazugehört, bei sich zu tragen. Ich habe nichts bei mir, als mein Taschentuch, in das ich mir einen Knoten mache, wenn mich jemand tödlich beleidigt — um übrigens am nächsten Tage nicht mehr zu wissen, was der Knoten bedeutet. Mit einem solchen Taschentuch kommt man ohne viel Keilerei durch die Welt, und die Wörter „Mut", „Feigheit" brauchen weiter nicht strapaziert zu werden.

Einst, als Schuljunge, gehörte ich zu den Bravsten, obschon es sich in Selbstbiographien ganz gut macht, wenn es heißt: Als Schuljunge ein Strick gewesen. Das zeigt gleich von Energie und Persönlichkeit. Nun, mir tut es leid, ich war stets ein „braves Buberl". Zwar im Kleiderzerreißen ließ ich mich nicht lumpen, auf Löcher in den Hosen kann die Gassenjungenehre nicht verzichten. Beim Klettern, beim Rutschen, beim Hüpfen, beim Schaukeln und dergleichen beweglichen Festen gab es oft flotte Fetzen. Nicht so aber beim Ringen, Rangeln und Raufen. Bei solcher Kraftmesserei mit Kameraden sind freilich weniger die Löcher in der Joppe zu fürchten, als die im Kopf, wovon das im eigenen Kopf immer noch weniger Unannehmlichkeiten verursacht, als das im Kopf des Gegners. Ich kann mich als Junge nicht erinnern, je einmal einen Handel angefangen zu haben. Meine Lust waren fröhliche Spiele, bei denen Einvernehmen herrschte, und zeigten andere dabei einen lebhaften Willen, so gab ich gewöhnlich nach. Den Luxus eines eigenen Willens konnte ich mir erst viel später gestatten.

Nun wurde damals unter uns Schulbuben eines Tages ein Schimpf aufgebracht; ich weiß nicht, wer ihn erfand oder einführte, weiß auch nicht, was er besagen wollte und worin seine unerhörte Ehrenrührigkeit bestand — kurz, es war ein grauenhafter Tort, der dadurch verübt wurde, daß ein Junge dem andern zurief: „Stiegelhupfer — Batzenschupfer!“ Keiner, auf den das Wort gemünzt war, ertrug es. Entweder er gab es mit gesteigerter Art in Ton, Miene und Gebärde zurück, oder er rächte sich sofort handgreiflich an dem Schänder seiner Ehre. Ich allein ertrug es. Anfangs zwar mit saurem Lächeln, später mit wirklicher Gelassenheit, und ging meines Weges. Das war ihnen nun aber gerade recht, daß sie eine Zielscheibe gefunden hatten, die — wie es sich für eine richtige Zielscheibe auch geziemt — nicht zurückschoß. Sie krähten mir also bei jedem Begegnen die Worte „Stiegelhupfer — Batzenschupfer“ zu. Da war es einmal auf dem Heimweg aus der Schule, daß drei Buben — darunter der Stagler Luis — mir am Fresenbach den Steg vertraten, über den ich zu gehen hatte. Der Stagler Luis und ich waren überhaupt stille Feinde, ohne daß wir wußten, warum. Es konnte einfach Einer den Andern nicht leiden, und da ist nichts zu machen. Grundloser Haß wie grundlose Liebe sind immer die echteste Sorte. Sie standen also vor dem Steg, ich kam herbei und forderte sie auf, mich meines Weges gehen zu lassen. „Stiegelhupfer — Batzenschupfer!“ sagten sie mit sehr ruhiger, entschlossener Stimme, streiften ihre Ärmlinge zurück und machten

sich kampfbereit. Ich stand eine Weile da und überlegte, wie mit diesen Gegnern ein gütiges Übereinkommen getroffen werden könne, denn mein Vater pflegte jede Verspätung, mit der ich aus der Schule kam, scharf zu ahnden.

„Wirst wohl umkehren müssen, Stiegelhupfer," höhnten sie. „Oder bleibst stehen, bis du in den Boden wachsest, so bleiben wir auch stehen. Stiegelhupfer — Batzenschupfer!"

Ich schaute in die rauschenden Wellen des Baches. Was ist da zu machen? Ohne Steg ist nicht hinüberzukommen, eine nächste Brücke nicht zu erreichen. Ich suchte vernünftige und würdige Vorstellungen zu machen: „Ist das schön, daß Drei gegen Einen stehen?"

„Stiegelhupfer — Batzenschupfer!" Das war ihr Bescheid und ihre Rechtfertigung. Dabei machten sie allerhand malerische Grimassen. Jetzt kam plötzlich etwas über mich, das mir sonst fremd gewesen: Rachegefühl. Ein paar Sätze, und wie ein wütender Bock rannte ich den Luis, als den mittleren der Besatzung, in den Bach hinein — so jäh und heftig, daß sich's keiner versah. Das Wasser plätscherte hoch auf und trug den Jungen dahin. Ein vierfacher Hilferuf, denn ich schrie selbst mit. Und dann hatten wir mit vereinten Kräften tüchtig zu tun, weiter unten, wo der Bach sich über Sand flacht, den Zappelnden und Gurgelnden hervorzuholen. Als der so Gerettete am Ufer lag, war ich mit ihm auf einmal allein, die beiden Anderen hatten sich in Ansehung drohender Unannehmlichkeiten langen Fußes davongemacht.

„Hast nasse Füße bekommen, Luis?“ fragte ich gleisnerisch, denn am ganzen Kerl war nicht ein Faden trocken. „Macht nichts, ich hab' zwei Paar Hosen an, davon kriegst eine. Tu' nur geschwind dein Gewand aus, sonst wirst krank.“

Schweppernd tat er's, warf sein schwammig-schweres Zeug weg, schlüpfte in mein Gewand, so viel ich übrig hatte und huschte davon wie ein geprügelter Pudel. Nun erst hatte ich Zeit zur Schadenfreude und wiegte mich in ihr wie in einer Sänfte. Denn der Luisel schämte sich. Er schämte sich! Aber am nächsten Tage, als er mir das Gewand zurückbrachte, stand er eine Weile so seitlings da, schielte an die Wand hin und murmelte: „Gestern, das war dumm!“

„Ich bin halt so zornig gewesen,“ war meine Entschuldigung.

„Geh', Tschappel! Nit von dir, von mir ist's dumm gewesen, daß ich dich nicht hab' über den Bach lassen wollen.“

Da schlug ich vor: „Ist's dir recht, Luisel, wenn wir von jetzt an gute Kameraden sind?“

„Gilt schon. Hätt' dich eh alleweil gern gehabt, wenn du nit so stolz wärst gewesen,“ gab er zur Antwort.

Meine Friedfertigkeit nannte er Stolz — diese Auffassung erfüllt mich noch heute mit Stolz. Und sie zeigt mir, daß der Junge vielleicht halb unbewußt die Schimpf- und Rauflust wie etwas Gemeines, die gelassene Friedfertigkeit aber wie etwas Vornehmes empfunden hat.

Wir sind dann wirklich gute Kameraden geworden, sind es bis heute geblieben, und erst vor kurzem haben die beiden Alten jenen Knabentort an der Fresenbachbrücke wieder einmal lachend besprochen.

So war also damals die einzige Heldentat, die ich je begangen, als Racheakt ganz vortrefflich mißlungen. Es ist wohl auch seither schon geschehen, daß Lumpen und Schurken mich in Zorn gebracht haben. Doch wäre ich in solchen Fällen für ein regelrechtes Duell schwer zu brauchen gewesen. Erstens schlage ich mich mit Lumpen nicht, und der mich aus Bosheit beleidigt, ist einer; und zweitens fehlt mir im Zorn die Geduld, um alle Förmlichkeiten zu erfüllen. Wenn ich den Feind nicht sofort durchbohren kann — nach wenigen Stunden ist der Zorn verpufft, und den Degen gegen einen völlig gleichgültigen Menschen zu heben, ist kein Vergnügen.

Im ganzen weiß man nicht, welcher Mut größer ist: der, den Feind totzuschlagen, oder der — ihn laufen zu lassen.

Der Eierbub.

Meine Mutter hatte im Hofe gewöhnlich drei Hühner gehabt. Waren ihrer bisweilen vier, so beklagte sich der Vater, daß dieses Gelieder zu viel Korn fresse, und gab es gar einmal fünf, dann war schon die Rede vom „schnurgeraden Abhausen“, weil die Hühner alles Gesäme auskratzten und vernichteten. So manchmal gab es im Hofe etwas wie einen Hühnerkrieg. Als je schädlicher der Vater dieses flatternde Getier für die übrige Wirtschaft erklärte, je fester mußte die Mutter auf das Vorrecht der Bäuerin bestehen, sich Hühner zu halten. Denn die Eier waren zumeist ihre einzige Einnahmsquelle, von der sie einen Teil ihrer Kleider bestreiten mußte, überdies damit auch noch kleinere Bedarfe für die Kinder anzuschaffen hatte. Doch was der Vater nicht erreichte, das tat der Fuchs, der Iltis, die bisweilen den Hühnerkäfig ausleerten bis auf einige Federn und Knöchlein. Da gab's dann ein großes Klagen, und wenn dabei die Mutter gar mit der Schürze über die Augen fuhr, war der Vater allemal der erste, der von einem Nachbarhofe Hühner heimbrachte mit der

weiteren Tröstung, daß der Nachbar im Bedarfsfalle auch den Hahn zur Verfügung stellen wolle.

Die gewöhnlichen drei Hühner nun waren das Kapital der Mutter, das im Frühjahr bis in den Sommer hinein höhere Zinsen trug, als heutzutage irgendeine neugegründete Aktienunternehmung bei allem Optimismus in Aussicht stellt. Das möchte ich gerne sehen, wie in unserer Zeit die Steuerbehörde hüpfen würde, wenn ihr ein Denunziant beibrächte, daß in irgendeinem Bauernhause drei wohlfeile Hühner im Monat um sechsig Kreuzer Eier legen! Welch hundertfältige Verzinsung! Da kann man ja die hochnotpeinliche Schraube anlegen! Welch eine Quelle für die Einkommensteuer! — Leider versiegte die Eier- und Steuerquelle allemal schon nach wenigen Monaten. In übriger Zeit machten die Hühner sich nur bemerkbar, indem sie in Küche und Stube auf allen Kästen und über allen Töpfen herumflatterten, im Garten Gruben auskratzten und dann von vorbeikommenden Jagdhunden manchmal unter schrecklichem Gegacker bis auf die Dachfirste gescheucht wurden. In fruchtbarer Zeit war dem brummenden Vater der Mund leicht mit einer fetten Eierspeise verstopfbar, aber in den vielen eierlosen Monaten des Jahres mußte die Mutter dann ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, um die Hühner zu rechtfertigen. Die Hühner brächten Glück ins Haus, sagte sie einmal, die Hühner seien ein Gottesschutz gegen Seuchen und Blitzschlag und sie wären nach altem Glauben auch die Friedensvögel. — Das war auf dem Geleise des „alten Glau-

bens" um ein Wort zu weit gegangen, denn eben zankten sich die Hühner um ein paar Haferkörner, die auf dem Boden zerstreut lagen; eine suchte die andere zurückzutreiben, so pickten sie sich gegenseitig mit dem Schnabel, schlugen unhold mit den Flügeln um sich, sprangen mit scharfen Krallen eine auf die andere und machten ein ohrenzerreißendes Gekreische. — „Na ja", sagte die Mutter, während sie mit der Schürze blebernd die kämpfenden Tiere auseinanderscheuchte, „na ja, raufen tun's freilich auch. Was rauft denn nit auf der Welt? Sogar immer einmal ein paar Leut', und haben sich doch gern."

Also war es ihr stets gelungen, die Hühner zu behaupten, bis sie im März wieder anfingen Ostereier zu legen. Diese wurden als Erstlinge rot gefärbt und dann verschenkt an arme Kinder, die von Hof zu Hof gingen, um Ostereier zu sammeln, und an die Dienstmägde, die mit solchen Eiern wieder junge Bursche erfreuten. In manchen Gegenden bedeutet es geradezu eine Liebeserklärung, wenn das Mädel dem Buben ein rotes Osterei schenkt. Das berechtigt den Burschen übrigens einzig nur, des Abends manchmal ans Fensterlein zu kommen, um ihr „Gute Nacht" zu sagen. Die Burschen pflegen die geschenkten Eier zu benützen, um untereinander zu „dutschen". Da werden die Spitzen der Eier aneinander gedupft; der, dessen Ei ganz bleibt, hat das zerbrochene damit gewonnen, es wird sofort verzehrt. Ein anderes Eierspiel besteht darin, daß einer das rote Ei hinhält, es mit der geschlossenen Hand so weit verdeckend, daß nur eine

kleine Fläche offen bleibt. Ein anderer schleudert nun zielend eine kleine Münze darauf hin. Trifft diese die Fläche und bleibt sie im Ei stecken, so gehört es ihm, trifft die Münze nicht, so gehört diese dem Eigentümer des Eies. Ein weiteres Gesellschaftsspiel ist das Eiersuchen. Die Mädchen verstecken Eier in Winkeln, unter Stroh, Busch und dergleichen und die Burschen müssen dann suchen. Wer eins findet, glaubt bisweilen nicht bloß Eigentümer des Eies zu sein, sondern auch derselben, die es versteckt hat. Sie meldet sich aber nur, im Falle der Bursche recht nett ist. Ansonsten will keine hinter dem gefundenen Ei stehen und der Finder „ist der Narr, frißt den Dotter samt dem Klar.“ — Mein Vater hat solche Eierspiele zwischen Burschen und Dirndlein nie gern gesehen. Tat man's aber hinter seinem Rücken, so ward es oft noch bedenklicher.

Waren die Ostern endlich vorüber, dann kam die Zeit der Ernte. Meine Mutter hatte einen semmelgelben Korb mit Henkelreifen. Manchmal am Sonntage füllte sie diesen Korb mit Eiern, streifte den Henkel über den Arm und trug ihn ins Mürztal zum Verkaufe. In den Jahren aber, als die Mutter kränklich war, mußte ich der Eierbub sein. Alle Monate ein- oder zweimal wurde der Korb voll; ich, der zehn- oder zwölfjährige Junge, trug ihn über Berg und Tal nach Krieglach, wo die festen Abnehmer waren, als: die Frau Bürgermeisterin, die Frau Lebzelterin, die Frau Wirtin und die Frau Bäckin. Zwei Kreuzer für das Ei, das war der Preis, keine gab mehr, keine

weniger. Nur dazu noch einen „Tragerlohn“, der bei einem vollen Korbe in einer Schale Kaffee bestand oder in einem Gläschen Wein oder in einer Semmel. Die Frau Bürgermeisterin gab fast allemal ein Silbergröschlein, weshalb ich den Korb am liebsten zu ihr trug. Der Nachteil war nur, daß ich an solchen Tagen auf der ganzen Wanderung nichts zu essen hatte, weil die Gröschlein für Bücher und Schreibpapier zusammengespart wurden. Daß dem kleinen, kleberen Waldbauernbuben eine Semmel oder eine Schale Milchkaffee besser bekommen hätte, als das „Ägyptische Traumbüchel“ oder „Die Geschichte der heiligen Monika“ oder ein Roman von Eduard Breier, das wollte ich heute schier meinen. Meine damalige Weisheit ging darauf hin, daß man morgen nichts mehr hat von den Schätzen, die man heute verspeist, weshalb man daher die Sachen nicht verspeisen soll, sondern sie für was Beständiges verwenden. Daß eine solche Weisheit allmählich recht mager macht, davon mag dieser Eierbub ein Beispiel gewesen sein. Manchmal bekam ich in Krieglach auch Bücher geborgt. „Bin froh, wenn sie mir weggelesen werden“, sagte die alte Lebzelterin und öffnete mir ihren Kasten. Er war eine untereinandergeworfene Sammlung von alten Geschichtenbüchern, Gedichtesammlungen, Reisebeschreibungen, Kalendern, Mode- und Theaterzeitungen, Anekdotenschätzen usw. Aus diesem Kasten, den ich nach Herzenslust beherrschen durfte, ist mir im Laufe der Zeit so viel Geist und Weisheit entgegengeströmt, daß ich fast verrückt geworden bin. Wie ich

den Korb voll Eier austrug, so trug ich ihn voll Bücher heim. Den Korb an den Arm gestreift, in einem Buche lesend, so trottete ich über Berg und Tal dem Waldhause zu, und wenn ich etwa einmal stark stolperte, so war ja nun keine Gefahr dabei. Die gelesenen Sachen mengten sich im Kopfe ohnehin zu einem so fabelhaften Weltkaleidoskop durcheinander, daß sie durch ein wenig Schütteln nicht leicht noch ungeheuerlicher werden konnten. Öfter geschah es auch, daß ich für das gelöste Eiergeld häusliche Notwendigkeiten einkaufen mußte und der Korb mit Band und Zwirn, Kerzen, Salz und dergleichen sich füllte. So war ich das merkantile Organ des Waldhauses geworden zur allseitigen Zufriedenheit. Da kam über den Eierbuben einmal das Verhängnis.

Als ich mit meinem reichlich gefüllten Eierkorb eines Tages wieder einmal auf der Waldstraße ging gen Krieglach hinab, holte mich der Jungfuhrmann Blasius ein mit seinem flinken Rößlein. Da er sah, wie sehr weich und behutsam ich voranschritt, erstens der Eier wegen und zweitens der steinigen Straße halber, deren scharfe Splitter mich in die Barfüße stachen, so hielt der Blasius seinen Wagen an und sagte, ich dürfe aufsitzen.

„Es sitzt ja schon wer im Wagen“, lachte ich.

„Der ist schon tot“, antwortete er. Denn es war ein abgestochenes Kalb, das er zum Fleischhauer führte. Ein unterhaltsamer Fahrgenosse war das nicht, aber ich setzte mich zu ihm. Das Kalb schaute mich mit seinen großen, pechschwarzen Augen gleichgültig an,

als ich mich so zwischen seine vier ausgestreckten Beine hinschob und den Eierkorb daneben aufs Stroh setzte.

„Hat's dich denn nit derbarmt, Blasius, weil du es hast abgestochen?"

„Gerad' weil's mich derbarmt hat, hab' ich's abgestochen", sagte er. „Lebendigerweis' auf dem Wagen zum Fleischhacker schleppen, oder gar mit einem Hund hetzen, und am End' bleibt's ihm doch nit erspart, nur daß es der Fleischhacker vielleicht viel dümmer macht. Da hab' ich's Messer lieber gleich selber hineingeschoben. In zwei Minuten ist's auch hin gewesen."

Kaum er's gesagt, bewegte das Kalb den Kopf — es war aber nichts als das Schütteln des Wagens. Der Blasius ließ das Zeug flink vorangehen; mir tat das Sitzen auf dem hüpfenden Wagen sehr wohl. Da kam mir allmählich der Gedanke, es dürfte nicht ungeschickt sein, den Eierkorb auf den Schoß zu nehmen. Aber es war schon zu spät. Die schleimige, gelbliche Flüssigkeit sickerte hervor durch alle Spalten des Korbes.

Auf mein Klagegeschrei riß der Blasius sofort die Halfter zurück.

„Ein Pfund Fleisch hätt' ich sollen heimbringen für meine kranke Mutter, und ein Pfund Reis und drei Semmeln und jetzt ist das Eiergeld hin!"

Der Fuhrmann schaute auf die Bescherung und schwieg.

„Wart Bübel, das wollen wir gleich machen," sagte er endlich und langte um seinen Geldbeutel.

„Oha!" rief er überrascht, denn das lederne Säcklein mit dem roten Binderiemen war leer. „Macht nichts, ich geb' dir meine Taschenuhr. Der Knödel geht eh nix nutz, aber ein paar Gulden ist das G'lump noch wert. Verkauf' sie in Krieglach und kauf' Fleisch für deine Mutter. Es da aus dem Kalb schneiden, wenn wir könnten! Ist eh dumm, daß wir Kalbfleisch hinführen, das Pfund nit teurer als etwa funfzehn Kreuzer und dort mußt du's sicher um zwanzig zahlen."

„Ich kann von dir nichts verlangen, Blasius. Die Eier sind wegen meiner Leichtsinnigkeit zerbrochen."

„Dummes Zeug! Der Wagen hat sie zerschüttelt und wenn ich dich nit auf den Wagen steigen hätt' heißen, so wär' den Eiern nix geschehen. Ich bin schuld, seh, da hast die Uhr!"

Ich nahm sie leihweise und wir fuhren weiter.

Als wir zur Seßlerschen Kohlenbrennerei kamen, wo neben einer verfallenden Hütte zwei Meiler dampften, hielt der Blasius wieder an. Er stieg ab, nahm den triefenden Korb und rief durch die offene Tür in die finstere Köhlerhütte hinein: „Susanna! Hörst du? Bist daheim, so komm heraus und bist nit daheim, so sag's. Bis wir nach vier Stunden zurückkommen, sollst du uns eine Strauben (Eierkuchen) backen."

Daß aus einer kohlrabenfinsteren Hüttentüre ein blühröserlrotes Dirndlgesicht hervorgucken kann, sollte man sich nicht denken.

„Eine Strauben?" fragte sie zurück. „Hast Eier?"

Der Jungfuhrmann hielt ihr den Korb entgegen. Sie schlug die Hände zusammen: „Aber Jesseles na! Was habt's denn da ang'stellt?“ Sie kam mit einer blumigen Tonschüssel und schüttete das Gemenge hinein: Klar, Dotter, Schalen, alles durcheinander. Es hatte in der Schüssel nicht Platz, sie füllte auch noch einen Milchtopf. Und wurde es fest gemacht: nach vier Stunden kommen wir, die Strauben zu essen. Es fanden sich noch Eier, denen nichts geschehen war, diese nahm ich im Korbe wieder zu mir und so fuhren wir weiter talwärts.

In Krieglach angekommen, nahm der Blasius seinen Weg zum Fleischhauer, ich ging mit meinem Korb zur Bürgermeisterin. Da sie sich verwunderte über die geringe Anzahl der Eier, die ich heute brachte und wohl auch die Spuren des Mißgeschickes sah, erzählte ich ihr das Malheur.

„Ja,“ lachte die Frau, „Bübel, da hast heut' ein gutes Lehrgeld gezahlt. Jetzt wirst dir's wohl merken, daß man den Eierkorb nicht in einen holpernden Wagen stellt! Hast was gelernt?“

Da der Erlös für die Eier durchaus nicht reichen konnte für ein Pfund Kalbfleisch und für ein Pfund Reis und drei Semmeln, so zog ich die Sackuhr aus der Tasche und fragte, was die Frau dafür geben wolle. Die Uhr gehe zwar nicht, weil sie das Fahren gewohnt sei, aber sie koste drei Gulden, mindestens zwei. Wenn der Frau das zu viel, so sei sie auch um einen Gulden zu haben, oder wie viel man halt dafür geben wolle.

Das kam der Frau nicht recht vor, sie rief den Bürgermeister. Der kam aus seiner Kanzlei heraus, setzte sich auf der breiten Stumpfnase die Hornbrille zurecht und fragte kurz und schneidig: „Bub, woher hast du diese Uhr?"

Erschrocken stotterte ich, ein Fuhrmann hätte sie mir geschenkt.

„Das ist nicht wahr. Fuhrleute schenken keine Uhren. Du bleibst da, bis wir wissen, von wem du die Uhr hast!"

Die Bürgermeisterin wollte besänftigen, doch der Herr war überwältigt von seinem Richterberufe, er ließ schon den Gemeindediener rufen, der mich in den Kotter stecken sollte. — Es ist gefährlich, jetzt vor den Fenstern den Blasius vorbeifahren zu lassen, weil in solchen wahrhaftigen Erzählungen der Zufall nie eine zu auffallende Rolle spielen sollte, aber er fuhr doch vorbei. Erstens weil der Blasius bei seinem Fleischhauer schon fertig war und zweitens, weil die Straße da vorüberkam. Wie glaubte ich es der heiligen Kirche, daß Sankt Blasius ein Nothelfer ist, wie rief ich ihn an durch das Fenster: „Blasius, komm herein und sag', von wem ich die Uhr hab'!"

Da hat sich denn rasch und schön alles aufgeklärt. Und als die Frau Bürgermeisterin hörte, alles sei darum, daß die kranke Mutter daheim Fleisch, Reis und Semmeln bekomme, rief sie lebhaft, das hätte ich gleich sagen sollen, und gab Geld her. Abzahlen sollte ich es mit Eiern, recht langsam und kleinweise, daß es mir nicht weh täte.

So steckte der Blasius seine Uhr wieder ein, ich ging ins Dorf, um meine Einkäufe zu machen und dann setzten wir uns auf den nun leeren Wagen und fuhren heimwärts.

Der Korb stand unter den Füßen und nun vertrug er die Püffe und Stöße ohne alle Gefahr. Der Jungfuhrmann fragte mich, was beim Fleischhauer das Pfund Kalbfleisch gekostet hätte.

„Fünfunddreißig Kreuzer."

„Was sagst du? Fünfunddreißig das Pfund? Fünfunddreißig Kreuzer, sagst du? Und mir hat er's am Kalb um vierzehn abgedruckt, das Pfund. Ist das ein Lump! Der ist ja für den Galgen zu schlecht! Und hat mir nicht einen Kreuzer ausbezahlt. Weil ich ihm schuldig bin gewest. Fünfunddreißig hast du ihm geben müssen für das Batzel! Und noch ein Knochen dabei. Sind doch Erzräuber, diese Fleischhacker, diese gottverfluchten Wuchererbuben, diese kreuzweis verdammten!"

Mit heiligem Schauder blickte ich auf. Als ob ein wildes Wetter mit Blitz, Donner und Hagel vom Hochgebirg herabkömme, so schreckbar erhaben kam mir dieser Fluch vor. Bei uns daheim wurde so was nie gehört. „Sapperawold nohamol!" war schon der höchste Zornesausruf, dessen mein Vater in den widerwärtigsten Momenten fähig war. Später freilich habe ich die Fleischer noch ganz anders verfluchen hören und man kann begierig sein, wie es den dicken Fleischhauern ergehen wird am jüngsten Tage, wenn die Teufel mit ihren neunmalhunderttausend Gehilfen in

großen Krenzen (Rücktragkörben) all die Flüche vor den Richter schleppen werden, die je gegen die Fleischwucherer ausgestoßen worden sind. Ein halbdutzend Krenzen dürften allein von den meinen schon voll werden.

Als wir in die Nähe der Kohlenbrennerei kamen, wurde der Blasius sänftiglich. Mit dem Peitschenstab zog er sich von einem Vogelbeerbaume einen Ast nieder, pflückte eine Rispenblüte und steckte sich dieselbe auf den Hut, dann drehte er seinen falben Schnurrbart in Spitzen, was bei den widerspenstigen Haaren, wovon jedes für sich Spitze sein wollte, nicht sonderlich gelang.

Als wir aus der dunklen Hüttentüre den zarten blauen Rauch hervorsteigen sahen, schnalzte der Blasius mit der Zunge. Die Strauben war fertig und lag gleichsam wie ein goldener Turban (deren gab's in meinem Buch von dem Türkenkrieg) auf dem Porzellanteller. Auch überzuckert war er. Das Dirndl hatte sich ebenfalls bereitet, schön die blonden Haare geflochten und eine Steinnelke hinters linke Ohr gesteckt. Ich weiß von ihr nicht viel zu beschreiben, als daß sie wie ein lichtes Röselein in der dunklen Hütte stand. Wir setzten uns um etwas, das sie Tisch nannte, einer nahm die eiserne Gabel zur Hand und begann den stattlichen Kuchen zu zerreißen. Wir aßen mit Andacht und Dank gegen die brave steinige Waldstraße, die den Wagen hatte holpern und die Eier in süßer Wehmut hatte zerfließen gemacht.

Das Köhlerdirndl aß auch mit und als dann

die Abrechnung kam, was wir schuldig wären für das Kochen und für das Schmalz und für den Zucker, schickte der Blasius mich hinaus, um aufzupassen, daß das Pferd nicht davon gehe. Weil das Tier ganz ruhig stand, so dachte ich, er habe mich fortgeschickt, um in seiner Großmut die Zeche allein zu bezahlen. Es war vielleicht nicht genau so. Um die Ecke — damals hatte ich noch ein scharfes Ohr — hörte ich folgendes, wenn auch nur geflüstertes Gespräch:

„Wie soll ich dir die Strauben denn bezahlen, Susanna?"

„Ja, das mußt du wissen, wohlfeil wird sie nit sein."

„Ist dir's derweil genug, wenn ich die Sackuhr da laß?"

„Uh, was brauch' ich denn eine Uhr, die nit geht!"

„Weißt Dirndl, gehen tut gar keine Uhr. Jede muß man tragen."

„Schau, wie du g'scheit bist! Kannst denn so viel Gescheitheit derführen mit deinem Einspänner?"

„Ich tät' schon auch lieber zweispännig fahren," sagte er und wie mir schien, legte er gleich seinen Arm als Joch um ihren Hals. Nach ihren halblauten Einwänden zu schließen, suchte sie sich einer solchen Zweispännigkeit zu entwinden.

Sprechen hörte ich nichts mehr, auch nichts flüstern. Ein Holzbock fiel um. An einem der Kohlenmeiler, die neben der Hütte rauchten, war eine Glutstelle offen geworden, aus der Funken stoben. Ich wußte von meinem Vater her, der auch das Köhlern

verstand, daß solches nicht sein dürfe und rief laut: „Köhlerin, das Feuer tut Schaden!"

Darauf sind beide hervorgekommen aus der Hütte, nicht wenig verwirrt und erschrocken darüber, daß der Meiler zu Schaden brenne!

Na, dann gegen Abend bin ich glücklich nach Hause gekommen. Es war ja soweit alles gut abgelaufen, aber als nach einem Monat wieder der Eiertag kam, habe ich mir doch gesagt: Einem Fuhrmann sitze nicht wieder auf!

Möglich, daß auch die junge Kohlenbrennerin einen ähnlichen Vorsatz gefaßt hat.

Der Kettenhund.

Die Menschheit ist entzückt über die Treue des Hundes. Sie stellt diese Treue dem Menschen zum Vorbilde hin und bestraft sie am Hunde mit lebenslänglichen Ketten.

Diese Grabrede wird, wenn sie hinter dem Schachen die Kettenhunde verscharren, nicht gehalten. Schade drum. Sonst täte die Hausmutter zwei Tränen der Rührung vergießen, ehe sie sich nach einem neuen Kettenhund umsieht.

Vielleicht müßte ich für manchen Leser weit ausholen, wenn er verstehen soll, was das ist — ein Kettenhund. Denn ich weiß nicht, wie weit über die Alpen hinaus sich die Sitte erstreckt, den Hund, der Hüter des Hauses sein soll, an die Kette zu legen. Ließe man ihn frei um den Hof laufen, so risse er dem nahenden Fremden die Kleider oder gar die Haut vom Leibe, oder er spränge ihn schmeichelnd an, beleckte ihn wie einen willkommenen Freund, gleichwohl er leicht ein Feind des Hauses sein könnte. Je nach dem Charakter des Tieres. Da macht man's denn gerne so, daß in die Nähe des Haustores ein Kobel

gestellt wird, und daneben der Hund. Am ledernen Halsband hängt eine Kette, deren anderes Ende in einer Eisenklammer an der Wand befestigt ist. Die Kette ist so lang, daß das Tier einen Spielraum von etwa zwanzig Geviertklaftern hat und beinahe das Haustor erreichen kann. Ganz darf es an den Eintretenden nicht herankommen können, dagegen ist eine Verordnung. Der Hund hat auch nicht die Aufgabe, Fremden den Eintritt zu verwehren, vielmehr durch das Anschlagen (Bellen) die Hausbewohner auf den nahenden Ankömmling aufmerksam zu machen, was besonders zur Abend- und Nachtzeit wichtig ist. Ich weiß zwar nicht, weshalb Haushunde bellen, wenn Fremde kommen; aus Feindseligkeit geschieht's nicht immer. Ich sah Hunde, die bei Herantreten oder Vorübergehen von Fremden sich so wütend und rasend benahmen, daß ihnen beim Zerren und Reißen an der Kette der Atem verschnürt wurde, daß sie gar nicht mehr bellen, nur noch röcheln konnten. „Wehe, wenn sie losgelassen!“ fiel einem da ein. Aber wenn dann bei so einem rasenden Tier die Kette einmal entzweiriß, sprang es dem Fremden an die Brust und beleckte ihn liebkosend. Weshalb einmal ein nachdenksames Kreuzköpfel die Weisheit aussprach: Das Anschlagen des Kettenhundes ist nur eine Klage über seine Gefangenschaft. Bei den Hausbewohnern nützt es nichts, das weiß er. Bei jedem vorübergehenden Fremden aber versucht er, durch lautes Klagen ein fühlend Herz zu erweichen, um von der Kette befreit zu werden. Das ist sehr rührend gedacht, nur

schade, daß gerade diesem Kreuzköpfel nachher einmal ein losgekommener Kettenhund ein Stück Fleisch aus der Wade gerissen hat.

Jedenfalls erfüllt der Kettenhund seine Pflicht als Haushüter, wenn er beim Nahen fremder Leute tüchtig lautet; er bekommt dann auch dreimal täglich von der Hausmutter seinen Trank in den Trog, zusammengeschüttete Überreste, manchmal sogar ein Stück verdorbenes Fleisch, jedenfalls oft ein paar Knochen. Die Buben schäkern mit ihm, wobei er gar lustig schnappen kann, aber so, daß es nicht wehtut. Er kann das recht gut. Die Dirndln lassen freilich ihr gewohntes Kreischen los, wenn der Vierfüßer flink an ihren Busen springt und mit der warmen weichen Zunge ihren roten Mund beleckt. Wenn sie bei ähnlichen Erlebnissen allemal kreischten, die Dirnlein, dann wäre der Kettenhund in der Nacht bisweilen überflüssig. — Ich will nichts gesagt haben. Ich will nur die Geschichte erzählen von einem schlimmen Kettenhund, von einem braven Dirndl, von einem unternehmenden Liebhaber und von einem blitzdummen Jungen.

Daheim im Waldbauernhause hatten wir einen Kettenhund, ein großes schönes Tier. Seine fuchsbraune glatte Haut glänzte wie Seide, seinen Kopf mit den guten treuen Schwarzaugen und den breiten Ohrlappen trug er hoch und wohlgemut, ebenso auch den kühn geschwungenen Schweif, den er nur einzog, wenn ihn heimlicher Groll beschlich. Die Kette machte ihm nicht viel. Sie war ziemlich lang, so

daß er einerseits fast bis zur Haustür, andererseits bis zum Brunnentrog gelangen konnte, und auch auf die Wandbank hüpfen, und wieder herab, wenn er Bewegung machen wollte. Kam jemand Ungewohnter, so lautete er zwar, regte sich aber weiter nicht auf. Er riß nicht an der Kette, dafür tat ihm seine Gurgel leid. Hingegen aber, wenn er losgelassen wurde, dann schoß er wie eine Bestie auf fremde Leute los, so daß mein Vater einmal einem klaghaften Nachbar ein Stückchen Hinterteilhaut mit fünf Gulden zu vergüten hatte. Das war der „Waldl". Er war so gefürchtet von der Umgebung, daß manche Kirchengeher nicht den kürzeren Weg durch unseren Hof nahmen, sondern hinter dem Krautgartenzaun vorbeihuschten. Wir waren ordentlich stolz auf den wachsamen und strengen Hund, das einzige Wesen, was uns gefürchtet machte. Obschon nun zwar der Waldbauer lieber geliebt als gefürchtet war, tat so ein wenig Mußrespekt dem Vorteil des Hofes keinen Eintrag. Im Gegenteil, die Bettler wurden von dem aller Vagabundiererei abgeneigten Waldl derart verscheucht, daß es der Hausmutter bedenklich schien und sie manchem Armen das Almosen in ihre Hütten zutrug.

In jenen Jahren war es, daß bisweilen ein Fremdling in unser Haus kam, der allmählich kein Fremdling mehr war, weil er uns traut wurde. Eine schlanke Gestalt in grauem langem Mantel, mit brauner Pelzmütze, mit schwarzem Bart und rotem Gesicht. Sein Auge hielt er immer weit offen; war es

dunkel oder hell, er schaute gerade vor sich hin, den Kopf ein wenig nach rückwärts gelegt. Er schaute mit offenem Auge in die Sonne hinein, er blinzelte nicht. Mit den schmalen Händen machte er gerne vor sich in der Luft Bewegungen und Gesten, langsam, fast feierlich, wie ein Priester, wenn er das Volk segnet. Am Rücken trug er ein viereckiges Holzkästlein, dessen Anblick mancher tanzlustigen Magd in die Nerven fuhr. Aber es war kein Musikkasten, es war ein Werkzeugtrüchlein, in welchem der Mann Hämmerchen, Zänglein, Feilen, kleine Stech- und Stemmeisen und andere Messerchen hatte. Dieser Mensch führte immer ein Mädchen mit sich, das er stets an der Hand hielt. Als ich es das erstemal sah, war es ein kümmerlich kleberes Geschöpflein gewesen, mager und blaß und mit seinen schreckigen Rehaugen unstet dreinschauend. Aber von Jahr zu Jahr wurde sie größer, schöner und freundlicher. Ihr Gewändlein war schütter und gar verwaschen, aber stets reinlich gehalten. Einmal, als diese beiden langsam über die Weide gingen, wo ich meine Schafherde weidete, und als das Mädchen ernsthaft, fast traurig auf mich herschaute, war mir zumute, als müßte ich ihm was schenken. Einige Schlüsselblumen pflückte ich ab und legte sie in ihre Hand. Sie nahm das Sträußchen an, nickte ein wenig mit dem Kopf, aber wie mir schien, nicht auf und ab, sondern hin und her. Dann ging sie mit ihrem Vater fürbaß und später fand ich das Schlüsselblumensträußlein auf der Weide liegen. Man sah nie, daß sie mit dem Schmucke der Armen, mit

einer Blume geziert war. Das Veilchen schmückt sich ja auch nicht, weil es selber eine Blume ist.

Diese beiden Menschen waren der „Häfenbinder Faltl“ und sein mutterloses Töchterlein. Betteln taten sie nicht. Er verstand es, in den Häusern, wo sie zusprachen, über Tontöpfe und Krüge ein eisernes Drahtnetz zu flechten, damit solches Geschirr dauerhafter sei. Dafür gab man ihnen zu essen und manchmal ein paar Kreuzer Lohn. Auch Wanduhren, die schadhaft geworden, nahm der Faltl in Arbeit, wobei ihm das Mädchen Handlangerdienste leistete. Solche Arbeiten schienen ihm so geläufig, daß er gar nicht darauf hinzuschauen brauchte, sondern sein Antlitz immer geradeaus, wenn nicht gar ein wenig himmelwärts hielt.

Wenn diese zwei Leutchen gegangen kamen, schlug unser Kettenhund zwei- oder dreimal an, dann reixelte er ein wenig mit der Kette und schaute treuherzig auf sie hin, wie sie ins Haus gingen. Wo die Leute wohnten, oder ob sie überhaupt irgendwo wohnten, daran dachte ich nicht. Mir wurde die Sache erst bedenklich, als eines Tages der Ortsrichter an unser Haus herankam und das Mädchen des „Häfenbinders“ mit sich führte. Und eine schreckliche Mähr erzählte. Der blinde Faltl habe mit seiner Tochter auf einem Heustadl übernachtet. Da sei in der nachbarlichen Köhlerei ein Brand ausgebrochen, er eilte, um löschen zu helfen, kam dem Feuer zu nahe, erhielt schwere Brandwunden, an denen er nach einigen Stunden starb. — Der „blinde Faltl!“ Ja, war

der Mann denn blind gewesen? — Der Ortsrichter fragte bei meinen Eltern an, ob sie nicht das verwaiste Dirndl ins Haus nehmen wollten? Sie sei fleißig, anschicksam zur Arbeit und könne wohl in Haus und Stall Dienst leisten. Mein Vater hatte immer zu wenig Dienstboten für die große Wirtschaft und sprach oft davon, wie hart er darauf warte, bis wir Kinder zur Arbeit herangewachsen sein würden. Ich, der ältere, war erst im fünfzehnten Jahr. Vielleicht doch, daß mehrere Schwache so viel ausrichteten als ein Starker, dachte sich mein Vater, und nahm die Faltl-Dirn auf, die wohl schon um zwei oder drei Jahre älter gewesen sein wird. Sie war schon erwachsen und hatte einen schlanken weißen Hals, den selten jemand zu sehen bekam, weil er immer bis dicht unters Kinn mit einem braunen Tuche bedeckt war. In ihrem Aug' lag eine stille Nacht. Ich hatte mich damals in den Nächten noch gefürchtet, und wenn ich nun manchmal verstohlen dieses große Nachtauge betrachtete, da fürchtete ich mich auch. Und doch schaute sie mich immer friedsam an, friedsam und freundlich, wie ihr Benehmen war gegen alle. Lachen tat sie selten, höchstens lächeln, wenn sie scherzenden Lämmern zuschaute. Selbst wenn sie von der Hausmutter ihrer Emsigkeit wegen gelobt wurde, sah sie ernsthaft drein. Aber nicht traurig, es war eine frohe, fast behagliche Ernsthaftigkeit. Von ihrem Vater sprach sie nie ein Wort, aber einmal hatte ich's durch die Türfuge belugt, wie sie aus ihrem Busen das blaue Bändchen hervorzog und

den Ring, der daran hing, betrachtete. Es war der Ring, den man dem toten „Häfenbinder“ vom Finger gezogen hatte. Heiter wurde die Traude nur bei der Arbeit im Stall oder auf der Wiese beim Grasrechen. Da hörte man sie sogar singen, da warf sie ihr Wollentuch fort, so daß über ihrer Brust nichts war, als das Hemde. Keine von den anderen Mägden hatte so feine, so blühend weiße Hemden und da geschah es einmal, daß der schalkhafte Jungknecht beim Heuen, als er ganz in die Nähe des Dirndels zu stehen kam, wissen wollte, wie lind sich denn wohl ihre Leinwand anfühle. Mir stand der Atem und der Herzschlag still, sie wendete sich rasch und unwillig ab und war den ganzen Tag in sich gekehrt. Zu jener Stunde nahm ich mir vor, darauf zu achten, daß die Traude nicht ungebührlich behandelt werde. Mir waren sie nicht mehr fremd, diese Zweideutigkeiten und Anspielungen, in denen sich unsere Knechte und die Nachbarsbuben gefielen, sowohl wenn sie unter sich waren, als auch, wenn sie ledigen Weibsbildern in die Nähe kamen. Die älteren Mägde taten kecklich mit in schnippischer, scheinbar abweisender Art, die eher ermutigte als verneinte. Jüngere Mägde wurden bei derlei Reden rot, horchten wohl doch so ein wenig hin und stellten sich harmlos. Aber die schlanke Traude wurde noch nicht einmal rot, sie wich den dreisten Mannsleuten nur aus, wie einer lästigen Sache und kehrte sich weiter nicht drum. Der Vater hielt strenge Zucht; doch wenn er nicht zugegen war, manchmal bei Tische, da huben die Knechte gerne

an, ganz gelassen und unbefangen in einer Bildersprache zu reden, die mit Ausnahme der einen alle verstanden und viele bekicherten. Aus Angst um die Traude, die still und bescheiden dasaß, habe ich in solchen Augenblicken mehrmals ein lautes, ganz unsinniges Gespräch angestiftet, um die verfängliche Unterhaltung abzulenken, obschon der Großknecht mich allemal gleich zurechtwies, kleine Buben sollten bei Tische still sein! Einmal, als im Walde junges Dickicht zu säubern war, ordnete der Großknecht an, daß ihrer drei Knechte hinausgehen sollten und auch die Traude mitnehmen, damit ihnen jemand das dürre Reisig wegräume. Da stellte ich mich hin: „Reisig wegräumen ist meine Sach!“

„Du hast heut' in der Mühl zu tun, es muß der Haber fertig gemahlen werden,“ entschied der Großknecht, dem ich — obschon der Sohn des Hauses — in Arbeitsangelegenheiten manchmal untergeordnet war. Gut, ich habe in der Mühle zu tun. Also zu meinem Vater. Da ich bei ihm die Knechte nicht geradezu verdächtigen konnte, ohne zu verraten, wie weit ich selbst schon war, so bat ich ihn, daß er die Traude mit mir gehen lasse; wir wollten zwei Bündel machen, denn allein vermöge ich den Haber nicht zu tragen. Mit den Knechten in den Wald ging der alte Einleger Michel, mit mir in die Mühle ging das stille, schlanke Dirndel. Ich dachte, nun würden wir einmal recht mitsammen plaudern können. Ich wollte sie ausfragen nach ihrer Kindheit, nach ihrer Mutter, nach ihrem blinden Vater, der Häfen mit Draht ge-

bunden und Wanduhren hergerichtet hatte. Aber wir hatten bald ausgeplaudert. Sie gab zwar freundliche, doch so kurz gefaßte Antworten, daß mir keine rechte Frage mehr einfiel und wir mit unseren Bündeln auf schmalem Steige schweigend hintereinander hergingen. Als wir aber zur Grabelhütte kamen, wo vor der Tür in der Sonne die junge Grablerin ihr Kind säugte, wurde die Traude auf einmal lebendig. Sie plauderte heiter mit dem Weibe, schäkerte mit dem Kleinen und schaute zu, wie es an der weißen Mutterbrust mit der Lebhaftigkeit eines jungen Kälbchens saugte. Als wir dann hinab in die Mühle kamen, als ich mit dem Holzhaken das Türschloß aufsperrte und wir in den dunklen Raum traten, als ich die Fensterläden aufmachte, dann aus meinem und ihrem Bündel den Hafer in den Trichter schüttete und als ich endlich mit dem Niederdrücken eines Hebels das Mühlwerk in Gang brachte, war die Traude stets neben meiner, um zuzugreifen, wo es zu tun gab. Wir sprachen das bei der Arbeit Notwendige, nicht mehr und nicht weniger. Als ich dann neben dem Mühlsteinmartel auf meiner Bank saß, um nun bis zum Abend das Mahlen zu überwachen, sagte sie ruhig: „Brauchst mich noch?"

„Nein, Traude, ich brauch' dich nicht mehr. Du kannst heimgehen."

Aber als sie fort war und ich allein bei dem klappernden Räderwerk, da hatte ich bange. Ich glaube, nach dem Mädchen, und von jetzt an vermeinte ich sie so gern zu haben wie meine Schwester.

Und da nahm ich mir heilig vor, zu achten und zu wachen, daß diesem Dirndel nichts geschehe.

Da war es noch an demselben Abend spät. Ich ging von der Mühle heim, durch den Wald hinauf. Es war ganz dunkel. Vor mir auf dem glatten Waldsteig gingen zwei Nachbarsbuben, der Ernest und der Jonsel, die, obschon älter als ich, meine guten Kameraden waren. Wir hatten miteinander manche Possenreißerei angestellt, und derlei schließt freundschaftlicher aneinander als etwa gemeinsam ausgeübte Tugenden. Besonders war ich Jonsels Geheimschreiber. Der Jonsel war etwas säbelbeinig und hatte beständig entzündete Augen, was zwar bei Hühneraugen schmerzhafter, aber bei Gesichtsaugen unschöner ist. Er war bestrebt, den Weibsleuten gegenüber seine körperlichen Mängel mit Poesie auszugleichen. Ich war der Verfasser gereimter Liebesbriefe, die an eine Schöne in Fischbach gingen. Darauf hatte sie ihm denn schreiben lassen, er möchte einmal kommen. Eine halbe Nacht lang waren sie spazieren gegangen im Baumgarten, aber als es tagte und sie wieder einmal sein „Ausgeschau" sah, soll sie schnell davongelaufen sein. Der Jonsel ließ aber nicht nach, sie von seiner Schönheit zu überzeugen. In den nächsten Liebesbrief mußte ich sein Porträt zeichnen, und zwar mit einem schwarzen, aufgewirbelten Schnurrbart, während das Original nur ein strohbraunes Fetzchen hatte, das noch dazu an der linken Oberlippe kümmerlicher war, als an der rechten. „Wenn's Haus einmal brennt," sagte er, „dann sind alle Wasser gut".

— Was geschah? Am darauffolgenden Sonntag sah man seine Schöne mit einem Schustergesellen gehen, der just einen solchen aufgewirbelten Schnurrbart trug. So hat mein künstlerisches Bemühen eher geschadet als genützt, weil die Wirklichkeit nicht dem Ideal entsprach. Der Jonsel hatte dann — wie er erzählte — die falsche Katz abgedankt und wollte es nun mit der „Häfenbinderischen" probieren.

Sagte nun sein Bruder, der Ernest: „Mein Lieber, die Häfenbinderische laß nur mit Fried. Die geht dich nix an. Aber wenn du mir bei der die Leiter halten willst, so helf ich nachher für dich eine suchen."

„Wegen meiner," gab der Jonsel bei, „mir ist sie eh ein bissel zu jung. Allemal fahrt man besser mit dem Rössel, wenn es schon abgerichtet ist."

Derlei bekam ich zu hören auf dem glatten Waldsteig, als ich in der Dunkelheit geräuschlos und knapp hinter den beiden Burschen einherschritt. Dann verabredeten sie für die nächste Samstagnacht ein erstes Fensterln bei der Traude.

Sie hatte in der rückwärtigen Bodenkammer ihr Bett. Da wollte nun der Ernest eine Leiter anlehnen bis zu ihrem Fenster hinauf, um — weil es kein Gitter hatte — bequem Kopf und Achseln hineinzustecken und um ihr Herzlein zu werben. Der Jonsel sollte ihm derweil unten die Leiter halten. Dieser fragte nun den Unternehmer, ob er auch genügend mit Gassel- oder Fensterlsprücheln versehen sei, um sie anmutig aufzuwecken, über sein Vorhaben aufzuklären und sie

dafür zu erwärmen. Dann wurden Übungen in Fensterlsprüchen gehalten. Das geschah halblaut, in gemurmeltem Gebettone. — Na, gute Nacht, wenn das die Traude alles zu hören bekommen soll?! — Mir wurde heiß bis in die Finger- und Zehenspitzen. — Mit allen Vieren hätte ich sie rücklings überfallen und ermorden mögen. Aber was wirst du machen, wenn du ein kleberer Junge bist und ihrer sind zwei baumstarke Lümmel! Das Fensterln bei der Traude muß auf andere Weise verhindert werden.

Es kam der Samstag. Zum Vater wollte ich nicht gehen. Verschergen soll ein Kamerad den andern nicht, er muß sich selber zu helfen wissen. Fürs erste versteckte ich die Leiter, die gewöhnlich an der Hauswand wagrecht hing und fünfzehn Sprosseln hatte. Hernach am Abend, als das Nachtmahl vorüber war und die Leute ihre Betten aufsuchten, ging ich hinaus zum Waldl, streichelte ihn, ließ mir von ihm Hand und Gesicht belecken und hakte am Halsband die Kette aus. Dann ging ich aber noch nicht schlafen, sondern setzte mich in den Strohschoppen, von wo aus man recht bequem auf das Fenster sehen konnte, hinter dem die Traude schlief. Es war halber Mond, das Fenster stand wie eine schwarze Tafel in der Wand, die Traude pflegte die Flügel offen zu lassen.

Wie mir einmal fast vor ihrem Auge gegraut hatte, so graute mir jetzt vor diesem Fenster. Denn es kam mir ein unerhörter Gedanke, wie ähnlich früher noch nie. Es zog mich hin. Die versteckte Leiter mußte ich selber nehmen. Als ob in mei-

nem Innern ein schwingender Haspel das Blut peitschte, so sprang es heiß durch alle Adern, so wirbelte es durch alle Glieder. Ähnlich hatte ich's noch nie gehabt. Wo ist die Leiter?

Sie war schon da. Zwei Gestalten hatten sich hinter dem Hofe, wo es der Kettenhund nicht bemerken konnte, herangeschlichen, richtig aus dem Reisighaufen die Leiter hervorgeholt und sie leise aber hastig an die Wand gelehnt. Ganz deutlich sah ich, daß es der Ernest war, der jetzt flink die Sprosseln hinanstieg. — Wo ist denn der Hund, daß man ihn nicht hört? Bist du nicht gelöst? Ich rüttelte an einem lockeren Schoppenbrett, da nahm er's wahr, schlug an, kam um die Ecke und schoß lechzend auf den Mann los, der die Leiter festhielt; dieser floh, sich kaum vor dem Hunde erwehrend. Und als ich nach dem andern ausschaute, der schon hoch an der Leiter gestanden war — sah ich nichts. Er war verschwunden. Zu Boden gesprungen war er nicht, der rasende Hund hatte ihn verscheucht — zum Fenster hinein.

O Unglücksmensch, was hast du jetzt angestellt? schrie es in mir zum Wahnsinnigwerden. Durch den losgelassenen Hund hast du ihn hineingejagt. Und er hat nur fensterln wollen. Ein Nachtgrüßen, wie es der Brauch ist! Und du hast ihn über sie gehetzt! — Ich lief ums Haus herum und schlug Lärm, so viel, als von der Lunge ging: „In der Hinterkammer ist ein Dieb!"

„Den werden wir gleich haben!" sagte der Großknecht und war auch schon bei der Leiter, die er

wegzog. In den nächsten Augenblicken ist die Hinterkammer voller Leute gewesen, die meisten in mangelhaftem Nachtgewand. Inmitten stand mein Vater, hoch gehoben wie ein flammendes Schwert das Talglicht. Am Fenster stand trotzig Ernest, der Nachbarssohn, die Hände in den Taschen. Das Bett war leer, die rote Decke lag über dem Fußboden hin — die Traude war nicht da. In der Vorkammer, wo wir Flachs, Garn und Schafwolle aufzubewahren pflegten, hockte sie in einer großen Holzkiste auf schwarzer Wolle. Im weißen Hemde, die Ellbogen an die Brust, die flachen Hände ins Gesicht gedrückt, so hockte sie da und zitterte wie ein junges Vögelchen, das man in der hohlen Hand hält.

Mein Vater erhob seinen Unmut gegen den Ernest: „Ist euch die auch schon im Weg? Soll man denn gar schon die Kinderstuben vergittern lassen vor den Wildlingen?"

„Na geh, Bauer", antwortete der Ernest in gemütlichem Ton, „die ist schon zeitig."

„Mir scheint, dir gibt dein Vater nicht genug Arbeit, weil du bei der Nacht nicht rasten kannst!"

„Derspar dir's, Bauer, derspar dir's!" sagte der Ernest dreist wie ein Sieger, da er doch ein Gefangener war. „Bauer, du wirst es auch nit viel anders gemacht haben, wie du dir die Deinige hast ausgesucht."

„Wenn's dir Ernst wär, das wär' eine Red'!"

Trat der Bursche einen Schritt hervor gegen die Traude und sagte ernsthaft: „Weil ich schon so

weit bin, jetzt red' ich. Aufs Jahr übergibt mir mein Vater den Hof. Da ist's zum Heiraten. Traude, wenn du mich magst, so sind wir handelseins." Er hielt ihr die Hand hin, sie duckte sich nieder und vergrub sich immer mehr in die Wolle. Und sie tat erbärmlich weinen. So schluchzt und wimmert ein Kind, das sich in fremdem Land ausgesetzt und die Rede der Wilden zu hören glaubt. Da wies mein Vater die Leute zur Tür hinaus und befahl dem Mädchen, ins Bett zu gehen.

Ich pfiff dem Waldl, streichelte ihn und hing ihn wieder an die Kette.

Zwei Jahre später ist Hochzeit gewesen. Die Traude war eine andere geworden. Sie war entwickelt zur rundlichen Knospe, die über Nacht aufbricht. Sie hatte noch ihre stille Heiterkeit, aber wenn sie vor dem Ernest stand, wenn diese zwei schönen Menschen sich gegenüber standen und sie ihn anschaute, da war in ihrem Auge freilich noch jene Nacht — aber es flimmerten Sterne, es strichen Meteore, es zuckten Blitze in dieser Nacht. Es war ihr ein heißes Licht aufgegangen, daß er der Mann ist und sie das Weib. Der Ernest versicherte seine Freunde, persönlich zu dieser Erkenntnis nicht viel beigetragen zu haben und pries sich als einen der wenigen in der Gegend, die mit stolzer Glückseligkeit auf den grünen Kranz ihrer Braut blicken dürfen.

An jenem Morgen, als er seine Braut in unserem Hof abholte und meine Mutter den versammelten Hochzeitsgästen ein üppiges Frühmahl vorsetzte,

wollte ich dem Bräutigam spaßeshalber etwas sagen. „Viele Gäste, die dazugehören, hast du heute geladen. Aber einen hast du doch vergessen, der auch dazugehört und dem du mehr verdankst, als was du ihm wirst abstatten können.“

„Geh' du, schreck' mich nit, daß ich wen Wichtigen hätt' vergessen! Wer soll's denn lauter sein?“

„Der Waldl, unser Kettenhund. . . .“

Meister Naz' Leben und Sterben.

Nun haben sie da oben in den Waldbergen den kleinen Mann unter den Rasen gebracht, der sozusagen in der Jugend starb und recht gerne noch länger gelebt hätte. Bis ums siebzigste Jahr war er ein frischer, rüstiger Mann gewesen, und um diese Zeit, da andere ins Greisenalter eintreten, begann für ihn noch einmal eine Art froher, einfältiger und frommer Kindheit. Von der Mühsal des biblischen Alters hat er nicht viel erfahren. Mit 50 Jahren noch Junggeselle, beging er mit 87 Jahren lustig die Hochzeit seiner Tochter. Etliche Tage nachher legte er sich schlafen.

Obschon der Naz in seiner Waldverborgenheit während der ganzen 87 Jahre der Welt nicht ein einzigesmal aufs Hühneraug' getreten war, so ist doch öffentlich von ihm die Rede gewesen. Zuerst hatte ihn der „Waldheimat"-Schreiber in seiner Wahrheit und Dichtung aufgezeigt, den guten Ignaz Orthofer, Schneidermeister zu Kathrein am Hauenstein. Und derselbe, der das erste Wort über ihn gesprochen, möchte auch das letzte sagen.

Wie 1860 der siebzehnjährige Waldbauernbub als Lehrling eintrat beim „Schneider-Naz", war die-

ser ein zierliches, rühriges Männlein von 45 Jahren. Er hatte schon eine starke Glatze und das Haar des Hinterhauptes begann zu grauen. Das etwas magere Gesicht mit der „Stubenfarbe" und den gütigen, ausdrucksvollen Augen war stets glatt rasiert, auf das legte er Gewicht. Wie beneidete ihn der Lehrling um den Bart, den der Meister wöchentlich wegzuwerfen hatte, während der Junge alle Fenstergläser fragte, ob bei ihm nicht endlich das erste Gränchen zum Vorschein komme.

Mehr als auf den Bart hielt der Naz auf ein feines Gewand. Sein zumeist schwarzes Tuchgewand saß ihm wie angegossen. Er mußte für sein Gewerbe ja selber der Auslagekasten sein, um die Konkurrenz zu besiegen, die damals zum Beginne der Gewerbefreiheit allenthalben auftauchte. Im nahen Mürztale gab es Schneider, die in ihren Schaufenstern ganze Weltausstellungen veranstalteten. Das schreckte den Meister Naz wenig. Nicht darauf komme es an, wie die Hosen im Fenster liegen, sondern wie sie am Leibe sitzen. Und damit konnte er sich schon sehen lassen. Wenn nun zu dem adretten Anzug die schneeweiße Wäsche kam, die an Hals und Ärmlingen und auch hinter der offenen Weste hervorschimmerte, da gab es gar nichts Zierlicheres als den Meister Naz, der flink wie ein Reh bei den Stergängen noch lieber bergauf als bergab lief. Als Knabe war er bei Holzknechten Ziegenhirt gewesen und daher sein antilopisches Hüpfen gar leicht zu begreifen. Auf sonnigem Berghange bewohnte der Naz (wenn er nicht in

Bauernhöfen auf Arbeit war) ein gemietetes Holzhäuslein, das er sich selbst instand hielt. Er fegte, er wusch, er kochte und was am eigenen Herde schon einmal gar nicht zustande zu bringen war, das kaufte er um bares Geld bei nachbarlichen Bauernhöfen. Geld hatte er immer in der Brieftasche, manchmal sogar bis zu zwanzig Gulden! Und dazu die Mär, daß der Naz noch ganz andere Reichtümer besitze, was er weiter nicht bestritt, weil sie ihm niemand nehmen konnte, denn das Sparkassebüchel war auf seinen Namen festgemacht. Er durfte das Büchel verlieren, es konnte ihm gestohlen werden, kein Mensch bekam in der Sparkasse zu Graz die zweihundert Gulden samt Zinsen, als der Herr Ignaz Orthofer, Schneidermeister zu Kathrein am Hauenstein. Nein, da konnte ihm niemand an, nicht einmal das Steueramt. Leute mit seinem Jahreseinkommen sind noch Freiherren. Nur, daß durch den Verrat eines neidischen Berufsgenossen der gute Ignaz, nachdem er 25 Jahre lang die menschlichen Blößen unangefochten verhüllt hatte, für dieses christliche Werk der Barmherzigkeit plötzlich eine Erwerbssteuer von fünf Gulden zahlen mußte. Diese Neuerungen, die Gewerbefreiheit einerseits und die Erwerbssteuer andererseits, hatten dem Meister die „Segnungen der Neuzeit“, denen er sonst nicht feind gewesen, etwas verleidet. Geldgierig war der Mann nicht. Auf der Ster rechnete er im Tage fünfzig Kreuzer für sich und zehn Kreuzer für den Lehrling. Das Geschäftshaus Orthofer und Kompagnie brauchte also gerade keinen

Buchhalter. In früheren Zeiten hatte er manchmal einen Wanderburschen aufgenommen, doch seit solche Schneidergesellen sich dann allmählich in der Gegend einnisteten und als selbständige Meister zu arbeiten begannen, schenkte er jedem anklopfenden Burschen einen Kreuzer und den Rat, sich davon zu machen. Und begnügte sich mit einem Lehrling, der nicht jeden Tag seine zehn Kreuzer wert war.

Wie aus Gesagtem schon ersichtlich ist, eine Gesellin hatte er nicht. Denn dieser Meister war, wie jemand launig sagte, selber Geselle, nämlich Junggeselle. Obschon er zeitweise recht gerne mit hübschen Mädchen schäkerte und tanzte, überlegte er sich's doch bei jeder länger, als sie warten wollte. Unter den Ortsgenossen war er einer der Angesehensten. Er warf sich nicht an den Erstbesten weg, hielt etwas auf sich und war sogar Kirchenmusikant! Das Flügelhorn blies er und man spottete oft lobend, daß es merkwürdig sei, wie dieses Schneiderlünglein aus dem Blech so helle Klänge hervorbringen könne. Seine liebste Körperübung und Zerstreuung — er gönnte sich solche aber nur an Sonntag-Nachmittagen — war das „Kegelscheiben" (Kugelschieben). Er war der beste Schieber in der ganzen Gegend und der verwegenste „Rater", aber es ging nicht immer glatt dabei ab. Einmal verlor er an einem einzigen Nachmittage sechs Gulden. Das war der blutige Verdienst von zwei langen Wochen. Er weinte an demselben Abend über die abscheuliche Gewohnheit, Kugel zu schieben — gab sie aber nicht auf. Nicht lange Zeit

nachher gewann er an einem Nachmittage mit Schieben und Raten einem armen Holzknechte den ganzen Monatslohn von neunzehn Gulden ab. Der Holzknecht zahlte seinen Verlust aus, sagte lachend, jetzt gehe er ins Wasser — und ging. Sein Lachen war so gewesen, daß dem Naz ein Schauder kam, er lief ihm nach, am Mühltümpel rangen sie eine Weile, denn der Holzknecht wollte sich von einem Schneider keine Spielschuld schenken lassen; endlich hatte er den Geldknollen doch fast meuchlings in seinem Rocksack, schob also das Inswassergehen auf. Der Naz floh wie ein Verbrecher und schwor sich pathetisch, das Kugelschieben aufzugeben. Am nächsten Sonntag war es derselbe Holzknecht, der ihn einlud zu einem „Bot Kegelscheiben". Das nahm der Meister so, als hätte der Herrgott ihn des Schwures entbunden, und er kegelte. Die Kameraden spotteten, er habe sich nur das Kugelschieben verschworen, aber nicht das Kegelscheiben.

Bei der Arbeit pflegte der Naz wenig zu sprechen, wohl aber — wenn beim Zuschnitt das Tuch reichte und beim Anprobieren die Joppe paßte — lustig zu pfeifen. War das Tuch knapp oder die Joppe ein wenig uneben, was dem besten Schneider passieren kann, wenn die Leute an unrechter Stelle Höcker haben, dann pfiff er nicht, dann schwieg er mäuschenstill und suchte den Schaden mit Sorgfalt zu decken. Schelten oder Fluchen habe ich nie von ihm gehört, höchstens daß er brummte: „Ein verdanktes G'frött!" aber da mußte der Schaden schon stark sein. So

ernst er mit mir bei der Arbeit war, so gesprächig wurde er am Samstag-Feierabend, wenn wir selbander durch Wald und Flur nach Hause trippelten, jeder einen Ranzen um, ich noch extra das Bügeleisen und die Elle in der Hand, er am Stock über der Achsel im blauen Sacktuch den Brotlaib, den uns die Sterbäuerin mitgegeben hatte. Dieser „Sterlaib" ist nach alter Sitte eine Aufbesserung, wenn der Handwerker mindestens eine Woche in einem Hause gearbeitet hat. Mein Lehrmeister pflegte — besonders wenn der Weg weit war — statt des Brotlaibes sich zwanzig Kreuzer auszubitten. Diese enthielten zwar weniger Nahrung, bedurften aber auch weniger Kraft zum Tragen. Auf solchen Heimwegen nun, im Angesicht des bevorstehenden Sonntags, waren wir beide lustig und der würdige Lehrmeister plauderte und scherzte mit dem windigen Lehrling wie mit seinesgleichen. In der Abenddunkelheit an Bauernhöfen vorbeikommend, geschah es sogar, daß wir zärtlich an die Fensterscheibe klopften, hinter welcher ein sauberes Dirndel geahnt wurde. Der Erfolg solch sinniger Abendgrüße war spärlich — ein bißchen Gekicher drinnen — das war alles. Zum Glück sind siebzehnjährige und fünfundvierzigjährige Schneider nicht auffallend unbescheiden.

An Sonntagen ging's in der Kirche zu St. Kathrein allemal hoch her. Mindestens eine Klarinette, eine Trompete und ein Flügelhorn gab's immer, und weil das Blasen nicht bloß volle Backen, sondern auch Durst macht, so gönnte sich mein Ignaz darauf gerne beim Hausteinerwirt ein Seitel Wein. Wenn da nun

etliche muntere Gesellen zusammenkamen, so gab's bisweilen, aber nicht oft, das Mißgeschick. Lustig war's, geplaudert, gelacht, gesungen wurde, dabei um ein Seitel zu viel, und am nächsten Tage war — Kopfwehmontag. Hätte er ihn zu einem blauen gemacht, so würde niemand etwas davon erfahren haben. Doch der fleißige Mann ging in die Arbeit, und so tapfer er den Kater unterzukriegen trachtete, das Beest guckte doch überall hervor. Und dann knurrte er wohl auf: „Der Wein ist schlecht!" da er doch tags zuvor gerade das Gegenteil gefunden hatte.

Unsere Verpflegung in den unterschiedlichen Bauernhäusern war stets ungleich gewesen. Hier die Fleischtöpfe Ägyptens, dort das Kraut- und Bohnenhäferl. Wo letzteres in wirklicher Armut seine Ursache hatte, litt unser Humor nicht darunter, wir halfen den Leuten fröhlich fasten und trachteten nur, mit der Arbeit ehestens fertig zu werden. Anders, wenn Geiz uns den Tisch kümmerte, da wurde der Meister unwirsch und einmal sogar demonstrativ. Als solch eine geizige Bäuerin, bei der wir arbeiteten, eines Tages ins Dorf ging, um Tuch, Knöpfe und Zwirn einzukaufen, drückte ihr der Naz ein Sechserl in die Hand: „Wenn du so gut wärst, Bäuerin, und uns vom Bäcker etliche Semmeln tätest mitbringen. Aber nit gar z'lang ausbleiben!" Semmeln brachte sie nicht, doch die Kost war von diesem Tage an wesentlich zureichender. Am besten erging es uns stets beim Hausteinerwirt, da gab's des Morgens Kaffee, mittags und abends Fleisch, vormittags und nachmittags Wein.

Da beeilten wir uns nie sonderlich, mit der Ster fertig zu werden. Einmal nach einer solchen üppigen Hausteiner Zeit waren ein paar rührende Tage. Der Lehrmeister sagte mir, daß er in einer Hütte des Fischbacher Waldes etliche Tage lang zu tun habe, wo es etwas arm zugehen werde, weshalb ich der- weil zu meinen Eltern heimgehen könne. Da antwor- tete ich: „Wegen dem, daß es arm zugeht, das macht mir nix. Wenn's der Meister kann aushalten.“ — „Recht ist's mir schon, wenn Du mitgehst!“ sagte er und wir gingen in die Fischbacher Gegend zum „Wald- peter“. Dieser Waldpeter war ein alter Taglöhner, der erst vor kurzem geheiratet hatte, und zwar eine alte Frau mit einem runzeligen, freundlichen Gesicht. Diese Frau war aber niemand anderes als die Mutter meines Lehrmeisters, von der er mir bisher nie ge- sprochen hatte. Wir machten den alten Leuten Loden- kleider. Die Verpflegung war einfach, aber voller Güte, nie ist mir das Bohnenhäferl so lieb gewesen, wie in dieser Waldhütte. Der betagte Sohn war mit seiner greisen Mutter kindlich zart und mit mir, dem Lehrling, ganz ausnehmend freundlich, dankbar dafür, daß ich die Ärmlichkeit so fröhlich mit ertrug. Als wir mit der Arbeit fertig waren, ging ich nicht weniger schwer als der Meister von der trautsamen Hütte fort. Die alte Frau machte ihm zum Abschiede mit dem Daumen das Kreuz übers Gesicht und tat dann dasselbe mir, als ob auch ich ihr Kind geworden wäre.

Das nur so etliche Beispiele davon, wie der Ignaz

Orthofer gewesen während der vier Jahre, als ich bei ihm in der Lehre gestanden. Im zweiten Bande der „Waldheimat" habe ich aus jener wunderlichen Zeit Schilderungen gegeben, über die später der alte Naz, als er dahinterkam, manchmal seltsam dreingeguckt haben soll. Verdenken kann ich ihm's nicht. „Das Zuschneiden hat er nicht bei dir gelernt, aber das Aufschneiden," soll einmal jemand zu ihm gesagt haben. Er hat die Echtheit des Bauernlodens bei meinen literarischen Joppen nie bestritten, nur mag ihm hie und da etwas zu viel Aufputz vorgekommen sein. Was das Zuschneiden anbelangt, so lehren solches die Schneidermeister ihren Lehrlingen grundsätzlich nicht. Das müssen die Jungen den Alten heimlich abgucken. Mein Lehrmeister merkte wohl, daß mir dazu die Findigkeit fehlte, und hat öfter als einmal die papierenen Zuschneidemuster bei mir vergessen, als er fortging. Ich habe dieses bedruckte Papier wohl gelesen, aber nicht nachgeschnitten, und so hat er es mir öfter als einmal vorausgesagt: „Peter, aus dir wird nichts. Ich habe schon im zweiten Lehrjahre meinem Meister die Muster gestohlen!"

Eine so hohe Meinung Meister Naz von der Handarbeit hatte, an mir hat er sie als Lehrmeister und Erzieher nie geübt. Nicht ein einzigesmal versuchte er die Elastizität meiner Ohrläppchen, und so oft er über mich auch den Kopf geschüttelt haben mochte, mir hat er ihn nie geschüttelt. Mehr als mit einem gütigen Wort hätte er gewiß auch nicht mit einem Handschlag erreicht. Ich hatte vor dem Meister

Naz einen großen Respekt, widersprach ihm nie mit einem einzigen Wort und machte die Arbeit, so gut es meine unermeßliche Zerstreutheit zuließ. Diese Zerstreutheit bei der Schneiderarbeit aber war nichts anderes als ein zu großes Gesammeltsein in der Poeterei oder in der „Peterei“, wie ein Jugendfreund, auf meinen Namen anspielend, bemerkte. Während der Lehrmeister manchmal fast händeringend bei mir auf gänzlichen Mangel an Intelligenz schloß, war doch ein Geistlein in mir tätig. Im Laufe der vier Jahre meiner Schneiderzeit sind vierundzwanzig Bände „Dichtungen“ entstanden — die sich alle noch vorfinden, während von den Gewandstücken aus meiner Hand Freund Schruf in Mürzzuschlag nur noch eine einzige alte Weste aufzeigt, die jedenfalls mit mehr „Herzblut“ oder Herzleid zustande kam, als die Poesien, die während des Nähens gedichtet und in den Nächten geschrieben worden sind.

Als die Lehrjahre endlich vorüber waren, stand es trotz alledem so, daß der Meister mir per Woche 90 Kreuzer versprach, wenn ich als Geselle bei ihm verbleiben wolle. Da kam nun das Unerhörte. Alles, was der Lehrling in langen Jahren und mit vieler Mühe erlernt hatte, warf er plötzlich von sich und lief davon. Und wurde ein Bettelstudent. Das ist für einen Lehrmeister, der mit treuem Willen sein Bestes gab, kränkend. Orthofer sagte bloß: „Ich meine, bei mir hätte dir nichts gefehlt. Ich wünsche, daß du dir's besser machst, aber gib acht, daß du es nicht bereust!“

Wir gingen auseinander, kamen uns nun aber erst näher. Er war damals an die fünfzig Jahre und da schrieb er mir einmal in die Stadt, daß ihn der Kopf friere. Sein Haar war fast alle geworden. Der liebe Gott würde es nicht übelnehmen, wenn er wenigstens in der Kirche, wo andere mit ihrem Haarpelz dasäßen, eine Perücke trüge. Sie könne schwarz sein oder grau oder „fuchsad", das sei ihm gleich — nur nicht zu teuer! Ich schickte ihm aus Graz eine billige Perücke mit braunen Jünglingslocken. Wenige Wochen später kam die Nachricht, daß der Naz — geheiratet habe. Als ich ihn nachher in seinem jungen Eheglück einmal besuchte, erschien er mir mindestens um zehn Jahre jünger, aber nur von vorne gesehen. Am Nacken guckten die Reste des grauen Haares hervor, denn die Perücke war zu seicht. Obschon ich mich für einen Austausch einsetzte und obschon sein Eheweib so weit ganz gern einen gleichfärbigen Mann gehabt hätte, gab er die Perücke mit den braunen Jugendlocken nicht mehr zurück, sondern wußte sich anders zu helfen. Er stückelte hinten einen Streifen Katzenpelz an. Um diese Zeit erst, wo andere zusammenpacken und Feierabend machen, ging des guten Orthofer eigentliches Leben an. Der Himmel segnete ihn mit zwei frischen, hübschen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, zur Freude und Stütze seines Alters. So spät sie gekommen waren, er lehrte ihnen noch sein Handwerk und erlebte ihre Versorgung. Während der kleine, noch immer behendige Greis daheim in der Waldhütte, wo sie zur Miete wohnten,

der Nachbarschaft die Kleider ausbesserte, ging sein ebenso fleißiges Weib ins Tagewerk aus oder seine Kinder schneiderten in Bauernhöfen und brachten ihren Erwerb dem Vater heim.

Zur Sommerszeit haben wir uns häufig gesehen und auch dem Achtzigjährigen war der fünf Stunden lange Weg nicht zu weit, um wieder einmal mit seinem längst verwichenen Lehrling über alte, schöne Zeiten zu plaudern. Schöne Zeiten! Wahrlich auch für mich! Das Leben war ja so jung, so einfach, so hart und so sorglos gewesen wie ein antikes Schäfergedicht. Wenn man so gar nichts besitzt, als sich selber und seine Jugendlust, und so gar nichts weiß von der glotzäugigen, heißhungerigen und doch so übersatten Welt — wenn man so ganz sich selbst ist, daß man kaum merkt, wie die Zehen frieren im schadhaften Schuh — das heißt Mensch sein! Mensch sein heißt ich sein. Später, wenn die Verhältnisse und Kreise sich weiten und komplizieren, ist man alles Mögliche, nur nicht Ich. Nur so selten Ich. Wenn sie hätten Leben tauschen können, der alte Orthofer und der „berühmte Schriftsteller", letzterer würde es kaum gewagt haben, sein zerrissenes, von hetzenden Plagen, Konflikten und Zweifeln durchwühltes, in alle Weiten flachgezerrtes Leben dem Alten anzubieten für dessen einheitliches, kindliches, friedsames Seelensein. — Aber davon sprachen wir nicht. Solch spießige Gedanken haben im Gottesfriedenkreise eines alten Waldkindhauptes nicht Platz.

Das letztemal war es, daß der Naz von Freun-

den eingeladen wurde, nach Mürzzuschlag zu kommen, um sich dort einige gute Tage anzutun. Flink kam der alte herüber in sein aus früheren Zeiten geliebtes Mürztal. Aber das war auch anders geworden. Der gewaltige Eisenbahnverkehr, die großartige Industrie, die Wunder der Elektrizität, die Fremden aus aller Welt, die sich an ihn drängten und allerlei krauses Zeug schwatzten -- alles das und anderes ward ihm unheimlich. Obschon dankbar für die Gastfreundschaft, machte er sich bald aus dem Staube, um wieder in die reine Luft seines stillen Waldlandes zu kommen. Damals ist er auch, das erstemal im Leben, photographiert worden, und als sein Bild dann gar in den Zeitschriften aller Welt erschien und ihm diese zugeschickt wurden, war er geradezu erschrocken — was er denn angestellt habe, daß sie es plötzlich so mit ihm trieben! Da waren auch Gönner aufgetaucht, die dem Alten durch mancherlei Aufmerksamkeit Freude bereiteten. Ach, wie leicht sind solche Menschen zu erfreuen und wie dankbar sind sie! Hatte er gleichwohl in den Zeiten seiner tüchtigen Arbeitskraft großes Ansehen genossen in der Gegend, so wird doch ein alter, armer Mann bald der Niemand. Aber jetzt auf einmal, als sein Konterfei durch die Welt ging, als Fremde nach St. Kathrein kamen und dem Herrn Ignaz Orthofer nachfragten, da suchten die Einheimischen ihn hervor aus dem Winkel und staunten darüber, daß ihr kleiner, bescheidener Alter der Berühmteste der ganzen Pfarre war. Doch der Naz hatte über all diese Anfechtungen seinen Humor nicht

verloren. Es sei gerade ein bißchen zu spät, meinte er einmal, jetzt gehe ihm schon der Faden aus. Früher, wenn er so noble Kunden gehabt hätte, würde er sie nicht verschmäht haben.

Im nächsten Herbst fiel es ihm ein, er wolle das Berghaus auf der Pretuler Alm sehen, das den Namen seines einstigen Lehrlings trägt. In Begleitung seines Sohnes stieg der Sechsundachtzigjährige hinauf und wurde dort vom fürsorglichen Hauswart mit Jubel empfangen und beherbergt. In derselben Nacht erhob sich ein wilder Sturm, der den Berg mit Regen und Schnee überschüttete, so daß am nächsten Tage Vater und Sohn durch Gestöber und Windbrüche nur unter großen Anstrengungen zu Tale gelangen konnten. Einen launigen Brief schickte er mir, er sei stärker gewesen als der Sturm und auch ohne Bügeleisen festgestanden.

Im darauffolgenden Winter lud er mich zur Hochzeit seiner Tochter ein. Wir sollten, so schrieb er, doch noch einmal einen lustigen Tag miteinander begehen. Der Alte soll dabei zu den Fröhlichsten gezählt und weit über Mitternacht in der jubelnden Gesellschaft ausgehalten haben. Mich zog's, aber ich konnte nicht hinkommen, der Schnee war zu tief, in den das Alpendörfchen eingebettet lag, kein Schlitten wollte fahren und kein Wagen konnte fahren. Im Frühjahre, so ließ ich sagen, würde mein Besuch nachgeholt werden.

Ja, dieses Frühjahr! Das war gerade die Zeit, wo der Rasen zu grünen anhub über dem alten Meister Naz.

So leb' denn wohl, du stilles Haus!

Also vergehen Jahr um Jahre und entfremden uns die Jugendzeit. Fern und immer ferner bleibt sie zurück und endlich will sie unserem sinnenden Auge ganz entschwinden. Auch mir beginnt die Jugend in der Waldheimat allmählich zu verblassen und ich kann schon nicht mehr genau erkennen, was an den trauten Bildern, die noch dämmern, Wirklichkeit gewesen und was Gesicht. Eine Furche ist aber doch noch besonders vorhanden in meiner Erinnerung, eine vom Pfluge des Geschickes hart und tief gezogene Furche — auch über diese beginnt Gras zu wachsen. Heute zurückschauend wundere ich mich, daß es damals nicht noch mehr weh getan hat. Ich erinnere mich eigentlich an keinen Schmerz, nur an die derben Tatsachen, die damals eben wie etwas Selbstverständliches erlebt und ertragen worden waren. Über alle schwanken Wege führte sicher die heilige Einfalt. Wenn man einen jener Tage aufruft, wie steht er fremd in der heutigen Welt! —

An diesem Tage war der Waldbauer wieder ein-

mal sehr reich gewesen. Auf freier, luftiger Berghöhe oben stand sein großer Hof, er stand mit den vielen Holzgebäuden, Haus, Ställen, Schuppen und Gerätehütten da wie ein kleines, enge aneinander geschobenes Alpendorf. Unten im Engtale, am Wiesenhang zwischen Fichtenschachen, stand das Ausgedinghäuslein. Das war das „Ruhstübel“ des Waldbauern. Wenn einer alt geworden, den Hof dem Sohn übergeben hatte, so zog er sich in dieses Häuschen zurück, das zwar mit einigem Feld- und Wiesengrund, mit Wald, Stall und Vieh auch ein kleiner Hof war, doch lange nicht so viele Sorgen machte, wie das große, mit seinen Grundstücken den ganzen Berg einhüllende Waldbauerngut, das oft mehr Ungut als Gut gewesen war. Gewöhnlich wurde das dem ältesten Sohn übergeben. War dieser kränklich oder gar einmal ein Krüppel, dann bekam den Hof ein jüngerer Sohn, und zwar der strammste und frischeste; nicht etwa, um ein starkes Geschlecht zu erzielen, sondern um den Burschen von der Militärpflicht freizumachen. Denn ein Grundbesitzer war zu jener Zeit, die das Bauerntum ein wenig besser zu stützen verstand als die heutige, der Wehrpflicht enthoben. Grund und Boden machte frei und eigenständig, während jetzt ein Mensch durch Grund und Boden sich gebunden fühlt und in dieser Wahnvorstellung Heim und Freiheit für Geld verkauft, lieber heute als morgen. Die Fremdlinge kommen, kaufen, kletten sich an und die Einheimischen werden mit ihren Kindern hinausgedrängt aus der Väter heiligem Be-

reich, oder sie bleiben als Hörige unter den neuen Besitzern. Das ist die Schuld, an der das alte Bauerntum gemeiniglich zugrunde geht. Der Waldbauer ging zwar auch zugrunde, aber nicht an dieser Schuld.

Heute also war er wieder einmal sehr reich gewesen. Freilich vorwiegend sorgenreich. Denn er hatte noch die beiden Güter, das große auf der Höhe und das kleine im Engtal zu versorgen. Sein ältester Sohn ging ja erst als halberwachsener Junge neben ihm her. In der Waldheimat sind die halberwachsenen Jungen, selbst wenn sie schon siebzehn Jahre alt wären, noch Kinder. Und ganz kindisch freute ich mich, mit dem Vater hinabgehen zu dürfen zum „Gasthäusel", wie wir das Ausgeding zu nennen pflegten. Jahrelang hatte der Vater einen alten Zimmermann als „Gast" darin wohnen lassen. Der war gestorben und so gingen wir denn manchmal vom Berge herab, um die kleine Wirtschaft zu versorgen und ein paar Stunden in dem Gasthäusel zu wohnen. Und das war's. Dieses Wohnen in der kleinen mürfelnden Stube mit den vielen Heiligenbildern im Tischwinkel war für mich eine Wonne. Eine noch größere aber das Wasser. Durch die steile Schlucht rauschte ein klares, kaltes Wässerlein herab, das sich vor dem Gasthäusel in einen großen Brunnentrog ergoß, um dann über weißen Sand flach weiter zu rinnen. Solch ein Wasser gab es oben im Hofe nicht. Was ließ sich an diesem Wasser alles machen! Die Rädchen tanzten, die Hämmerlein klopften und in einem eigens gehöhl-

ten Tümpel war sogar eine lebendige Forelle eingesperrt. Mit nackten Händen und Füßen tappte ich in diesem Wasser herum und holte mir aus demselben allemal den prächtigsten Husten, auch Ohrenreißen, Halsweh, Zahnschmerz. Man konnte sich dieser ergiebigen Krankheitsfischerei auch nur hingeben hinter dem Rücken des Vaters, der im Stalle oder in der Scheune beschäftigt war; aber schon in der folgenden Nacht, wenn das Gewimmer anging, kam es an den „Tag", daß unten wieder einmal „gewaschelt" worden war.

Doch ich wollte ja von dem Tage erzählen, da der Waldbauer wieder einmal reich gewesen.

Als gegen Abend mein Vater die Tür des Gasthäusels zuschloß, indem er ein Eisenstänglein, das eine bewegliche Zunge hatte, durch das runde Loch in die Wand steckte, mit diesem Schlüssel drinnen dem Holzriegel in die Scharten griff und ihn vorschob, da sagte er: „Unser Herrgott wird's beschützen vor Feuer und Schelm. 's ist derweil alles rechtschaffen gut beieinander."

Hernach sind wir durch den Waldsteig angestiegen, jeder mit einem vollgeschichteten Futterkorb am Rücken, denn wenn unten auf der Wiese das Gras war und oben auf dem Berg die Herde, so durfte man niemals „leer" hinaufgehen. Dort drüben an der Lehne, zwischen jungem Fichtenanwuchs standen schöne alte Lärchen. Sie standen mit ihren hellgrünen Hauben hoch über alle anderen Bäume hinaus, so daß man sie bequem zählen konnte.

„Siehst du“, sagte mein Vater, „dort sind unsere Schuhe, die Lodenjoppen und das ganze Wintergewand. Das neue Stalldach ist auch dort.“

Das sollte sagen, daß er für den Erlös dieser Lärchen die Kleider anschaffen und das schadhafte Dach ausbessern lassen wollte.

„Ist das Leben-Christi-Buch auch dort?“ fragte ich, dieweilen mir halb und halb versprochen war, auf dem Thomaskirchtag in Krieglach würde mir mein großer Wunsch erfüllt werden.

„Ja, Peter, wenn der Eisenbahner die Lärchen gut zahlt, nachher kriegst du auch dein Leben-Christi-Buch.“

Als wir hinaufkamen, wo an steilen Lehnen die Felder lagen, stand mein Vater still und blickte wohlgefällig auf die weiten, goldgelben Flächen hin. Das Korn war gut geraten und stand in der Reife. „Morgen heben wir an zu schneiden. Ist wohl Zeit, daß uns der Gott Vater die volle Hand herabhält, dem letzten Mehlschaffel sieht man schon auf den Boden. Da werden wir uns einmal helfen können. In etlichen Tagen will ich den ersten Kornsack in die Mühl' tragen.“ Unsere Kornmühle, drei Gänge groß, stand unten im Engtale unweit dem Gasthäusel am gießenden Wasser. — Am Kartoffelacker, zu dem wir auf unserem Heimweg kamen, sahen wir ein Fleckchen aufgewühlter Erde. Mutter hatte die ersten Erdäpfel ausgegraben. Heute abends gibt's ihrer! Das war allemal ein Freudentag, wenn die ersten Erdäpfel im Topfe brodelten. Es hatte Winter gegeben im

Waldlande, da Kartoffeln und Kohlkraut fast die einzigen Nahrungsmittel gewesen.

Wir redeten unterwegs wenig, aber keuchten umsomehr in der schwülen Abendluft. Sie war sehr schwül. Wenn die Kost, die wir in den Körben trugen, wenigstens unser, der Menschen, gewesen wäre!

Als wir gegen den Hof kamen, dunkelte es schon. Aus den Küchenfenstern schimmerte der rote Schein des Herdfeuers. Mein jüngerer Bruder trieb die Herde von der mageren Weide heim. Es waren zwei Ochsen, zwei Kühe und ein Kalb.

„Wenn wir nur wieder zu einem Vieh kommen könnten!" sagte mein Vater. Unsere Ställe konnten leicht an dreißig Stück Rinder fassen und noch ungezählte Schafe, Schweine und Hühner. Aber in den letzten Jahren war es leer geworden. Mißwachs, Seuchen, Gläubiger!

Und dann war mein Vater manchmal ein guter Viehhändler gewesen. Den Ochsen hatte er gegen eine Kuh vertauscht — die gab Milch. Die Kuh gegen ein Kalb — das brauchte weniger Futter und Pflege. Das Kalb gegen ein Ferkel, das konnte man schlachten und Schweinernes ist vortrefflich zu essen. Es war nicht gerade so wie bei jenem Hans im Glück, aber ähnlich. Mein Vater war nur so lange ein kluger Hauswirt gewesen, als er Glück gehabt hatte. Als er's mit allerlei Mißgeschick zu tun bekam, suchte er für seine innere Zufriedenheit einen anderen Grundstein als den des Wohlstandes. Es war ihm gar nicht mehr viel daran gelegen; bis jedoch immer mehr der

Mangel kam, die Bedrängnis, da fragte er: „Wie so denn? Ganz arm werden? Wie so denn?“ — Den Kampf ums Dasein nahm er zwar auf, aber die Waldbauern — seit jeher in ruhiger Bedürfnislosigkeit lebend — haben darin keine Übung. Seinem geruhigen Leben merkte man nicht viel an, daß etwas nicht richtig war.

Froh waren wir nach Hause gekommen, hatten unsere Körbe in die Krippen der Kühe geleert und hatten uns zu Tische gesetzt, um Erdäpfel zu essen. Aber die Schüssel war nur halb voll und die Mutter sagte: An den Erdäpfeln würde dies Jahr keine große Freude zu erleben sein, mehr als die Hälfte von denen, die sie zur Probe ausgegraben, seien krank. „Wär' nit schlecht!“ antwortete der Vater, „dann müssen wir uns halt ans Kraut halten. Haben zum Glück einen weiten Fleck angebaut.“

„Kraut ist eh gut“, meinte der alte Knecht, unser einäugige Simon, der mit seinem einzigen Auge immer mehr Gutes an der Welt sah, als andere mit zweien. „Kraut ist etwas Ausgezeichnetes, wenn die rechte Zuspeis dazu kommt: Speckknödeln und Selchfleisch.“

Unser jüngerer Knecht, der Poldel, war in zweifelhaften Fällen immer witzig, der sagte nun, am besten sei das Kraut, wenn es Hirschfleisch geworden. Er spielte auf das nachbarliche Herrschaftswild an, das uns häufig den Krautgarten kahlgeäset hatte und das man füglich zu Wildbrat machen sollte. Dies Jahr stand im Krautgarten, der oben hinter dem

Gehöfte lag, alles gut. Kein Wunder also, daß sich der Waldbauer bei den vielen Sachen an diesem Tage reich vorkam. Aber nur an diesem Tage, am nächsten nicht mehr. —

Als die Nacht vorüber war, hatte der trübdämmernde Morgen keinen einzigen Bewohner des Waldbauernhauses im Bette gefunden. Sie lehnten so in den Winkeln umher. Die Weibsleute hätten noch gern geweint, aber es ging nicht mehr. Der Simon hatte sich eine Pfeife angezündet, aber sie schmeckte nicht. Die Mutter ging verloren umher und verstopfte die eingeschlagenen Fenster mit Lappen. Der Vater schritt ums Haus herum. Die Erde war besäet mit Dachsplittern. Auf den weiten Feldern lag das schwere Eis. Aus dem Engtale stieg langsam ein brauner, brenzeliger Rauch herauf. Als das die Mutter durch ein Fenster sah, rief sie gellend aus: „Das Gasthäusel ist auch hin!"

Der Vater wußte anderes: „Das Gasthäusel steht, aber in die Mühl' hat's eingeschlagen. Raucht nur mehr die Brandstatt."

Als es ganz licht geworden war und die Verwüstung offen dalag, sagte der Knecht Poldel: „So schön, jetzt ersparen wir uns die Arbeit."

„Und das Essen", setzte der Knecht Simon bei, dann versuchte er es wieder mit der Pfeife; sie begann zu schmecken.

Der Halterbub berichtete: „Das Kraut steht noch!"

Und das war merkwürdig. Wie der Hagel schon

mitunter seine schmalen Streifen nimmt: so sehr vom Gehöfte abwärts alles vernichtet war, vom Hause aufwärts war wenig zu spüren, außer daß die Kohlköpfe ihre äußeren Blätter verloren hatten.

Der Vater war den ganzen Tag wortlos herumgegangen, um nach schwerem Arbeitsjahre diese „Ernte" zu betrachten. Am Abende, als wir bei der Milchsuppe saßen, alles schweigsam und verdrossen, sagte er plötzlich mit frischer Stimme: „Verhungern werden wir nit. Wir haben noch die zwei Kühe, wir haben die Sau, wir haben die Erdäpfel und das Kraut. Wir fretten uns durch und nächst Jahr wird's wieder besser sein."

Die Dienstboten machten dazu saure Gesichter und mochten sich denken, drüben in Fischbach und in Trabach hat's nicht gehagelt. Brauchen auch dort Leute, und müssen nicht erst aufs Besserwerden im nächsten Jahre warten. — Der Vater sagte: „Wie es jetzt ausschaut ums Haus herum, ich brauch' nötig Arbeitsleut'. Aber wer fortgehen will, aufhalten mag ich keinen."

Der einäugige Simon stemmte den Beinlöffel auf den Tisch: „Ich bin im guten Jahr geblieben und bleib' auch im schlechten." Und keines sagte etwas vom Fortgehen.

Als die Gläubiger in Fischbach, in Krieglach, in Langenwang gehört, dem Waldbauern hätte der Hagel alles niedergedroschen, trachteten sie nach ihrer Sache. Denn wenn der Hof auf die Gant kommt, hätten sie das Nachsehen. Soll auch im Steueramt

viel schuldig sein. Einem schimpfenden Mehlhändler in Mitterdorf, der uns in früheren Mißjahren vor Hungersnot gerettet, hatte mein Vater nun mit dem Kalb den Mund gestopft, wie der Poldel sagte. Der Bader von Fischbach hatte zwei Männer gesandt, um das Paar Ochsen fortzutreiben. Da mußte der Waldbauer lachen. Die Armut ist stärker als der Reichtum, der Armut kann man nichts nehmen. Die Ochsen gehörten nicht ihm, sondern einem Nachbar, der sie „auf Zag und Zucht" hergeliehen hatte. Auch andere der Ärzte begannen zu drängen. Die hatten sich für ihre Medizinen und Krankenbesuche jahrelang vertrösten lassen auf bessere Zeiten, jetzt, da die schlechtesten da waren, streckten sie hart ihre Hände aus. Eine Kuh wurde fortgetrieben und am nächsten Tage das Schwein. Meine Mutter rang buchstäblich mit den Treibern, aber sie wurde an die Wand geschupft. Der Vater hatte den „Räubern", wie er die amtlichen Pfänderknechte nannte, ein Scheit nachgeschleudert, aber schon während es flog, schrie er zum Himmel, daß es nicht treffe. Dann wurde er nachdenklich. „Mich wird Gott noch ganz verlassen", sagte er zu mir: „Ich habe keine Geduld im Unglück. Du sollst mir wohl wieder einmal was aus einem geistlichen Buch vorlesen." Er selber hatte nie einen Buchstaben lesen oder schreiben gelernt. Ich meinte, es wäre halt gut, wenn man jetzt „das Leben-Christi-Buch" hätte.

Eines Morgens, es lag schon Herbstreif auf dem kurzen Grase, kam der Halterbub, der die einzige Kuh auf den Anger geführt hatte und berichtete, beim

Kraut wäre der Hirsch gewesen. Am oberen Rand des Gartens seien alle Kohlköpfe zerfressen.

„Das auch noch", sagte der Vater gelassen.

„Siehst du, Waldbauer!" rief der Knecht Simon, „siehst du, daß der Herrgott noch auf uns denkt. Jetzt schickt er uns Hirschfleisch."

Darauf der Vater: „Schieß ihn nur nieder! Nachher wirst auf ein halbes Jahr — du weißt schon, was!"

„Ja, jetzt weiß ich was, schießen wir jedes einen Hirschen nieder und wir sind über den Winter versorgt —"

„Ja, mit dem Kotter."

„Das meine ich. Brauchen nichts zu arbeiten und haben unsere ordentliche Kost. Um die Anbauzeit sind wir wieder da."

So haben wir das angehende Elend ertragen mit Schalkereien und Kummer.

Als der Winter kam, ließ mein Vater die großen Lärchen fällen, um sie für Eisenbahnschwellen zu verkaufen. Aber auch diese lieben alten Bäume haben sich nicht treu erwiesen. Bis auf nur wenige Stämme waren sie kernfaul und nicht zu verwerten. Mit dem geringen Gelde, das der Vater dafür gelöst hatte, ging er am Thomastage nach Krieglach auf den Markt, um für die derb eingetretene Winterzeit ein paar Kleidungsstücke und einen Sack Bohnen zu kaufen. Und siehe, jetzt hatte er zu meinem geradezu freudigen Schreck auch noch etwas anderes heimgebracht vom Markte. „Da", sagte der Vater zu mir, als er's

aus dem Bündel nahm, „da hast du dein Leben-Christi-Buch, daß du vorlesen kannst; schau nur, daß du gesund wirst.“ Ich lag zurzeit im dunklen Bette, litt an einer Augenentzündung so arg, daß es mir unmöglich war, irgendwelchen Lichtschein zu vertragen oder ein Buch anzusehen. So machte sich gleich an demselben Abend der Jungknecht Poldel über das „Leben Christi“ her und begann, so gut es ging, daraus etwas zu lesen. Der Vater hatte sich an den Tisch gesetzt, er dürstete schon nach christlichem Zuspruch. Der Poldel nahm das erstbeste Kapitel, das Buch ist ja auf jeder Seite groß.

„Zur Be — rei — tung von — Trüffel- oder Gänse — leber — Pa — ste — ten —“

„Ah!“ sagte mein Vater, „schon ein Gleichnis!“

Der Jungknecht las holpernd weiter: „Nimm Speck—latten, Fasch mit Leber—stücken und Trüffeln, dann dicken Teig aus Roggen—mehl, Eierklar — kommt in ein mäßig erhitztes Kochrohr, zwei bis drei Stunden, dann mit gutem Wein aufgekocht —“

„Das ist kein Leben-Christi-Buch!“ schrie ich von meinem Bette aus. Und jetzt erst besah man den Titel: „Kochbuch für deutsche Küche, nebst Ratgeber in häuslichen Dingen, insonderheit um Vorräte aufzubewahren —“

„Auweh zwick!“ rief mein Vater schrecklich hell aus, „was hab' ich da heimbracht?“ — Ja, der Irrtum unten auf dem Markt war durch das Gedränge entstanden. Alles kaufte Kalender und da hatte der

Büchermann ihm in der Eile das unrichtige Buch in die Hand gegeben. Bezahlt war das „Leben Christi".

Als meine Augen so weit waren, daß sie Schneelicht vertragen konnten, ging ich mit dem Kochbuch, um den Buchhändler zu suchen. Ich fand ihn in Kindberg, er war sehr froh, als der Mißgriff gut gemacht wurde, schien das Kochbuch mit der Trüffelpastete wesentlich höher zu bewerten als das „Leben Christi", mit dem ich dann nach Hause eilte. Das war für uns Waldbauernleute das richtige Buch! — Am Christtage habe ich schon zu aller Erbauung daraus vorgelesen. Der Christtag fiel überhaupt nicht so traurig aus, als wir in Ermangelung von Speckklößen und Schweinsbraten erwartet hatten. Meine Mutter leistete auch ohne Kochbuch etwas. Da gab es Erdäpfelsuppe, Erdäpfelbrei, Erdäpfelschmarren, Erdäpfelkrapfen, und wer was Gebratenes haben wollte, für den waren die schönsten „Grundbirnen" in die Glut gelegt worden. Kurz, wir hatten unser Festmahl, waren fröhlich und tranken Brunnenbacher-Auslese.

Wenn der Jungknecht an diesem Tage das Wort „Erdäpfelbauer" aufbrachte, so geschah es, weil man die besten Witze stets im Zustande behaglicher Sättigung macht. Die Mutter war froh. Sie dachte, das würden die letzten Weihnachten gewesen sein auf dem Hofe. Die nächsten möchte sie wohl schon im Ausgedinghäusel verleben in Ruhe und größerer Sorglosigkeit. Aufs Ausgedinghäusel hatte sie immer allen

Trost und alle Hoffnung gesetzt, wenn Kummer und Mühsal sie überwältigen wollten.

Der Winter war mit harter Macht gekommen, die Fenster hatten so dicke Eisblumen, daß es ganz dunkel war in der Stube. Im Ofen brüllten fortwährend Scheiter und doch verkrochen wir Kinder uns immer wieder ins Bettstroh, um nicht zu frieren. Der Vater war um diese Zeit viel außer Hause, wie es hieß, beim Bruckmüller draußen, wohl um künftige Mahlvereinbarungen zu machen, da ja unsere Mühle tief unter dem Schnee in Asche lag. Eines Tages kam der Vater gegen seine Gewohnheit erst spät abends heim; er trat fester auf als sonst und hatte ein frisches, unternehmendes Gesicht, so daß die Mutter betroffen dreinschaute. Was wäre denn das, wenn er so anfinge?! Beim Bruckmüller war ein Wirtshaus. — Nein, das war es nicht, getrunken hatte er nicht. Aus Krieglach kam er. Ein großes Paket trug er unter dem Arm. Loden, Joppen und Wollhauben hatte er eingekauft für uns Kinder und ein großes schottisch gestreiftes Umhängetuch für die Mutter. Und Bargeld hatte er in der Brieftasche. Wenn die Mutter erst betroffen gewesen, jetzt, als sie die Sachen und das Geld sah, erschrak sie. Woher hat er das? Der Altknecht hatte an einem Abend zuvor das Märchen erzählt, wie ein armer Mann für einen Hut voll Geld dem Teufel seine Seele verschrieben. Sie wußte wohl, daß derlei Geschichten nicht wahr sind, aber sie sind ein Gleichnis! —

Meine Geschwister schliefen schon in der

Stube, ich noch nicht, ich guckte und hörte, was gesprochen wurde.

„Lenzl, woher hast Du's Geld!" fragte sie ihn leise, aber scharf.

„Wirst nit raten", antwortete der Vater wohlgemut.

„Hast das letzte Restel Wald verkauft?"

„Dafür möcht' ich wohl nit fünf so saubere Bildeln bekommen haben. Schau nur her!" Fünf fast neue Hundertguldenscheine zog er aus der Brieftasche und legte sie vor ihren Augen auf die Bettdecke. „Weißt, Weib, ich hab' mir gedacht, besser das kleine ist weg, als das große. Mit dem großen Haus kann man sich immer noch leichter helfen, wenn wieder bessere Zeiten kommen."

„Mensch! Lenzl!" sagte sie stockenden Atems, „du wirst doch nit —"

„Du denkst dir's eh schon. Dem Bruckmüller hab' ich das Gasthäusel verkauft. Es ist abgemacht. Sind heut' beim Gericht gewesen." Nicht mit ganzer Sicherheit hatte der Vater diese Worte gesagt. Er hatte jetzt doch befürchtet, daß sie arg auffahren würde.

Nein, sie blieb ruhig und schwieg. Sie zog ihr Obergewand aus und legte sich ins Bett. Und war immer noch still. Erst nach Mitternacht begann sie zu schluchzen.

Am nächsten Tage stand die Mutter früh auf, legte ihr Sonntagsgewand an, weckte den Vater und fragte ihn gütig, ob er mitgehen wolle. Sie gehe nach Kindberg zum Gericht. Der Handel mit dem

Bruckmüller müsse wieder zurück. Sie habe ihren Ehevertrag gut aufgehoben, darin heiße es, daß sie Miteigentümerin sei von dem ganzen Waldbauerngut und wenn er das Gasthäusel verkaufen wolle, so müsse das auch ihr recht sein.

Er habe das alles bedacht, antwortete der Vater demütig, aber sie würde so wenig wie er die Kinder erfrieren und verhungern lassen wollen. Der Winter währe noch lang und auf Borg habe ihm der Bruckmüller und der Krämer und der Bäcker in Krieglach nichts mehr gegeben.

„Das will ich doch einmal sehen", sagte sie. „Steh erst nur auf und geh mit. Derweil du dich anlegst, koch' ich die Erdäpfelsuppe."

Als sie hernach auf dem Wege ins Gericht zum Bruckmüllerhause kamen, kehrten sie bei diesem zu. Der Müller saß in seinem dicken Schafhautpelz beim Küchenherd und aß behäbig Kaffee mit Heidensterz. Daneben stand die Müllerin und schürte das Feuer.

„Du wirst schon verzeihen, mein lieber Bruckmüller", sagte die Waldbäuerin zu ihm. „Ich bin auch noch auf der Welt. Der Handel geht zurück. Mein Mann hat's halt unüberlegt getan, weil's uns just ein bissel zwickt. Und weil ich Mitbesitzerin bin, gehe ich jetzt schnurgerade nach Kindberg zum Gericht, wenn du den Kaufbrief nicht willig hergibst."

„Da ist er", antwortete der Müller und zog den Schein aus seiner Brieftasche. „Schau' ihn an, ob er's ist und dann zerreiß' ihn, wenn du willst. Unterschrieben ist er eh noch nit. Mir ist nix um euer Gast-

häusel, hab's nur kaufen wollen, weil ich gesehen hab', daß ihr Geld braucht."

Das sprach der Mann ganz ruhig und ohne jede Gereiztheit, so daß die Waldbäuerin sich ein wenig schämte, ihn gleich so scharf angefahren zu haben. Sie sagte nun zu ihrem Manne: „So gib ihm das Geld zurück."

Recht zögernd langte der Waldbauer in seinen inneren Rocksack. „Das kommt mir wohl sauer an."

„Ich bin kein Stein", sprach nun der Müller, dieweilen er mit dem Tischtuch seinen Löffel abwischte. „Wenn's euch gar arg zwickt, so leih' ich euch das Geld gegen fünf von hundert im Jahr."

„Du bist ein Tor! rief die Müllerin drein und warf ein paar Scheiter in das Herdfeuer, daß die Funken stoben. „Fünf von hundert, das zahlt jede Sparkasse. Der Waldbauer soll sechs geben!"

„Es ist wahr, ihr könnt mir sechs geben", entschied der Bruckmüller. So durfte mein Vater diesmal das Geld in der Tasche behalten und die Mutter war wieder Mitbesitzerin des Gasthäusels. Zufrieden gingen sie miteinander heim.

Auf solche Weise war zu den alten Gläubigern ein neuer gekommen, und zwar einer zu sechs Prozent. Als die anderen Gläubiger wahrnahmen, daß der Bruckmüller Zinsen verlangte, taten sie es auch. Zinsen waren bishin im Waldlande etwas Unerhörtes gewesen, nun aber fand der neue Brauch Eingang, und das war das Ende. Das nächste fruchtbare Jahr half nicht mehr viel; was einkam,

das holten sich die Gläubiger. Die Dienstboten hatten sich auch allmählich vom „Erdäpfelbauer" abgewendet, denn in der Nachbarschaft gab es bessere Plätze. Nur der alte Simon blieb, der mit seinem einzigen Auge immer noch mehr Gutes sah auf dem Hofe, als andere mit zwei. Er sagte zu einem Kameraden, auf diesem Hofe gehe es zwar arm her, aber verträglich und friedlich — und das sei sein Wohlgefallen.

Wenige Jahre noch und der Frieden im Waldbauernhause war zu groß geworden. Es rührte sich nichts am Hause, als nur die Brennesseln und der Hollunderstrauch, wenn der Wind ging. Und es rührte sich nichts im Hause, als etwa ein Spinnengewebe, wenn die Luft durch die Fugen strich.

Der Kirschbaum.

Wer hätte nicht die Bäume lieb? Aber ich trage zu einem besonderen Baume eine heimliche Liebe. Er steht nicht im Walde, er gehört nicht zum Walde, er ist ein Hausbaum. So wie es wilde Tiere und Haustiere gibt, so ist's auch mit den Bäumen. Es gibt Bäume, die zahm und freundlich zum Menschen stehen und ohne Menschen nicht leben können. Auch wenn sie von diesem nicht gerade Hege und Pflege finden, sie bleiben bei ihm. Wo der Mensch in die Wildnis dringt, da folgen sie ihm gleichsam unsichtbar nach. Wo er den Urwald rodet, da sind sie schon am Zeuge, um mit neuem Gepflanze des Menschen Heim zu bekränzen. Kaum steht das neue Haus, so sproßt am Rande auch schon die Hagebutte und am Gemäuer der Hollunder. Am Bächlein wuchert die Weide, am Gartenrand der Vogelbeerstrauch und am Wiesenhage die Esche. Die Obstbäume lassen sich laden und Ehre erweisen, bis sie kommen und erstehen. Aber sie kommen doch oder — auch nicht. In unseren nördlichen Alpen wollen sie über sieben- und achthundert Meter nicht hinan. Der Apfelbaum, der von einem Hochberghof etwa geladen ist, läßt sich entschuldigen, er könne die scharfe Luft

nicht vertragen, und schickt dafür den Holzapfelbaum. Der Birnbaum macht's ähnlich und sendet den Holzbirnbaum hinauf. Aber „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen". Es kümmert sich niemand um sie, als etwa einmal ein kluger Bauer, der guten Essig haben will. Von den edlen Apfel-, Birn-, Zwetschken- oder gar Pfirsichbäumen besucht keiner ein Menschenhaus, das tausend Meter hoch auf dem Berge steht.

Nur der Kirschbaum.

Diesen geht es an, wenn ich sage, er ist meine heimliche Liebe.

Am Hause dort oben stehen Eschen, ihre Blätter fressen die Rinder gerne. Es stehen die Ahorne, deren Laub ist für die Schafe gut. Es stehen die Lärchen, deren Zweige benagen die Ziegen. Es stehen die Fichten und die Tannen und die Kiefern, deren bitteres Genadel will niemand kauen und die leckerigen Knaben gehen leer aus. Und siehe, dort hinter dem Stall am Wiesenhang steht ein Kirschbaum. Er ist rot besprenkelt über und über, durch alles Geäste hindurch, im dunkelgrünen Blätterwerk Millionen von roten Punkten, die — näher besehen, glänzen, als wären es feurige Sternlein. Das sind die kleinen, süßen, würzigen Wildkirschen. Der Baum hat weitum im Lande vornehme Vettern; die sind in den Adelsstand erhoben und tragen Kirschen so groß wie die Pflaumen, und sie sind die Freude der Jungen und der Gewinn der Alten. Aber ihr Fleisch ist wässerig und hat nicht das glühende Blut; so süß und so würzig sind sie nicht wie die kleinen Wildkirschen, die hier der

Baum auf der Hauswiese den armen Bergknaben beschert. Ganz umsonst beschert, ohne daß jahraus jahrein eine Hand sich rührt, um den Baum zu hegen. Also ist es, daß in dem ungeheueren Früchtegarten des flachen und hügeligen Landes ein einziger Baum daran gedacht hat, die oben im kalten Gebirge würden auch einmal etwas Süßes haben mögen; und er ist hinaufgestiegen und gibt, wenn der Spätsommer kommt, mit hundert Händen seine köstliche Frucht.

Und wenn der Alpenknabe später in die weite Welt geht, von allen Früchten genießt und an allen Süßigkeiten nascht — den Wildkirschbaum daheim am Vaterhause vergißt er nimmer, dem bewahrt er die heimliche Liebe. Nur im Frühherbste war damals dem Baume auf der Wiese das Herz zugewendet worden, die übrige Jahreszeit hatte man nicht viel nach ihm ausgesehen — war er doch wie andere Bäume auch: im Winter kahl, im Sommer grün. Aber nun, in späten Tagen, da der alte Knabe den Kirschbaum einsam und verlassen stehen weiß hinten in den Bergen an der Ruine des Hauses, nicht mehr auf sonniger Wiese prangend, sondern mitten unter Erlengebüschen und jungen Lärchen, in aufwuchernder Wildnis erstickend — nun denkt der in die Fremde verschlagene Alpensohn wieder einmal an jenen Baum, wie er still und anspruchslos hat dahingelebt und wie viele Freude er hat ausgeteilt. So gedenkt man manches Freundes, wenn es schon zu spät ist.

Zur Winterszeit, ja, da war er kahl gewesen. Auf den Ästen die Wulsten des Schnees, an den

Zweigen die feinen Nadeln des Reifes, als wollte er im Wintertraume einmal ein wenig Nadelholz spielen. Die Krähen und die Dohlen flatterten darüber, setzten sich ins Gezweige und stäubten den Schnee herab. Der Knecht sucht wohl einmal seinen alten Kugelstutzen hervor, um so ein krächzendes Getier zu erlegen, aber die alte Ahne ruft: „So warte nur, bis der Vogel auf den Fichtenbaum hinüberfliegt; du weißt doch, daß man nicht auf den Kirschbaum schießen darf.“ Das ist für junge Leute die einzige Kunde davon, daß die Alten den Hauskirschbaum heilig gehalten haben. So heilig, daß er selbst den Raubvögeln ein Gottesfrieden gewesen ist. Im Frühjahre blühten auf der Wiese schon die Dotterblumen und die Maßliebchen und die goldigen Krönlein des Löwenzahns, als der Kirschbaum noch immer kahl dastand, als wäre er im langen Winter über gestorben. Wer aber nur näher zusehen wollte, wie die Spitzen der Zweige zu schwellen beginnen — und eines Tages steht der Baum in einem weißen Schleier, wie die Braut, die zum Altare will. So dicht sind alle Äste und Wipfel eingehüllt von den weißen Röselein, daß man kaum das dazwischen und dahinter treibende grüne Laub sieht. Gott schütze uns jetzt vor dem Sturmwind! Wenn über die Almen der Föhn gefahren kommt, daß es vom Baume die Blüten dahinjagt über die Wiese, wie ein Schneetreiben einst im Winter, dann stehen zwischen dünnem Laube bald alle Knospen entblößt und der Knabe mag über's Jahr einmal anfragen, ob er Kirschen bekommen wird.

Oft, gottlob, kommt der Föhn zu früh, da die Blüten noch nicht entfaltet sind, oder zu spät, da das Fruchtknötlein schon anhebt zu schwellen. Fällt auch kein Reif in der Frühlingsnacht, dann, lieber Kirschbaum, gehab' dich wohl über den Frühsommer hinaus. Dein dichtes Geblätter schütze die zarte Frucht vor Hagel und lasse doch recht viel Sonne drauffallen, bis die Kirschlein — reif werdend — anfangen zu erröten. Sie wiegen sich auf langen Stengeln und werden glänzend rot „wie Karfunkel". In Träubchen zu zweien, dreien, vieren und fünfen, so schaukeln sie sachte im lauen Sommerwinde. Die Jungmagd, sie mäht auf der Wiese Gras, bemerkt die ersten reifen. Sie streckt den Rechen aus und zieht den Ast herab und erhascht den Zweig, und wie sie schon das Träubchen pflücken will, steht der Jungknecht da und hält gerade den Mund so auf, daß die Kirschen wundersleicht hineinkommen. Er schmatzt mit der Zunge und lacht, sie schimpft ihn einen Raben und lacht auch. Denn sie weiß, der Jungknecht ist einer, der Gestohlenes reichlich gutmacht. So klettert er denn jetzt, mit Armen und Knien sich festklemmend, den Stamm empor, steigt am Ast hinaus, der sich biegt unter solcher Last, pflückt Träubchen um Träubchen und läßt sie niederfallen. Die Jungmagd steht unter dem Baum im Schatten und hält ihr Schürzlein auf. — Von jetzt an hat der Baum keinen Mangel an Besuchen. So oft ein Knecht sein Viertelstündchen freie Zeit findet, steigt er auf den Kirschbaum und unten hagelt es von Kernen, wenn sie der Knecht nicht etwa samt und

sonders verschluckt. Der Hausvater bindet die Schürze zu einem Sack, steigt auf den Baum und pflückt die Kirschen handvollweise hinein, damit sie dann die Hausmutter am Herde zu einer schmackhaften Suppe verkochen kann für den Leutetisch. Aber der Baum hilft sparen; damit seine Frucht nicht in wenigen Tagen verzehrt werde, läßt er sie nicht auf einmal, vielmehr nach und nach reif werden, zuerst die sonnseitigen, später die im Innern des Laubes verborgenen, so daß er wochenlang in der Lage ist, die Gäste zu bewirten. Wer nicht innerhalb im Gestämme und Astwerk hinaufsteigt, der legt eine lange Leiter an, nimmt einen Hakenstock mit und erreicht die entlegensten Zweige. Und sollten immerhin an dem stattlichen Baum etliche Gegenden übrig bleiben, deren Frucht dem Menschen nicht erreichbar ist, so kommen die Vögel und picken Kirschen. Sie halten nicht reinen Tisch, picken die Früchte nur zur Hälfte auf, die andere Hälfte mit dem halb bloßgelegten Kern lassen sie am Stengel hängen zum Ärger der nachkommenden Gäste.

Endlich kommt der Herbstreif. Der frißt nicht bloß Kirschen, sondern auch Laub; die Blätter beginnen sich abzulösen und tänzeln auf die feuchte Wiese hin und die nach oben bleiben, werden gelb und leuchten rötlich wie Goldmünzen, gleichsam: Einen Dukaten für eine Kirsche! Aber es ist keine mehr oben, oder hier und da noch eine eingerunzelte, verdorrte. Der erste Schnee findet den Kirschbaum bereits kahl und die moosigen Äste und dünnen vielgekreuzten Zweige stehen nackt und leblos in den Nebel hinein.

Wenige Wochen steht er so; aber mitten im Winter kommt den Menschen schon wieder die Sehnsucht nach blühenden Bäumen. Am Barbaratag im Dezember ist es, daß die Jungmagd über den hohen Schnee hinausgeht, vom Kirschbaum einen Zweig bricht, ihn in ein Wasserglas steckt und in der Stube über den Ofen stellt. Ihre Freundin, die Augustina, hat ihr das so geraten. Vielleicht wird etwas! Nach drei Wochen ist das liebe Christfest und siehe, der Kirschbaumzweig blüht. Er blüht in weißen Röslein, wie einst im Mai und es ist, als ob von diesen Röslein ein sanftes Licht ausginge über die dunkle winterliche Stube. — Der Jungmagd ist still wonniglich. Nicht jedem Mägdlein gelingt es, daß solcherweise der Kirschbaumzweig blüht. Der es geschieht, von der sagen die Hausgenossen in Scherzen und Ernsten, im nächsten Jahr werde ihr der Brautkranz geflochten. Der Jungknecht scherzt nicht so, er schweigt. Aber schon nach Heiligdreikönig, wenn der Fasching angeht, macht er die Weissagung wahr. In großen Bauernhöfen paaren sich nicht bloß Herr und Frau, sondern auch Knecht und Magd und sie bilden in der alten Familie eine junge — einen Abzweiger am Stamme. Allen gemeinsam ist die Gesindestube und der große Leutetisch und — der Kirschbaum.

Nach wenigen Jahren, während die Magd auf der Hauswiese den Klee mäht für ihre Kühe und der Knecht zur Feierabendzeit auf dem Kirschbaum herumklettert, hockt unten auf dem Rasen schon ein blondlockiges Bübel. Manch rotes Träublein fällt nieder

ins grüne kühl duftende Gras. Der Kleine hascht danach und jubelt. Der Knecht sieht hoch in den Zweigen große glänzende Kirschen, auch die will er noch haben für sein Knäblein. Er steigt den langen Ast hinaus — dieser kracht, bricht, der Knecht stürzt herab und schlägt in wuchtigem Falle sein Haupt in die Erde. — Da wird der Rasen rot, aber nicht von den Kirschen. Die Leute kommen und tragen ihn schweigend ins Haus.

Auch die Magd ist schweigend. Nur in den Nächten, wenn sie ihren Arm um das süß schlafende Kind schlingt, da muß sie bitterlich weinen. Aber sie will's verdrücken, daß man's nicht sollte hören in der Nebenkammer. — Wohl freilich hart sind die Jahre, die nun kommen, sie sagt es niemandem, wie hart. Mit einundzwanzig Jahren wird der blonde Bursche Soldat. Er schreibt der Mutter drei- oder viermal des Jahres und sie antwortet ihm, daß sie frisch und gesund sei, bis plötzlich ihre Antworten ausbleiben. Sie war beinahe unversehens alt geworden. Was die herbe Arbeit von ihr übrig gelassen, das hat eine kurze Krankheit verzehrt. Der alte Bauernhof auf der Höhe wird an einen Baron verkauft, dieser will dort nicht hausen und bauen, das durchaus nicht, sondern Rehe und Hirsche schießen. Der Wald rückt zusammen um die Ruine, auf dem Herde wächst Holler, in der Stube die junge Lärche. Und dort am Wiesenrain zwischen Erlsträuchern und aufwuchernden Jungfichten halb erstickt steht der Kirschbaum. Er hat nur mehr wenig Laub. Seine Äste bleiben kahl auch im Sommer; statt

des Blätterschmuckes hängen graue Flechten nieder. Die wenigen grünen Zweige wollen nicht mehr blühen. Seit die Menschen fort sind, will den Baum nichts mehr freuen. Aber ganz sein lassen mag er alte Gewohnheiten doch nicht und auch der Kirschbaum hat seinen Johannistrieb noch in später Zeit mitten in der Wildnis. Die Krone ist ja ein wenig grün und trägt im Frühjahre noch manch weißes Blütensternchen. Und wenn das Jahr gnädig ist, so wiegen sich hoch über dürrem Astwerk etliche leuchtende Kirschlein. Der Soldat ist nicht mehr zurückgekommen ins arme, schöne Land seiner Kindheit; in einer Kanzlei ist er Schreiber geworden, hat die Zufriedenheit des Waldlandes für sich in die Stadt verpflanzt und ein leidliches Leben geführt.

Zu diesem Menschen kommt eines Tages ein altes Weiblein und bringt ihm ein Körbchen voll roter Wildkirschen. Auf dem Kirschbaume des Hochberghofes seien sie gewachsen. Sie wäre die alte Augustina, eine Jugendfreundin seiner seligen Mutter. Sie habe erfahren, daß er in der Stadt ein Herr Schreiber geworden sei und habe sich gedacht, vielleicht freue es ihn, wenn er von jenem alten Kirschbaum noch einmal einen Gruß bekäme.

Mit wahrer Andacht hat der Mann die Kirschen gegessen. Sie waren so wundersam süß, wie seit seiner Kindheit ihm nichts mehr so süß gewesen. Aber der Tropfen, der dabei über seine Wange rann, war bitter. — Du lieber, treuer Kirschbaum im wilden Walde!

Die goldene Ehrmesse.

Das Gewühl der Straße. Die Fußgänger heben hoch ihre Beine, ihre Kleider, um vom spritzenden Schmutz nicht zu sehr verunreinigt zu werden. Die Regenschirme über den Häuptern sind so dicht, daß sie sich ineinander verwirren, verhäkeln und doch dringt das Nasse, halb Regen, halb Schnee, überall durch und legt sich an die Kleider. Trotz des Lärmgemenges kommt von der Höhe gleichsam mit den Flocken herab ein helles Klingen. Vom Turme der Stadtkirche, der in den Nebel hineinsteigt, so daß sein Helm nicht mehr zu sehen ist, von dort herab kommt das festliche Glockengeläute.

Ist nicht Werktag heute? Was sagen sie? Wozu rufen sie? Merkwürdig, daß man's den Glocken anhört, ob sie zu einer Trauer oder zu einer Freude läuten. Geht vom Läutenden eine Seele aus, durch den Strang, durch das Metall, durch die Luft, ins Ohr des geschäftigen Weltkindes auf der Straße? Du warst schon lange in keiner Kirche mehr. Deine glückselige Welt einst — in längst vergangenen Tagen. Und jetzt, wenn du es versuchst und hineingehst, ver-

scheucht dich immer etwas aus dem heiligen Hause. Betrübt gehst du hinaus und denkst: Es ist vorbei. Es ist ein Abgrund dazwischen und wie Liebe und Sehnsucht auch Brücken darüber wollen bauen, ein hartes, kaltes Eifern reißt alles wieder ein.

Willst du es nicht doch wieder einmal versuchen? Aus diesem Unwetter, aus diesem schmutzigen Jagen der Straße — flüchte dich in die Kirche.

So bin ich hineingegangen.

Die große Kirche war voll von Menschen, die in feierlicher Stille auf etwas warteten. Zahllose Lichter erhellten schon den Raum bis hoch hinauf zwischen den schlanken Pfeilern ins dunkle gotisch gerippte Gewölbe. Auf allen Altären, auf allen Kronleuchtern, an allen Bildnissen Lichter, von denen ein warmer, heimlicher Hauch ausging. Einen weißbärtigen Küster im roten Chorrock, der eben mit dem Anzünden des letzten Kronleuchters fertig geworden war und nun sein Wachsluntchen auslöschte, fragte ich flüsternd, was es für ein Fest sei.

„Die goldene Ehrmesse des alten Herrn," antwortete der Alte vernehmlich, so daß mehrere umschauten und sich vielleicht darüber wunderten, wie einer da war, der es noch nicht gewußt hatte. Die goldene Ehrmesse, das ist gleichsam die goldene Hochzeit des Priesters, die Jubelmesse fünfzig Jahre nach der Primiz. Das war mir nun gerade recht, denn so was hatte ich noch nie geschaut. Ein lehrhaftes Frauchen, das neben mir stand und mit meiner Unwissenheit Mitleid hatte, winkte, ich möge das Haupt

zu ihm niederbeugen und dann flüsterte es mir ins Ohr. Der alte Herr, das sei ein Landpfarrer aus dem Gebirge, der seine alten Tage nun in der Stadt als armer Messepriester zubringe. Weil er gerade fünfzig Jahre lang Priester sei, so habe der hochwürdige Herr Propst ihm diesen Ehrentag veranstaltet. — Da schellte auch schon das Sakristeiglöcklein und die Orgel entlud ihren klingenden Strom durch die Hallen. Die Menge wurde von Ordnern zurückgestaut, daß sich durch die Kirche eine Gasse bildete, und nun erschien der Zug. Weißgekleidete Jungfrauen mit Lilien in den Händen und priesterliche Embleme auf Samtkissen tragend. Sie hatten Schleier über den Gesichtern, die noch rosig durchschimmerten. Der Paare sechs zählte ich. Dann kamen etliche Bauernleutchen, ein paar gebückte Greise in Gebirgstracht, einige alte Weiblein und mehrere schmucke Burschen, das Haar glatt über die Stirn herabgestrählt und mit befangen gesenkten Augen, als schämten sie sich ein wenig der Ehre, die auch ihnen heute in dieser herrlichen Stadtkirche zuteil wurde. Das waren die Verwandten des Jubilars. Nach diesen kamen die Priester in weißen Chorröcken und mit Lichtern in in den Händen. Sie gingen zu Paar und Paar und die Reihe wollte nicht enden. Nun kamen ältere Herren im Ornat und mitten unter ihnen, der kleinste von allen, eine gebückte Greisengestalt, der Jubelpriester. Er war in schwerem, reichvergoldetem Meßgewande und auf seinem Haupt mit dem dünnen schneeweißen Haar trug er eine Krone. Kunstvoll war sie gefloch-

ten und das schimmerte und funkelte zart in ihr, als seien die himmlischen Edelsteine, die Sterne in sie verwoben worden. Mit gefalteten Händen, das glatte, wohlgefärbte Antlitz erdenwärts gerichtet, so schritt er demütig dahin, dem prangenden Hochaltare zu. Ich hatte ihn nur einen Augenblick gesehen; auf die Zehen stellte ich mich, sah zwischen den hochaufrechten Assistenten aber nichts mehr als die schwankende Krone.

Dann begann die Messe. Durch sachtes, beharrliches Zwischendurchgleiten gelang es mir allmählich, vorzudringen bis ans Altargeländer. Das wollte ich doch gerne sehen, wie im Angesichte des Jubilars die Freude über diesen Festtag, den so wenige erleben, sich zeigte. Ich sah nichts als tiefe, stillbeglückte Demut. Mit leise zitternder Andacht schien er das hochheilige Opfer zu vollbringen. Die Krone hatten sie ihm vom Haupt genommen und auf einen Tisch hingestellt. Im Kreise der Priester, wovon ihm einer das Buch vorhielt, las er leise, mit der Stimme vibrierend, das Evangelium. Und als er am Altartisch mühesam sich stützend das Knie beugte, unter leisem Klange des Glöckleins langsam die Hostie emporhob und dann den Kelch emporhob — da ist mir nach vielen, vielen Jahren wieder einmal jener heilige Schauer durchs weltliche Herz gegangen . . . .

Dann war in der Kirche die atemlose Stille, bei der er leise das Paternoster sprach. Hernach wendete er sich um, bei aufgerichtetem Körper breitete er die Arme aus, öffnete sein Auge, schaute ruhig und milde über die Menge hin: Dominus vobiscum!

Und nun, an dieser Miene, an diesem Auge habe ich ihn erkannt. Nach mehr als vierzig Jahren wiedererkannt.

In den Fünfzigerjahren war zu Krieglach ein junger Dorfkaplan gewesen. Wenn er so in seinem kurzgeschnittenen dunklen Haar mit den großen braunen Augen auf der Kanzel stand und mit ruhiger Eindringlichkeit das Evangelium auslegte oder mit dem Kruzifix in der Hand den Segen sprach, da war er anzuschauen wie der heilige Aloisius daneben auf dem Wandbilde. Er war sehr schön, sehr gütig und sehr ernst und die Fenster seines Zimmers blühten den ganzen Sommer wie ein Garten, so viele lebendige Blumen und Rosen hatten die Frauen ihm zugetragen. Er verstand sie nicht zu begießen, ließ die Gewächse immer welken und gab sich seiner Seelsorge hin. Aber sie welkten nicht, die Spenderinnen haben dafür stets Sorge getragen.

Der junge Priester hielt es so gerne mit den kleinen Menschenkindern und wo er ging und stand, überall liefen die Kleinen herbei, um ihm die Hand zu küssen, wobei er eins oder das andere festhielt und ausfragte, wie es daheim gehe bei dem kranken Vater oder bei der blinden Großmutter. Auch der Waldbauernbub aus Alpl war bald mit ihm bekannt geworden, dem hatte der gute Kaplan ein Schwesterlein getauft und ein Brüderlein ins Grab gesegnet. Den Vetter hatte er mit der „Muhme" getraut und an Sommersonntagen war er nach Alpl gekommen und hatte in einem Baumgarten Christenlehre gehalten.

Eine solche Christenlehre im Freien ist anders wie die Predigt in der Kirche. Die Leute rücken nahe zusammen um den Priester und es gibt Frage und Antwort. Man darf, hörte ich, sogar fragen, wenn etwas nicht verstanden wird und seine Meinung sagen. Bei der Christenlehre selbst fragte der Waldbauernbub nicht, weil ihn die Anwesenden befangen machten, aber nachher, wenn er den Kaplan durch Wälder und über die Berge nach Hause begleiten durfte, gab es gar wunderliche Religionsgespräche zwischen beiden. Manchmal hat der ernsthafte Priester wohl geschmunzelt, wenn das Bauernbübel gar zu ungeduldig und radikal interpellierte, wie es denn eigentlich sei mit Himmel und Hölle? und ob man in die Hölle käme, wenn man zwei Feldrüben gestohlen und sie nicht gebeichtet hätte? Ich vermute fast, der Bub hatte gerade an diesem Fall ein persönliches Interesse. — Aber es lag ihm auch etwas anderes an. In schönen Kirchen bei Glocken- und Orgelklang, bei Bildern und Lichtern, hochgeehrt wie ein Heiliger schon auf Erden im Reiche Gottes zu sein — das war so das Ideal jenes Waldbübleins.

Der Kaplan nahm den Knaben manchmal mit in den Pfarrhof, zeigte ihm Bücher und ließ ihn manches davon mit ins entlegene Waldhaus nehmen. Der Bub staunte, daß darunter auch Bücher waren, die sich nicht mit Gott und Kirche befaßten, vielmehr weltlichen Inhalt hatten. So — nach dunklem Erinnern — die Geschichte der Pfalzgräfin Genoveva, so die Gedichte von Friedrich Schiller, so die Anleitung zur

Milchgewinnung und Käserei, so das Schulmeisterlein Wutz von Jean Paul, so die Gründung von Karlsruhe, so eine Lebensbeschreibung Friedrichs des Großen, so die Geschichte vom daumenlangen Hansel.

Das war eine neue Welt für den Waldbauernbuben und jetzt kam ihm der liebe Kaplan, der auch solche Sachen im Kopf hatte, ganz anders vor. Viel vertraulicher und menschlicher, beinahe wie einer, dem man nicht bloß die Sünden, sondern auch die heimlichen Freuden und Wünsche anvertrauen durfte. Jetzt wollte er es gelegentlich wagen, mit ihm über Herzensangelegenheiten zu sprechen. Die Herzensangelegenheiten bestanden darin, daß er, der Bub, eine Legende des heiligen Joachim gedichtet hätte und daß er — die zweite Bedrängnis kam ihm noch schwerer an zu gestehen. Und eines Tages, als der Bub ausgeschickt wurde, um den Geistlichen zu einem Schwerkranken zu holen, wollte er unterwegs so beim Laternenlichttragen und Klingeln von seinem Anliegen sprechen. Der Kaplan gebot ihm Schweigen. „Auf dem Hinweg, wenn das Allerheiligste bei uns ist, müssen wir andächtig beten, auf dem Rückweg nachher kannst schon plaudern." Aber auf dem Rückweg nachher erbot sich ein mit seinem Hunde nach Krieglach heimkehrender Jäger, den Geistlichen zu begleiten und ihm Tasche und Laterne zu tragen. Der wird von Rehen und Hasen und Füchsen Wichtiges erzählt haben, der Waldbauernbub mußte sein Anliegen wieder allein bezwingen wie vorher. Später hat sich auch keine Gelegenheit mehr ergeben zu gestehen, daß

er halt gar so gern nach Graz in die Studie kommen und geistlich werden möchte, und was da zu machen wäre? — Denn der Kaplan wurde auf einen anderen Posten übersetzt, weit ins Gebirge hinein, und der Bub hat ihn nicht mehr gesehen.

Nicht gesehen bis an diesem Tage, da jener liebe, junge Kaplan jetzt dort am Altare stand als Jubilar und die fünfzigjährige Ehrenmesse las. Er hatte noch das ernsthafte Gesicht. Aber das Haupt war mit dünnem weißen Haar bedeckt und der Nacken gebeugt. Um den Mund, der so manch freundliches Wort einst zum armen Waldbauerbuben gesprochen, war noch der milde, gütige Zug.

Nun traten die Priester seitlings hin und setzten sich auf seidene Sessel, in der Mitte der Jubelgreis, wohl gebeugt von der Last der Ehren, die er heute zu tragen hatte. Einer der älteren Geistlichen bestieg die Kanzel und hielt eine Anrede. Er erzählte den schlichten Lebenslauf des Jubilars, der in treuer Seelsorge auf dem Lande seine Jahre hingelebt hatte. Ein recht armer Lebenslauf und doch gesegnet und doch reich an Freuden. Der Redner sprach dann im allgemeinen von den hohen Freuden eines katholischen Priesters. „Er lebt abseits von den rohen Kämpfen der Welt im Hort der katholischen Kirche, deren Satzungen er gehorsam vollführt und die für ihn viele Verantwortung trägt. Die ganze Kirche steht für ihn ein und was er auf der Lebensstraße etwa sammelt an Seelen und an Gütern, das bringt er der Kirche heim. Es ist zwar ein dornenreiches, aber

auch friedensvolles Leben, ein Seligsein schon auf Erden. Er ist gefeit vor Kummer ums Brot. Er ist befreit von jener Sorge, die alle in den Staub zieht, von der lästigen, widerlichen Familiensorge —!"

„Oho!" Beinahe hätte ich ihn mit solchem Ausrufe unterbrochen.

Von den lästigen, widerlichen Familiensorgen! Mit diesem Worte wurde der Steg wieder einmal weggerissen, den Liebe und Sehnsucht über den Abgrund bauen wollte. Da gähnte wieder der unheilvolle Bruch zwischen Priester und Menschen. Jenes Herzensanliegen, aus dem das heiligste Leid und die reinste Freude quillt — widerlich! Die Familie! Ja, wer diese Quelle des Menschentums, seiner Konflikte, seiner Aufopferung, seines Sieges nicht kennt oder nicht ehrt, der weiß ja gar nicht, was das heißt, Mensch sein und sich für den Nächsten verbluten! — Guter Greis auf der Kanzel, ein solches Wort hättest du nicht sollen sagen. Gewiß hast du es gut gemeint, du verstehst eben die Gefühle von Vater und Mutter nicht. Freilich würde ein Mann ohne Familiensorgen besser schlafen und leichtfertiger in den Tag hineinleben, freilich würde er, falls er sonst Talent dazu hätte, sich viel leichter in die süßen, weichen Ideale hineinträumen, wenn ihn die kranke Frau, die hilflosen Kinder nicht mit herben Ketten an die Erde fesselten. Aber ich denke doch, daß ein rechter Familienvater dem Willen Gottes näherkommt als ein anderer, der durch sorglose Beschaulichkeit im Schoße Gottes zu ruhen meint. Es sei nicht damit gesagt, daß letzterer un-

recht hätte, aber ich für meinen Teil ziehe die Familienstube, wo die Kleinen zu mir kommen, der Zelle vor. Du, lieber Festprediger, kommst mir gewiß mit jenen evangelischen und paulinischen Aussprüchen. Ich kenne sie und meine, daß sie die Ehe des Altertums im Sinn gehabt haben. Seither — besonders bei den Germanen — hat das Familienleben sich geändert. Die Ehe hat wohl nicht mehr bloß eine Leibes- sondern auch und vielmehr noch eine Seelengemeinschaft zu bedeuten. Es ist eine andere Art der christlichen Nächstenliebe und ein gemeinsames Bestreben, die Kinder zu braven und tüchtigen Menschen zu erziehen. Sorgen macht das freilich, aber sind es nicht auch Seelsorgen? Ist das geistliche Amt des Familienvaters nicht eben so bedeutsam für die Menschheit als das des Priesters? Nein, daß der katholische Priester die Sorgen und Würde des Familienlebens ablehnt, das ist nicht gut.

Nun habe ich ein wenig gezankt. Aber das soll uns die Stimmung an der goldenen Ehrmesse nicht verderben.

Nach der Ansprache auf der Kanzel wurde unter Weihegesang die Messe weiter zelebriert und dann mit einem Te Deum laudamus geschlossen. Unter diesen hehren Klängen und als ich wieder dem Jubilar ins Antlitz schaute, ist das gestörte Gleichgewicht wieder eben geworden und als hernach bei aufsteigenden Weihrauchwolken dem Greise die Monstranze in die Hände gegeben wurde und er damit die Menge segnete, da fühlte ich den Segen ordentlich auf mich

niedertauen, denn das wußte ich, der Segnende glaubt ans Heiligtum und in Liebe betet er für alle, so da ihr Haupt neigen.

Dann haben sie vom Tische die Krone genommen und ihm auf das Haupt gesetzt. Und also wallte der Zug wieder durch die Kirche: Die Kranzjungfrauen, die Verwandten, die Diakone mit den Lichtern, die Priester in strahlendem Ornat, zwischen ihnen der Greis, der mit erhobenen Fingern nach rechts und nach links die Menge segnete, als wäre er an diesem Tage, in dieser höchsten Stunde seines ganzen Lebens, mit der Würde und Gnade des heiligen Vaters belehnt.

Der Zug verlor sich im Tore zur Sakristei. Dort werden sie, die Berufsgenossen, ihn alle noch beglückwünscht haben. Die paar alten Verwandten mit ihren jungen Nachkommen werden den Tag über wohl bei ihm geblieben sein zur heiteren Feier. Dann sind sie fortgegangen ins freie, frischbewegte Leben hinaus. Und der Greis ist zurückgeblieben allein in der Zelle, ohne Bruder und ohne Schwester, ohne Weib und ohne Kind — —. Einsam der dunklen Pforte Gottes entgegenwankend — aber als Stütze und Stab das Bewußtsein treuerfüllter Lebenspflicht.

Ein Wildling Christi.

Gregor, der Hirtenhauser auf der Niederalm, hatte endlich glücklich abgewirtschaftet. Das zerlemperte Gütel hatte er seiner Tochter übergeben, diese ihrem Mann, und der Alte hatte sein Ziel erreicht — er war der irdischen Sorgen und Güter frei geworden und konnte sich den himmlischen Freuden hingeben, mit denen er längst umgegangen, die ihm das kindliche Gemüt bewahrt, aber ihn um Haus und Vieh gebracht hatten. Er war ihnen dafür dankbar. Wozu braucht der Christenmensch solche Sachen! Hat der Apostel Jacobus ein Haus gehabt? Oder der heilige Josef ein Vieh? Man liest nichts davon. Dach findet der Mensch, dessen Hut der Himmel ist, überall. Und wo er um einen Löffel Suppe zugesprochen, da hatte er stets auch die Brocken dazubekommen. Der Gregor war ein kluger Mann, doch benützte er seine Klugheit nicht, um zu gewinnen, was Sorgen macht, vielmehr um die Sorgen und ihre Ursachen zu verlieren. Sein Lebtag war's ihm nicht so gut ergangen, denn jetzt als Bettelmann. Bettelmann? Ein Mann Gottes wollen wir werden, wenn

uns nicht etwa die Demut abhanden kommt. Des Frommen größte Gefahr, er fürchtete sie, ist heimliche Hoffart.

Der Halter-Gregl, wie er genannt war, hatte für sein gottseliges Leben einen besonderen Hinterhalt, an den er sich aber bisher nicht gelehnt. Sein einziger Bruder war Ordenspriester im Stift Hubertusbrunn. Seit der Gregl damals brieflich angesucht hatte, als Laienbruder in das Kloster eintreten zu dürfen und ihm vom Abte die Antwort zurückgekommen war, er möge nur hübsch bei seinem angestammten Beruf bleiben und die Arbeit auf Wiese und Feld zur Ehre Gottes verrichten, das wäre für ihn gescheiter als das Kloster — seit dieser wunderlichen, ganz unpriesterlichen Antwort wollte er mit Hubertsbrunn nichts zu tun haben. Nun war's aber in diesem Stifte anders geworden. Und schon wie anders! Der alte Abt war gestorben, und Gregors Bruder, der Pater Dominikus, war zum Prälaten gewählt worden.

Ob man in der Gegend der Niederalm umherbettelt, wo es doch immer nur in der Runde geht, oder einen mehr geraden Weg nimmt, den Häusern der Straße entlang — für die alten Beine bleibt das gleich. Weiter kommt man aber auf letztere Art. Und kommt wohl gar bis Hubertsbrunn. Ob die Herren dort die Klostersuppe einem wildfremden Menschen vorsetzen, oder dem alten Bruder des Prälaten, das wird für Kloster und Suppe auch gleich sein. Ihm, dem Gregl, wäre doch damit gedient, daß er endlich in den Mauern des Gebets, der Betrachtungen und

der guten Werke für seine letzten Lebenstage könnte Unterschlupf finden.

Also hat der Halter-Gregl seinen Sack genommen und seinen Stecken, und ist barhäuptig, wie er stets gewesen, straßab und talaus gegangen, bis er am dritten Tage im weiten fruchtprangenden Talkessel auf einer Anhöhe stolz und herrlich das Gebäude ragen sah. Es war nicht wie ein Schloß, es war wie sieben Schlösser neben und übereinander, mitten aufragend zwei Türme, eine Kuppel und die Schindeldächer schimmerten wie Silber. Um die Anhöhe schlang sich in Halbrund ein breiter, glitzernder Fluß, kleine Ortschaften und große Gärten einfriedend, die sich hinten in Laubwäldern verloren. Der Gregl saß am Wegrand und wollte von der einen langen Front die Fenster zählen. Bis achtzig oder neunzig kam er hinauf, dann vergingen ihm die Augen.

Und das war Stift Hubertsbrunn.

Der Erzähler ist in Klostersitten nicht recht bewandert, er muß sich auf die Berichte verlassen, die ihm zugekommen von der Geschichte dieses Wildlings Christi.

Am nächsten Tage wußte der Hirtenbauer Gregor schon, wie es da zuging. Aber es gefiel ihm nicht. Über die Aufnahme war so weit keine Klage gewesen. Der hochwürdige Bruder, Seine Gnaden ward er genannt, hatte ihn an beiden Händen gehalten, ihn besorgt angeblickt und gesagt: „Bruder Gregor, du gefällst mir gar nicht. Hast du denn kein besseres Gewand?“

Und der Gregor: „Bruder Benedikt, oder wie du heißt, du gefällst mir auch nicht. Was ich zu wenig am Leib han, das hast du zu viel.“

Denn der Prälat trug einen Talar aus Seiden und Schuhe mit Silberschnallen und über der Brust eine Kette und ein Kreuz aus schwerem Golde. Der hochwürdige Herr lachte zum Ausspruch seines Bruders, tätschelte ihm mit zwei Fingern die abgebrannte Wange und sprach:

„Na na, du bist immer noch der Alte. Glaubst du mir's, daß ich so arm bin, wie du? Dieses Kleid siehe, das deinen Augen Ärgernis gibt, es gehört nicht meiner Person, es gehört meiner Würde. Und das Stift gehört dem Orden. So viel erlaubt mir aber meine Armut, daß ich dich einlade, etliche Tage im Stifte zu bleiben und daß du dir gut sein lassest.“

„Du sagst etliche Tage! Und ich wollte als Laienbruder eintreten, die Kirche ausfegen jeden Tag oder die Glocken läuten, oder wozu ihr mich eben verwenden möget, daß ich dem Herrgott ein wohlgefälliger Knecht sein darf.“

„Tue diese paar Tage gerade einmal, was dich freut, Bruder Gregor. Wie du doch unserem Vater ähnlich siehst, Gott habe ihn selig!“

Und der Alte antwortete: „Wenn du mägerer wärest, kunnt ich dasselbe auch von dir sagen. Unser armer Vater, gelt! Wie sich der hat plagen müssen und sich die Bissen absparen, daß er dich hat können in die Studie geben.“

„Laß es gut sein, Gregor, nach den ersten paar

Jahren hat mich ja schon das Stift versorgt, so daß ich den Orden für meinen wahren Nährvater halten muß."

„Immer einmal wirst wohl doch noch eine heilige Messe lesen für unseren Vater?"

„Wir beten für alle", antwortete der Prälat.

Da deuchte es dem Gregor schier, daß im Stifte auf Blutsverwandtschaft wenig gegeben würde. Trotzdem genoß er die Gastfreundschaft so gut es anging. Zufrieden fand er sich nicht, es war ihm alles zu viel, zu gut, zu weltlich, was es da gab. Des Prälaten abgelegte Hosen und Stiefel, die er geschenkt bekommen, waren immer noch weit kostbarer und vornehmer als das schönste Ostersonntagsgewand, das er je auf der Niederalm getragen hatte. Desgleichen auch die Wäsche, in der so gar nichts von den härenen Hemden und stacheligen Gürteln zu spüren war, die nach seiner Heiligenlegende die Mönche gerne am Leibe gehabt.

Eine einzige Weltsorge hatte der alte Mann noch an sich, die ihn manchmal sehr beunruhigte. Als vor Jahren sein Weib gestorben, hatte sie auf dem Totenbette ihm ein Lederbeutelchen um den Hals gehangen mit der Bitte, daß er es auf dem bloßen Leib trage und nur in höchster Not davon Gebrauch machen solle. Der Gregor versprach das, weil er der Meinung war, es sei ein Amulet darin. Erst später kam er darauf, daß im Lederbeutelchen fünf Dukaten enthalten waren, die das gute Weib dem unpraktischen Mann als Notpfennig hinterlassen hatte.

Dieses Geld nun brannte ihn, erstens aus Besorgnis, daß es sündhaft sein könne, nebst dem beinernen Kreuzlein, das er an der Brust trug, auch Geld dort verborgen zu halten, und zweitens aus Angst, er könne die Dukaten — verlieren. Oft war er daran, diesen Mammon, der ihm so manche Unruhe machte, von sich zu werfen, aber es war ihm leid drum. Und das beunruhigte ihn noch mehr, weil es das Zeichen eines geldgierigen Herzens wäre.

Nicht ungern ging Gregor mit dem Pater Isidor, dem die Landwirtschaft anlag, über die Felder. Da standen an Wegen und Rainen Kreuzsäulen und Heiligenstatuen, vor denen der Gregor zwar nicht den Hut zog, weil er eben keinen auf seinem weißhaarigen Kopf hatte, wohl aber niederkniete, um ein paar Vaterunser zu beten. Pater Isidor achtete nicht darauf, sondern besah sich die herbstlichen Ackerfurchen, ob sie tief genug wären und Erdschmalz hätten, und wenn der Gregor ein Gespräch über die Himmelskönigin Maria anheben wollte, wies der Pater ihm froh gestimmt die weiten Kohlgärten und Rübenfelder. Der Gregor ärgerte sich darüber, hielt sich aber vor: Du hast kein Recht, es ihm zu verübeln, so lange du selbst noch am Gelde hängest.

Ein anderesmal zog er mit dem Pater Hubert aus, der die Flinte auf der Achsel trug, auf dem Kopf den Federhut, und der die Forst- und Jagdangelegenheiten zu besorgen hatte. Als sie ins finstere Gebirge kamen, wo im tiefen Grund ein schwarzer See lag und schauerliche Schroffen in den hellen Himmel

emporstanden, legte der Gregor seine Hände zusammen und sagte die Worte: „Wenn man's betrachtet! Die Allmacht Gottes!"

„Pst!" machte der Pater. „Sie müssen still sein. Dort im Lärchschachen — sehen Sie? Zwei Rehe! Ein altes und ein junges! Und ein — Gott verdamm' mich, hätte ich bald gesagt, wenn das kein Bock ist, dort hinter dem Fichtenbusch. Ah, sapperment!" Er riß die Flinte von der Schulter, durfte aber nicht schießen.

„Sie müssen dableiben bis zur Jagd!" sagte er zum Alten, „da sollen Sie einmal sehen, wie es purzelt! Da geht's lustig her!"

„Tun Ihnen die armen Tiere denn nicht erbarmen?"

„Gott hat alle Kreatur erschaffen zur Freude und zum Nutzen des Menschen."

Dachte sich der Gregor: An Gott denkt er halt doch. —

Dann suchte er weiter unter den Mönchen des Stiftes. Einen würde er doch finden, mit dem sich auch was Erbauliches reden ließe. Freundlich waren ja alle mit ihm, doch wenn er des Rosenkranzbetens erwähnte, sprachen sie vom Kugelschieben; wenn er der Wallfahrten gedachte, kamen sie auf Scheibenschießen und Fischfang, und wenn er über die Notwendigkeit des Bußwirkens sprach, meinten sie, das wäre brav von ihm, nur solle der Mensch die lieben Gottesgaben auch nicht verschmähen, und machten sich mit Behagen an den Krug. Freilich sah er, daß sie

zu gewissen Tageszeiten auch beteten und Psalmen sangen, daß sie die Fasttage strenge einhielten, daß sie Almosen gaben. Ja, es war sogar ein Pater bestellt, der tat gar nichts anderes, als für die Armen zu sorgen, wie sie da dreimal in der Woche am Vormittag in der rückwärtigen Halle zusammenkamen. Da wollte auch der Gregor einmal sein Lederbeutelchen loslösen und dessen Inhalt den Armen auf die Hand schütten. Doch fiel ihm ein, so viel würde sie verderben, sie sind nur Kupferstücke gewohnt. Behielt seine Goldenen am Busen, war bekümmert sie zu besitzen und war bekümmert sie zu verlieren.

Eines Tages gegen die Vesperzeit geschah es, daß der Gregor einen Mönch wandeln sah entlang den Kreuzgang und hinabsteigen eine dunkle Treppe in unterirdische Räume. Da war am Ende so etwas wie Katakomben, in denen die ersten Christen ihre Zusammenkünfte und Gottesdienste gehalten hatten, nachdem sie überirdisch ein scheinbar ganz weltliches Leben geführt hatten. Gregor schlich dem Mönche nach und kam natürlich in die Weinkeller. Der Mönch lud ihn ein, sich mit einem Krüglein das Herz zu stärken, was denn auch geschehen ist, so gründlich, daß der alte Hirte in den feuchten Dämmerungen herzhaft anhub zu jodeln, wie er es in früheren Zeiten auf der Niederalm getan hatte. Am nächsten Tage hatte er wieder Durst, und zwar nach Wasser. Er stellte sich im Garten zu dem rieselnden Brunnen und schaute ihm zu. Er lechzte nach Wasser, sah es immer an, trank aber nicht, und das war seine Buße für gestern. Dann

geschah es, daß er glaubte, endlich auf dem Wege nach dem Rechten zu sein. Er hörte von dem großen Büchersaale und wollte nun auch einmal all die frommen Gebet- und Erbauungsbücher sehen, in denen die ehrwürdigen Brüder den gottseligen Geist aufbewahrt hätten. Er hatte nicht gedacht, daß es auf der Welt so viele Bücher gebe; der große Saal war über und über mit Büchern gefüttert, man sah nicht ein handbreit Stück Wand. Ein paar fremde Herren waren da, denen der Mönch immer wieder Bücher und Schriften hervorholte und auf den Tisch legte. Gebetbuch war keins dabei, fast lauter weltliche Schriften und — wie es dem Gregor vorkam — sogar heidnische darunter. Einige vorhandene Bildwerke, die so herumlagen, zeigten geradezu entsetzliche Sachen in den offenen Tag hinein. Weil dem Alten unheimlich ward, so ging er hinaus. In einer Wegkapelle, wo das Volk vorüberzog, war die heilige Jungfrau, darunter die Darstellung der armen Seelen im Fegefeuer. Hier kniete der Gregor nieder und murmelte seine altgewohnten Gebete. Er betete um Bekehrung der Heiden; plötzlich kam ihm das an sich selber ganz abscheulich pharisäerhaft vor und er betete demütig um Demut. Das erleichterte seine Bange.

Am unbegreiflichsten war es schon im Speisesaal. Der Bruder des Prälaten sollte auch an der Tafel sitzen, wenn zwar weiter unten; allein die silbernen Schüsseln und die feinen Becher kamen auch zu ihm. Es wird halt heut ein Festtag sein, dachte er und ließ sich's nicht schlecht schmecken. Sein Beisitzer

hatte ihm gesagt, daß auch Christus der Herr gerne Lammbraten gegessen und Wein getrunken habe. — Die Unterhaltung der Klosterbrüder war sehr heiter, sie machten allerhand Spaß und erzählten manches Geschichtchen, bei dem sich sogar der Prälat vor Lachen den Bauch hielt. Der Alte von der Niederalm schüttelte darüber solange den Kopf, bis er den Schwindel bekam und hinausgeführt werden mußte. Er wollte es nicht wahrhaben, woher eigentlich der Schwindel stammte.

Gerne saß er im kühlen und stillen Münster. Die Kirche war sehr groß und herrlich anzuschauen — aber zumeist ganz leer. Er saß in einem der schöngeschnitzten Chorstühle und betete stundenlang den Rosenkranz ab und konnte es nicht verstehen, daß die Mönche lieber weltlichen Freuden nachgingen, als hier im lieben Frieden zu sitzen und sich mit Gott zu unterhalten. Hatte er sich endlich müde gebetet, so nahm er den Besen oder den Fächel und fegte die schönen Steinbodentafeln, und staubte die Stühle ab, die Heiligenstatuen aus weißem Marmelstein, und scharrte das von den Kerzen abgetropfte Wachs zusammen und bat seinen Gott, er möge sich den armseligen Dienst gnädig gefallen lassen. In solchen Stunden war er am glücklichsten.

Da kam der Sonntag. Alles Volk strömte bei dem Geläute der Klosterglocken zusammen und füllte die weiten Kirchenräume. Die Mönche, ihrer dreizehn waren, kamen in kirchlichen Gewändern, der Prälat, eine wahre Würdegestalt, im Ornat von lauter

Seide und Gold. An allen Kronleuchtern brannten die Kerzen, aus silbernen Rauchfässern qualmten die Schleier des Weihrauchs am Hochaltare empor bis zu den dunklen Spitzbogengewölben. Wie ein jubelnder Sturm, so brauste die Orgel, und der Gesang der Chorknaben klang wie das lieblichste Glockengeläute. Und als im Hochamte das Sanctus kam, da erhob der Prälat seine Stimme und sang hell und feierlich das hehre Lied zum Allmächtigen. — Der Gregor war außer sich vor Entzücken. Jetzt erst ging's ihm auf, was das heißt: Klosterleben, Priesterleben!

Darauf im Refektorium, als Seine Gnaden schon bei Tische saß, kniete der Gregor nieder und wollte dem hochwürdigen Bruder die Schuhe küssen. Der Prälat lachte ihn derb aus und sagte: „Vorhin haben wir Gott gelobt im Gebete und jetzt wollen wir ihn loben in seinen Gaben. Tue das deine, Gregor!" Was nun alles erschien, das mußte der beisitzende Mönch dem alten Hirten erklären: Einmal das Gläschen „Sherry", das schließt Magen und Herz auf. Dann die Krebssuppe, die weckt den Appetit auf. Dann der Hummer, der frißt Sorg' und Kummer. Dann beim Fleisch vom Rind das Essen eigentlich beginnt. Dann auf Schweinskopf und gebrat'ne Enten muß man auch noch Andacht verwenden. Von den Eier- und Mandelkuchen lassen wir uns auch gerne versuchen. Käse, Obst und Kaffee tut keinem Christenmenschen weh. Und Bier und Wein nach Belieben soll keiner auf morgen verschieben. Endlich und schließlich ist ein feiner Rauchstengel alleweil der beste Friedens-

engel. — So lebhaft der Mönch seine Tafelsprüche belachte, so wenig zeigte der alte Hirte dafür Verständnis. Der hielt sich mehr an das Gemüse, obschon dieses gar nicht besungen wurde. Vom Glase hielt er — Erfahrungen beherzigend — sich fern. Nur als der Prälat ein feierliches Prosit ausbrachte auf das Kirchweihfest, das heute begangen wurde, trank auch der Gregor in Ehrerbietung seinen Becher aus. Die Festheiterkeit war in Tafellustigkeit übergegangen; der Bruder Isidor stand auf, klopfte ans Glas, erhob es, hielt eine frohe Rede von seinen Krautköpfen und Kartoffeln. Der Bruder Hubertus feierte mit vielem Humor die Rehböcke und Hirsche, die sich demnächst das Vergnügen machen würden, bei Seiner Gnaden Tafel die Aufwartung zu machen. Der Bruder Kellermeister erinnerte bei seiner Ansprache sogar an Luthers Wein, Weib und Gesang, bedauernd, daß die Klosterbuße nicht vollständig sei, weil von den zwei W leider eins fehle.

Das helle Gelächter, das diese witzige Rede entfesselte, wurde unterbrochen. Am unteren Ende der Tafel war der alte Hirtenbauer aufgestanden und hatte, wie es die Redner vor ihm getan, mit dem Messer an sein Glas geschlagen.

„Hört, hört! der Gregor!"

„Ja freilich", sagte dieser in gemütlicher Art, „der alte Gregor will auch was sagen." Dann lugte er ein Weilchen vor sich hin und dann begann er halb grollend und halb schmunzelnd mit einigem Stottern anfangs, dann immer geläufiger also zu sprechen:

„Der alte Halter von der Alm hat zwar das Predigen nicht gelernt, will euch aber doch eine Predigt halten. Nehmt Ihr's für Spaß, ist's mir recht, nehmt ihr's für Ernst, ist's mir noch lieber. Ich will nur sagen: Was die hochwürdige Geistlichkeit auf dem Stift Hubertusbrunn für ein Leben führt, das ist ein recht lustiges Leben, ist aber wenig Christentum dabei. Mit Verlaub, ihr seid viel zu weltliche Herren! Wie wollt ihr denn in den Himmel kommen, wenn ihr ohnehin schon drinnen seid? 's Hineinkommen ist nicht mehr möglich, aber 's Hinauskommen ist möglich. Alltag leset ihr Zeitung, wie viel Jammer und Elend es gibt auf der Welt, und ihr lebt in Freud, als ob euch allmiteinand nichts tät' angehen. Und nachher — auweh, mich deucht, ihr seid mir schon bös'. Alsdann will ich gleich aufhören. Amen."

Die Wirkung dieses Sermons war fürs Erste überlautes Gelächter. Doch soll es im Augenblicke einem der Festgenossen eingefallen sein: Bei diesen zwei Brüdern müsse es eine Verwechslung gegeben haben. Pater geworden sei der Unrechte! — Der Prälat, ob der rechte oder unrechte, hatte ein noch röteres Gesicht bekommen, als es sonst bei Tafelfreuden der Fall war. Er trommelte mit den Fingern, an deren einem der große Ring funkelte, auf den Tisch, die andere Hand spielte mit dem goldenen Kreuz, das ihm über der Brust hing. Dann schüttelte er ein paarmal den Kopf. In dieser Beklemmnis erhob sich der Pater Franziskus, der Bibliotheksverwalter war, gab das Zeichen, daß er sprechen wolle und

begann in wohlgesetzten Worten — er war ja zugleich auch der Stiftsprediger — zu sprechen, wie folgt:

„Teure, ehrwürdige Patres und Fratres! Wir haben eben ein Beispiel erlebt, wie über einen der Geist kam, bei dem wir es nicht vermeint hätten. Vielleicht hat sich Gott der Stimme dieses einfachen Mannes deshalb bedient, um uns Ordenspriestern wieder einmal zu Gehör zu führen, wie die Welt über uns denkt. Wenn da draußen Leute wären, so möchte ich ein wenig zum Fenster hinaussprechen. Die draußen haben nämlich jetzt das Christentum entdeckt. Sie sagen, es sei eine Religion für die Welt, Christus selbst habe die Lebensfreuden geliebt, nur müsse man in Vertrauen und Liebe das Reich Gottes im Herzen haben. So sagen sie, ob sie das letzte tun, weiß ich nicht. Wenn ja, so bin ich damit einverstanden. Nun höret: Wenn wir Priester so leben, wie sie sagen, daß man solle, nämlich in der weltsinnlichen Gottfreudigkeit, dann heißt es gleich, es wäre unchristlich und wir sollten in Armut und Entsagung leben. Wenn wir's aber wirklich tun, wie ja gar viele Welt- und Ordenspriester in Armut und Entsagung leben müssen, hei, da nennen sie uns Mucker, Heuchler und Asceten. Kurz, wir können machen was wir wollen, so ist es denen nicht recht. Anders ist es mit unserem lieben Gregor. Das ist die ehrliche Haut, die bloß zurückruft, was wir hingerufen haben. Wir, das heißt, viele von uns. Diese haben Ascese gepredigt, so verlangt der Mann, daß die Priester selbst das halten, was sie anderen pre-

digen. Das ist ganz in Ordnung. Wir aber — und nun wende ich mich an unsern Freund Gregor — wir Ordenspriester im Stifte Hubertsbrunn predigen nicht Ascese, sondern Freude in Gott. Wem sie gegeben wird, der soll sie nehmen. Sie haben selbst gesagt, lieber Gregor, daß es in der Welt draußen viel Jammer und Elend gibt. Ist es ein Wunder, wenn mancher ins Kloster flüchtet, wo man im Vereine mit Gleichgesinnten seiner Seele lebt? Wir persönlich besitzen keine weltlichen Güter, aber wir verwalten mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit die Güter des Ordens, die gestiftet worden sind, damit die Brüder im heiteren Frieden des Herrn leben können, wie heute, so auch in Zukunft. Ebenso verwalten wir viele Wissenschaften, die durch Klöster aus alten Zeiten der Zukunft übermittelt werden. Wir pflegen die Künste und schmücken damit unser Gotteshaus, unsern Gottesdienst, erhöhen damit unsere Freude am Göttlichen, unsere Liebe zu Gott. So sind wir fern dem Unfrieden der Welt, sind eingefriedet ins Bereich, wo Lebensfreude und Gottseligkeit eins geworden sind. Das findet man nur im Kloster so, und nirgends anders. Und ich sehe die Zeit, wo viele, des rohen Streites und der grenzenlosen Ungerechtigkeit da draußen übersatt geworden, die Klostermauern suchen werden. Vielleicht wird man ihrem Klosterleben einen anderen Namen geben, in der Tat wird es dasselbe sein, denn das Bedürfnis vieler Menschen nach Weltabgeschiedenheit und Frieden, nach harmlosem Lebensgenuß und nach Gottesfroheit wird nicht aussterben.

Wenn sie, die weltlichen Leute da draußen, die Freiheit, die persönliche Freiheit so hoch halten, so wird man doch, wenn man will, auch in das Kloster gehen und ein ruhiges beschauliches Leben führen dürfen? Unser Herrgott verlangt ja nicht, daß jeder in den Streitigkeiten und im Unrechttun mithalten soll; der Herrgott will nicht, daß der Mensch sich um Geld und Gut, um Lust und Ehre zu Tode hetze, er will auch nicht, daß einer Not leide, hungere, von anderen zertreten werde und zugrunde gehe, wie ein Wanderer bei den wilden Tieren in der Wüste. Denket doch an die übelriechenden Städte mit ihrem törichten Jagen; denket an die großen Fabriken, überfüllt mit Unzufriedenen und Mißgünstigen; denket an das kümmerliche, halbvertierte Leben in den Bauerndörfern — und betrachtet euch diese friedensvolle Stätte Hubertsbrunn, von lachenden Tälern und grünen Bergen umgeben, und wie wir hier leben in trauter Gemeinschaft mit allen großen Geistern der Erde und der Himmel. So zu leben ist Gotteswille, und daß wir den Himmel schon auf Erden anfangen sollen, das will unser treuer Gott. Eigentlich gerade das, was die draußen auch angeblich wollen. Also warum gönnen sie uns nicht den Klosterfrieden? Und auch unser Freund Gregor hat Unrecht, wenn er meint, der Christenmensch sei auf der Welt zur Selbstqual, anstatt zum Glücklichsein. Er soll das eine sein lassen und das andere bei uns versuchen. Fröhlich leben und selig sterben, das muß dem Teufel die Freud' verderben. Amen."

In fröhlichem Tone hatte der Pater also gesprochen, dann war er zum alten Hirtenbauer hingetreten, hatte ihm die Hand gekneipt, und der möchte die redlichen Worte nicht übel nehmen.

„Hau", sagte der Gregor, „so schön kann ich freilich nicht. Da muß ich schon still sein. 's wird eh wahr sein, was ihr gesagt habt. Für's Gutleben laßt sich der Mensch gerne überzeugen, ich bin ganz bekehrt. Jetzt bleib' ich im Kloster, bitt' schön, kleidet mich ein. Und weil ich schon der Ältere bin, komm' ich vielleicht bei der nächsten Prälatenwahl dran. Will gleich anheben und Lateinisch lernen, hi, hi."

So war alles wieder ins Gemütliche übergegangen und als sie dann zur Vesper in die Kirche zogen, fand sich der Alte schon drein und während der Litanei dachte er, es wäre gescheiter gewesen, das Hirtenhaus auf der Niederalm dem Stifte Hubertsbrunn zu vermachen als dem groben Schwiegersohn, der sich mit seiner unfreiwilligen Elendigkeit doch nicht den Himmel, nur die Hölle kauft.

Von diesem Tage an gefiel es ihm im Stifte besser und er fand, daß eine solche Vereinigung irdischer Freuden und himmlischer Beseligung eigentlich recht annehmbar wäre. Beten und Bußwirken könne ja auch jeder noch ein übriges. Der Klostergehorsam, nächtlicherweile doch manchmal aus dem warmen Bette aufzustehen zur Gebetstunde, hatte für ihn einen besonderen Reiz. Leider wurde er nicht geweckt, weil er ja nicht zum Orden gehörte, sondern nur Gast war. Dafür kniete er, wieder bange geworden, sonst lange

Stunden auf dem kalten Kirchenpflaster und bat Gott in flehenden Gebeten um den rechten Weg in den Himmel. Sei der Weg dornig oder blumig, nur gottgefällig sein, das war sein einziges Verlangen.

Da kam jene Nacht mit dem glühenden Atem Gottes. In einer Scheune war Feuer ausgebrochen und ein rasender Novembersturm hatte die brennenden Latten auf die Schindeldächer des Stiftsgebäudes gepeitscht. Die Flammen lohten nicht aufwärts, sondern gruben sich, vom Sturm geschärft, mit tausend Zungen pfeifend ins Gebäude ein, so daß nach kaum einer halben Stunde alle Fenster des weitläufigen Stiftes in weißem Lichte standen. Die Mönche huschten, nicht in ihrem priesterlichen Gewande, nur mit gekrümmten, schlecht verhüllten Körpern stumm oder angstvoll stöhnend durch die rauchigen, qualmenden Gänge, durch die Höfe, ins Freie; sie dachten nicht an die Güter, die verbrannten, sie dachten nicht an Gott — ihr Einziges und Alles war die Rettung des nackten Lebens. Am nächsten Morgen war die Stätte ausgebrannt und aus hundert kahlen, dachlosen Mauern und geschwärzten Löchern stieg träger Rauch auf. Die Kirche allein war verschont geblieben und in derselben waren die Mönche versammelt, klagend, weinend, fröstelnd und schaudernd. Etliche brüteten stumpf vor sich hin. Andere verbanden mit feuchten Lappen ihre Brandwunden, wobei ihnen der alte Gregor beistand. Einer war da, der Pater Hubertus, der schüttelte fortwährend den Kopf und war sehr nachdenklich. Er hatte sonst manchmal an die Stunde

des Unglücks, an Todesnot gedacht, aber so hatte er sich's nicht gedacht, daß man dabei ganz an alle Gottheit vergessen könne! Man rief wohl im Schreck die Namen Jesus, Maria und Josef, ohne auch nur flüchtig an die Himmlischen zu denken. Nicht einmal die Todesangst war eine christliche. Der stumpfe Instinkt des Tieres allein waltet, jagt dich, rettet dich. Und da fiel es ihm ein: Mensch, in solchen Stunden bist du just so gottlos und hilflos wie das arme Tier des Waldes, das du so oft verfolgt hast! — Die Steinplatten der Kirche waren kalt und die Mönche hatten keine Decken, keine Kleider. Es kam der Hunger und sie hatten nichts zu essen. Ein Einziger war gefaßt. Auch dem Gregor war sein Bündel verbrannt, doch er fror nicht so sehr in seinem schlechten Nachtgewand, als die anderen, ihm tat der Hunger nicht so weh, ihn schüttelte die Verzweiflung nicht so arg, denn er hatte ja eigentlich nicht viel verloren. Er hatte nicht verloren die großen Vorratskammern, nicht verloren das heimliche Stübchen mit dem vergoldeten Marienbildnisse, nicht die fürstlichen Säle mit den Kunstwerken, nicht die Schriften der Weisen und der Dichter aller Zeiten. Da wollte er sagen zu den händeringenden Vätern und Brüdern: „Ihr habt ja doch wohl auch nichts verloren, denn ihr habt ja nichts besessen!" Aber er sagte es nicht, der Spott schien ihm zu herzlos. Umso eifriger wusch er die Brandwunden, deckte er die Fiebernden mit Stroh, machte Botengänge in die nächsten Ortschaften und tat, was er konnte. Sein Bruder, der Prälat, der auch nichts anderes hatte,

als ein blaues Unterkleid, um sich zu schützen, der klopfte ihm einmal halb weinend auf die Achsel: „Bruder, jetzt bist du reicher und stärker als wir. Du bist das gewohnt, wir sind es nicht gewohnt. Und da wir's verloren und da wir jetzt nichts haben, deucht mich doch, es wäre unser Eigentum gewesen."

„Deucht dich, Bruder?" antwortete der alte Gregor. „Mich deucht auch. Aber wenn euer Christentum das richtige ist, so müßt ihr auch in schlechten Zeiten feststehen."

„Das werden wir auch, mein guter Gregor. Nur weh tut's, wenn's so plötzlich trifft. Das große Kreuz wird uns heilsam sein, wir wollen beten und uns kasteien."

Bald merkte es der alte Hirtenbauer, wie das gemeint war mit dem Beten und Kasteien. Wie Ameisen am zerstörten Haufen, so begannen die Mönche zu arbeiten, jeder in seiner Art. Was der Brand übrig gelassen, sie rafften es zusammen und bargen es; mehr war's, als man erwartet. Bauleute wurden herbeigezogen, anfangs für den Notbau, später für die Wiederaufrichtung des Stiftes, das allmählich aus seiner Asche herrlicher erstand. Wie Wunderbrunnen, so flossen die Hilfsquellen von allen Seiten, besonders von dem in der Welt weit verzweigten Orden. Der unermüdlichste und froheste aller Arbeiter war der alte Gregor. Jetzt konnte er nach Herzenswunsch „bußwirken", nämlich Hand anlegen zum Wiederaufbaue des Reiches Gottes. Nicht wie einst handelte es sich um eine melkende Kuh oder um einen fetten

Ochsen, es handelte sich um eine Friedensstatt auf Erden. Brauchen ließ er sich überall, beim Steinegraben, beim Ziegeltragen, beim Karrnen und Zimmern und bei viel schlechteren Verrichtungen. Als sich niemand finden wollte, der auf den Dachgiebel das dreifache Kreuz trüge, gab er sich dazu her. Er sei in der Jugend auf allen hohen Bäumen der Niederalm umhergeklettert; fehle ihm jetzt gleichwohl die Eichhörnchengelenkigkeit, so werde doch der Schutzengel seine Schuldigkeit tun. An Nahrung und Verpflegung war er ganz anspruchslos. Lohn nahm er überhaupt keinen, sondern sagte, bei den Bauern sei der Brauch, daß die Kinder des Hauses umsonst arbeiteten.

Der Prälat war schon lange wieder wohlgemut geworden, und so sagte er nun lachend einmal zu seinem Bruder: „Aber Gregor, wenn du immer so fleißig gewesen wärest, so müßtest du ein reicher Mann sein!"

„Reich! Reich!" antwortete der Alte. „Und das Feuer macht mich in einer einzigen Nacht zum unglücklichsten Menschen. Nein, für mich will und mag ich nichts. Aber dem Herrgott zulieb arbeiten, ja, das ist was anderes. Wenn auch nichts dabei herauskommt, es ist doch ein Segen. Wie du gesagt hast, Gnaden Herr Prälat, es ist ein Beten und Bußwirken."

Freilich hatte der Gregor ein heimliches Glück im Herzen, von dem er niemandem was sagte. Er war seines nagenden Kummers losgeworden. Das Ledersäckchen war ihm beim Brande abhanden ge-

kommen, die fünf Dukaten verbrannt. Jetzt brauchte er sich nicht mehr zu fürchten, sie könnten seiner Seele schaden, sich nicht zu ängstigen, er könnte sie verlieren. Sie hatten seiner Seele geschadet, nun erst merkte er es recht. Nun war er frei. Alle Existenzsorgen hatte ihm ja der hochwürdigste Bruder abgenommen: „Du gehörst unserem Orden, Bruder Gregor, und daß du nicht Latein kannst, wäre gerade kein Grund, dir die priesterliche Weihe vorzuenthalten."

„Ich dank' dafür", antwortete der Alte. „Bin einer Last glücklich los, will keine andere mehr haben. Wenn mir Gott zur Armut noch die Demut schenkt, dann bin ich aus dem Gröbsten heraußen."

Nach fünf Jahren stand das neue Stiftsgebäude fertig und in hohem Glanze da. Jeder der dreizehn Mönche hatte es erlebt, nicht einmal der dreizehnte war gestorben. Einer von ihnen gestand, seit dem Unglücke fühle er sich ein wenig besser und stärker, er habe gelernt, etwas zu ertragen. Man stimmte ihm bei. Nur den Prälaten hatten die Sorgen der Wiedererrichtung alt und kränklich gemacht. Er erklärte, seine Würde und Bürde ablegen zu wollen. Alles war unschlüssig, ratlos darüber und mancher der Brüder verwahrte sich schon vorwegs gegen die Möglichkeit, Abt zu werden. Jeder wollte der Unwürdigste sein, vielleicht heimlich erwägend, daß gerade der erhöht werde, der sich selbst erniedrige. Bei der Wahleinleitung für seinen Nachfolger erzählte der Prälat die Geschichte von der Taube. Einmal bei einer Papstwahl zu Rom — bei welcher, das wußte er nicht

genau — hätten die Kardinäle sich nicht einigen können. Da sei zum Fenster eine weiße Taube hereingeflogen, sei dreimal über den Köpfen der Versammelten herumgeflogen und habe sich dann auf das Haupt des Letzten und Geringsten gesetzt, des Türhüters an der Pforte. Der sei auf diesen Wink Gottes zum Papste gewählt worden. „Und meine hochwürdigen Brüder", so schloß der Prälat, „wenn heute auf dem Stifte Hubertusbrunn der heilige Geist in Gestalt einer Taube käme, um uns die Wahl des Oberen anzudeuten, auf wessen Haupt würde er sich setzen?"

Die Brüder neigten sich zu den Nachbarn und einer flüsterte dem andern zu: „Vielleicht gar auf das Haupt Gregors?"

Dann riefen sie: „Auf das Haupt Gregors!"

Die Sünde des Oheims.

Die Sünden des Oheims soll nun der Neffe beichten? Als ob der nicht selber die Menge zu beichten hätte, wovon eine schwerer wiegt als von des Oheims drei. Wenn man bei dem Mann, den ich meine, von Sünden sprechen kann, so konnten es nur solche sein, die zu großer Nachgiebigkeit und Gemütlichkeit entsprangen.

Eine Sünde aber hatte er doch, die so recht gemein in den Staub schlug, obschon diese Sünde und ihr Verlauf mir den Mann noch rührender gemacht hat. In späteren Jahren, als mein Oheim alt und arm einmal unter einer Lärche saß und ich neben ihm, sagte er plötzlich und eigentlich ganz unvermittelt: „Ja, Peter, so geht's auf der Welt. — Mir hat's auch die Red' verschlagen. Vor Zeiten habe ich gerne Leute belehrt, daß sie brav und gewissenhaft sein sollten. Davon bin ich abgekommen. Wer selber was auf dem Buckel hat, der soll nit so laut predigen."

„Ich denk', Oheim, Ihr werdet nicht gar viel auf dem Buckel haben."

„Meinst? Weiß nit. Viel oder wenig, ist alles eins, 's tut halt drucken. — Kannst mir sagen, Peter,

ob der Hammerherr noch lebt, der dazumal im Mürztal den Sensenhammer gehabt hat und dem ich vor dreißig und vierzig Jahren die Kohlen hab' verkauft?"

„Der Zeilinger? Oh, der lebt freilich noch, der ist jetzt in Graz. Ich komm' immer einmal mit ihm zusammen."

„Du kommst mit ihm zusammen? Und ist er gut mit dir? Hat er nie was gesagt? Nit? Na ja, er kann's halt nit wissen. Denk' dir, dem Herrn bin ich alleweil noch was schuldig. Er wird's nit wissen, aber ich weiß es. Wär' mir halt recht, wenn ich könnt' auf gleich kommen. Ist hart sterben mit so was. Bin nit losgesprochen davon. Gut machen soll ich's, sagt mein Beichtvater . . . ."

Dann hat mir der Oheim die Geschichte erzählt. Wenn ich sie wiedererzählen soll, so bedarf's vorerst einer kleinen Einleitung.

Wie alle Bauern in den Waldbergen hatte einst mein Oheim Holzkohlen zu verkaufen, die er aus den alten Fichtenstämmen zu brennen verstand und die er selber ins Mürztal führte zum Eisenhammer. Im Winter, wenn der Schlitten ging, füllte er die große Kohlenkrippe mit den bläulich schimmernden knisternden Kohlen, spannte zwei Ochsen vor und brachte so an jedem zweiten Tag eine Fuhre ins Tal. Die Maßeinheit für diese Kohlen war ein „Faßl", ungefähr ein halber Kubikmeter. Ein solches Faßl wurde mit fünfzig Kreuzern bezahlt, die Rait (Abrechnung) war stets zu Ende des Monats. Ich stand damals beim Oheim im Dienste. Unsere Kohlen-

krippe, eine der mittleren, faßte ungefähr zehn Faßl. Wenn wir mit dieser ächzenden Krippe auf den Kohlenplatz des Sensenhammers einfuhren, um dort die Krippe umzustürzen und also unsere Kohlen in den gemeinsamen Barren zu werfen, stand schon allemal ein rotbärtiger Mann da, der den Kragen seines Schafpelzes stets so hoch um seinen Kopf zog, daß nur die kleinen gestrengen Augen dazwischen hervorglühten. Dieser Mann war der „Fachter“ (vielleicht Frachter), der Kohlenmesser. Er hatte die Aufgabe, mit ein paar Handlangern den Inhalt der Kohlenkrippen zu messen, wenn die Bauern damit herangefahren kamen. Die Kohlen wurden mit einem Korb umgeschüttet, der gerade ein Faßl maß. Diese Messungen wurden nicht bei jeder Fuhre und nicht jedesmal unternommen, sondern nur in willkürlichen, für den Kohlenbauer unvorhergesehenen Zeiträumen, und wurde dann der Gehalt einer Krippe im allgemeinen nach diesem Maße bestimmt. Unsere Krippe trug beim ersten Messen elf Faßl, beim zweiten Messen etwa nach vierzehn Tagen wieder genau elf Faßl. Und als der Fachter einen Monat später das dritte Mal maß, waren es wieder rund elf Faßl, so daß er sagte: „Ich sehe es schon, bei dem ist's allemal in Ordnung.“ Dann schrieb er es ein für allemal auf und ohne daß weiter gemessen wurde, erhielt der Oheim jede Krippe zu elf Faßln ausbezahlt.

Von diesen Dingen nun sprach der Oheim, als er viele Jahre später neben meiner unter der Lärche saß.

„Wir Bauern haben recht geschimpft, daß er so oft fachten (messen) tät,“ fuhr er fort zu sagen, „und hat doch alleweil noch zu selten gefachtet. Hat immer einmal einer das Volle nit gehabt in der Krippen, hat's einzurichten gewußt, daß inwendig was hohl gewesen ist und auswendig so schön vollgegupft; hat sich zwölf Faßl zahlen lassen, derweil er nit vielmehr als zehn dahergebracht hat. Beim Umstürzen merkt man's nit, deswegen sag' ich, daß zu selten gefachtet worden ist. Meine Nachbarn haben's jahrelang getrieben, wunderselten, daß einer aufgekommen ist. Und wie also meine Krippen dreimal nacheinander gefachtet worden ist und allemal das volle Maß hat gehabt, ja noch um etliche Kohlenbrocken drüber, da hat mein Nachbar, der Klempel-Sepp gesagt: du hast es jetzt leicht, Waldwastl, du kannst auf lange Weil laden wie du willst, deine Krippen laßt er gewiß in Ruh. — Nit so, sag' ich, meine Krippen ist auf elf Faßl gemessen, so will ich auch allemal elf Faßl bringen. — Weil du nit gescheit bist, sagt der Klempel-Sepp. Ich wollt' einem Herrn was schenken! Die werden mit unseren Kohlen eh reich genug, derweil wir uns das ganze Jahr schinden und rackern müssen, den Wald schlagen, den Meiler machen, die Kohlen herführen den weiten Weg, weißt denn nit, wie hart das ist? Und wird unterwegs viel zusammengebeutelt, man mag noch so gut aufladen. Wenn's recht herginge, müßt oben beim Meiler gefachtet werden und nit erst da beim Eisenhammer, wo alles festgeraidelt ist, wie ein Mehlsack. Da kommen wir freilich zu

kurz. Da muß man sich selber zu helfen wissen. — Auf diese Red' sag' ich noch einmal: Ich will meine elf Faßl bringen. — Ja, und aufladen tust zwölf, sagte er. Da denk' ich nach: Es ist wohl wahr, aufladen muß unsereiner zwölf, wenn beim Eisenhammer ihrer elf herauskommen sollen. Was kann der Bauer dafür, daß die Kohlen sich unterwegs so zusammenraideln! Wenn der Fachter sagt, elf mißt die Krippen, so braucht man auch nit mehr aufzuladen. Ist eigentlich ganz klar. Man soll sich nicht selber feind sein. — Gesagt hab' ich nichts, aber bei der nächsten Fuhr hab' ich halt richtig weniger aufgeladen. Und ist mir nachher beim Eisenhammer wohl völlig der Schiech angegangen (die Furcht gekommen). Ist der Krippengupf eingesattelt gewesen, wie eine zu Schanden gerittene Schindmähre. Aber der Fachter hat nix gesagt. Wenn's einmal geht, wird's zweimal auch gehen, hab' ich mir gedacht und hab' das nächste Mal wieder schlecht geladen. Wenn ich's ein paar Wochen lang so mach', hab' ich gedacht, schlag ich mir eine ganze Krippen voll Kohlen heraus, macht sechs Gulden. Ist auch was. — Ja, mein Bübel, so redet sich der Mensch selber in den Teufel hinein. — Gott Lob und Dank, daß mein Schutzengel gescheiter ist gewesen als ich."

Da mein Oheim nach diesen Worten schwieg, ich aber doch wissen wollte, wie die Geschichte sich verlaufen hatte, so war meine Frage, wieso denn der Schutzengel gescheiter gewesen sei?

„Sechs oder sieben Mal mag ich's so getrieben

haben," redet der Oheim weiter. „Da ist eines Tages — just vor Ostern, in der Antliswochen — der Lauwind gekommen. Da ist uns Kohlenbauern mit unseren Krippen schon unterwegs der Schiech angegangen. Wenn der warme Wind geht, da ist unser Kohlenfachter nie gut aufgelegt, da hat er nit ausgeschlafen, hat Kopfweh, ist grantig (schlecht gelaunt). Wenn er an einem solchen Tag fachtet, da geht's nit gut aus. Da zieht er einen gleich fürs halbe Jahr nieder. Es ist unser eine ganze Reihe von Kohlenfuhren, ich bin mit meiner Krippen der letzte, ganz hinten. Eh wir zum Eisenhammer kommen, halten die vorderen an, lockern die Kohlen auf und stecken Stauden durch, oder so was, daß es hohl wird und die Krippen ihren Gupf kriegen. Der Klempel-Sepp hat über die Radachsen schon daheim Heubündel gesteckt, daß es nit so raideln hat können, und ist seine Krippen passabel gupfig gewesen. In Gottesnam! sagen wir und fahren in den Eisenhammer. Dort auf dem Kohlenplatz steht schon der Fachter. Just lustig schaut er nit aus. Seinen Pelz hat er weg, aber um den Kopf ein rotes Tuch gewunden, wie der Türk beim Tabakkramer. Aufhalten! schreit er der ersten Fuhr zu, heut wird gefachtet! — Nau, gute Nacht! zischeln die Bauern einander zu und ich sag' zu mir selber: Jetzt hast es!! — Der Sepp geht höflich zum Fachter: Fachten, schon recht das, Herr Zindler, sind alle Tag bereit dazu. Aber gerad' jetzt vor Ostern ist's zuwider. Wir sollen am Nachmittag daheim sein zum Holzführen für die Osterfeuer und haben frei nit Zeit. Ein paar

Stündl macht's doch gleich Aufenthalt, das Fachten. Wenn wir bitten dürften, nach Ostern, ist uns nachher die ersten Täg recht. — Nix da! schreit der Beamte, heut' wird gefachtet! und winkt gleich den Kohlenstürzern, daß sie mit ihren Körben kommen."

„Und wie ist's ausgegangen?" habe ich nachher den Oheim gefragt.

„Kind, wie wird's ausgegangen sein! Die erste Krippen hat um ein halbes Faßl zu wenig gehabt, die zweite hat knapp ihr Maß gebracht, die dritte hat um mehr als ein Faßl zu wenig gehabt, die vierte, das war dem Klempel-Sepp seine, hat um zwei Faßl zu wenig gehabt, die fünfte ist gerecht gewesen. Und nachher endlich muß meine Krippen voran. Ich wisch' mir geschwind mit dem Ärmling den Schweiß vom Gesicht; wenn er sieht, daß ich schwitz', so wird sein Verdacht gleich noch größer. Die Stürzer fangen schon an aus meiner Krippen Kohlen in ihre Körbe zu werfen, da sagt der Fachter: „Na, das ist ja der Waldwastl. Der hat immer die vorgeschriebene Maßerei, der ist gerecht, dem vertrau' ich. Laßt es gut sein. — Und ist die Krippen für elf Faßl gut geblieben. — Was ich mich dazumal hab' geschämt vor mir selber, Peter, das kann ich dir nit sagen. Hat eine so gute Meinung von mir und bin verludert wie die andern. — Was ich nachher hab' getan, das wirst dir denken können. Gerecht hab ich aufgeladen von dem Tag an, wieder gerecht wie voreh und das Falschsein soll der Teuxel holen."

„Nun also!" rief ich fröhlich aus.

„Wieso nun also? Die sechs oder sieben falschen Faßl hab' ich ja doch auf dem Buckel. Es geht sich hart damit in alten Tagen. — Bekannt bist, sagst, mit dem Hammerherrn?"

„Ich sehe ihn im Bierhaus." Denn dazumal bin ich noch manchmal in ein Bierhaus gegangen.

„Das ist mir rechtschaffen lieb." Er rückte ein wenig näher an mich und flüsterte vertrauensvoll: „Ich hab' etwas Erspartes, Peter. Fünfzehn Silbergulden werden es wohl sein, oder gar noch um ein paar mehr. Mitnehmen kann der Mensch eh nix. Auf vier Gulden mag man's schon rechnen, daß ich den Hammerherrn beschummelt hab'. Sei so gut und tu dem Herrn das Geld einhändigen, wenn du ihn wieder einmal siehst. Brauchst just nit zu sagen von wem, sag' nur, er könnt's mit gutem Gewissen annehmen, es tät sein gehören. Rechtschaffen froh werd' ich sein, wenn die zuwidere Sach aus ist. Der Teuxel noch einmal! Wie leicht der Mensch doch ein Spitzbub werden kann auf der Welt!"

So sein Bekenntnis. Und als ich hernach wieder in die Stadt gegangen, hat er mir das Geld, wohl fein in ein weißes Linnen gebunden, mitgegeben. Es dauerte aber so lange, bis ich dem Rechten begegnete, daß die Sache ganz verknüllt wurde in meinem Sack. Endlich sah ich den weißbärtigen Herrn Zeilinger im Stadtpark. Er hatte seinen Sensenhammer längst verkauft und lebte als Rentier. Ich erzählte ihm die Geschichte und übergab ihm die vier Gulden.

Laut und fröhlich hat er aufgelacht, der Hammer-

herr. „Was man doch alles erlebt, wenn man alt wird. Ich sag' Ihnen nur das, wenn mir meine schlauen Kohlenbauern alles Geld täten bringen, um das sie mich übervorteilt zu haben glauben, das wäre ein gutes Geschäft. Oh, wie müssen die armen Teufel uns für dumm halten! Nein, wer es mit Holz-, Kohlen- und Viehbauern zu tun hat, der muß früh aufgestanden sein. Wenn wir auf Treu und Glauben die Kohlenkrippe zu zehn Faßl schätzten, haben wir recht gut gewußt, daß man uns drin nicht mehr als höchstens acht ein halb bringt. Das ist schon vorwegs abgerechnet worden. Nun, der Mann hat mich ein wenig betrügen wollen und ich nehme den Willen fürs Werk. Unrecht muß getilgt werden. Ich nehme die vier Gulden an, lege noch sechs dazu und bitte Sie, die zehn Gulden dem Waldwastl zu übermitteln. Ich laß ihm sagen, wenn er etwa irgendwo einen guten armen Mann weiß, dem soll er das Geld in meinem Namen schenken."

Dieser Bescheid des gemütlichen Hammerherrn hat mich nicht wenig erbaut. Aha! mußte ich denken: Schon vorwegs abgerechnet? Dann war die Sache ja nicht so, als hätte der Waldwastl ein paar Wochen lang den Hammerherrn übervorteilt, sondern vielmehr so, daß er sich ein paar Wochen lang nicht übervorteilen ließ. — Schief gedacht, mein Guter. Der Wille war schlecht und das war die Sünde. Man könnte die Sache schärfer spitzen und sagen: Wer dem Nächsten sogar einen Vorteil zuwendet in der Absicht, ihn zu betrügen, der begeht wirklich einen Betrug.

Ja, ja, moralische Wildlinge eines braven Volkes. Fehlt zwar manchmal nicht an spitzbübischer Absicht, aber an Talent dazu. Ihre Natur leidet es einfach nicht, schlecht zu sein.

Derselben Ansicht war ja auch mein Oheim, als ich ihm das Geld übergab. Aber unbändig freute es ihn, daß der Hammerherr so freundlich vergeben hatte. Nur fühlte er sich jetzt mit einer neuen Sorge beladen. — Einen armen Mann! Woher nimmt er jetzt einen armen Mann, um ihm das Geld zu geben? Alle Bewohner des Waldlandes dachte er ab, kümmerlich erging es jedem, aber arm war keiner. Ein alter Wurzner fiel ihm endlich ein, dem der Förster mit dem Gewehrkolben einst ein Bein abgeschlagen, weil er ihn beim Pechen ertappt hatte. Der hinkte seither zu den Bauernhäusern umher, um die tägliche Suppe und das Roggenbrot dazu zusammen zu betteln. Er nahm auch Kreuzer, von reichen Bauern sogar Groschen an. Aber als der alte Waldwastl ihm nun die zehn Gulden gab, ließ er sie lange auf der flachen Hand liegen, schaute sie verdächtig an und murmelte: „Das soll mir gehören? Ja, für was denn? Arm bin ich ja nit, nur daß ich immer einmal ein wenig betteln tu'. Nau, wenn's mir schon vermeint ist vom guten Herrn, so kauf' ich mir halt ein Haus dafür und sag' fleißig: Vergelt's Gott!"

Der breitdruckte Kriesel.

So oft behauptet wird, daß in einem gesunden Körper ein gesunder Geist, in einem schönen Leibe eine schöne Seele wohnen müsse, möchte man gerne beifügen, daß dann wohl auch in dem ungestalten Leib die ungestalte Seele daheim sei. Darauf will ich nun hinaus. Eine ungestalte Seele, wie ist, wie wird sie das? Oft durch den häßlichen Körper, dessen sie inne wird. Wer ganz für sich allein leben könnte, der allerdings würde die Häßlichkeit seines Körpers nie inne werden und selbst wenn er vier große Spiegel um sich stehen hätte. Wer aber unter Leuten leben muß und er ist häßlich, der bekommt es durch Vergleich mit anderen zu sehen, zu hören und zu fühlen. Ein häßliches Kind wird nie so viel Liebe erfahren, als ein wohlgebildetes, es kann sich also in ihm die Liebe auch nicht sammeln und entfalten. Ein schielender Mensch, der uns nie gerade ins Gesicht blicken kann, hat für uns etwas Widerliches, wir trauen ihm Tücke und Falschheit zu. Ihm wird's also viel schwerer gemacht als anderen, auf geradem Wege etwas zu erreichen, er muß krumme Wege versuchen. Das Anmutige, das ihm abgeht, muß durch

Schlauheit ersetzt werden; also erziehen die Leute in einem häßlichen Körper recht oft einen häßlichen Charakter. Daher kommt es auch, daß in einer Gestalt, die irgendetwas Komisches an sich hat, sich schwer ein ernster würdevoller Mensch entwickeln kann. Der wenn auch nur harmlose Spott, der ihn von der Schulbank an durchs Leben begleitet, macht einen solchen Menschen entweder verbittert oder ein wenig närrisch. Als Zielscheibe für Neckereien ein gutmütiger Geselle, der sich alles gefallen läßt, unter Ausnahme von zeitweiligen Wutausbrüchen seine Willenskraft verliert und durchaus ein komischer Charakter wird. Die Seele paßt sich allmählich dem Körper an, aber nicht aus ihm heraus, vielmehr durch Einwirkung von Seite seiner lieben Nächsten.

Ähnliches war wohl auch im „breitdruckten Kriesel“ vor sich gegangen. Solcher war seines Zeichens ein Schuster, der seinen Beruf zwar sehr ernst nahm und der doch überall, wohin er kam, Lachen erregte. Freilich kam er über den Kreis roher und törichter Leute selten hinaus. Der Kriesel hatte nämlich eine etwas verunglückte Gesichtsbildung. Das Gesicht schien in sich zusammengedrückt zu sein, so ungefähr, wie es ein nichtswürdiger Hohlspiegel zu zeigen pflegt, der, eines verzerrten schmalen langen Gesichtes satt, im Handumdrehen ein breites, kurzes, grinsendes zeigt. Die Augen waren zusammengezwinkert, und die Nase wurde von Stirn und Mund so in die Enge getrieben, daß sie, anstatt behäbig niederwärts, sich wie ein beschränktes Knötlein kümmerlich behelfen mußte.

Um was die Nase zu kurz, schien der Mund zu breit und zwischen beiden war nur für ein ganz schmales, dünnes Schnurrbärtlein Raum. Die Stirn und der Kiefer waren so stattlich, fast wuchtig, daß es den Eindruck machte, als würde das Gesichtlein eben von diesen Massen so breit und platt gedrückt. Natürlich machten die Jugendgenossen Kriesels sich lustig über diesen Anblick und behaupteten, bei seiner Geburt habe Frau Meier sich unversehens auf seinen Kopf gesetzt, wodurch das Malheur geschehen sei. Der Junge stand solchen Späßen hilflos gegenüber, oder vielmehr, er stand über den Gemeinheiten, denn er lächelte gutmütig, wenn ihm jemand sein „breitdrucktes Gesicht" ins Gesicht warf. Allmählich begann er sich auf dieses Gesicht beinahe etwas einzubilden, denn es machte ihn auffällig. Während andere seinesgleichen unbeachtet blieben, übten die Burschen an ihm ihren Witz. Und weil er sich alles gefallen ließ, so ließen sie ihn bei ihren Spielen und jugendlichen Unternehmungen mancher Art gern mittun, ja nützten ihn launig aus, und wo „Kösten aus dem Feuer zu holen waren", da schoben sie den Kriesel voran. Dafür durfte er aber auch mittrinken im Wirtshaus und der Spott wurde durch manche kleine Guttat, die sie ihm erwiesen, wettgemacht. Allein durch diese besondere Behandlung, die er erfuhr, bildete sich allmählich auch die bescheidene Seele so aus, daß sie anders war als die der anderen, man wußte nur nicht recht, ob besser oder schlechter.

Wenn der Kriesel ein paar Schluck Wein ge-

trunken hatte, da wurde er allemal weichmütig, redete davon, was er doch für ein armes Hascherl sei, ganz verlassen auf der Welt. Sein Vater sei in Bosnien mitsamt den Stiefeln ins Bett gestiegen, seine Mutter habe er ausgetrunken und der Schatz, den er liebe, möge ihn nicht, „wegen dem breitdruckten G'sicht". Solches war so zu verstehen, daß sein Vater bei der bosnischen Okkupation stehenden Fußes erschossen und dann mitsamt dem Gewand in die Grube geworfen worden war; daß er als Säugling seiner siechenden Mutter so lange Milch und Herzblut aus dem Leibe gesogen hatte, bis sie eines Tages verstarb, und endlich, daß die feine Schwickel-Tochter Anda statt des armen unansehnlichen Schusters den Dreihahn mit seinem stattlichen Hof zum Bräutigam erwählt hatte. So lange andere Burschen um die Anda sich bemüht, war er unter ihnen und nahm den Wettkampf, wie es schien, mit Erfolg auf. Als das Dirndl sich aber zum reichen Bauern schlug, verließ ihn der Mut. Er schrieb ihr ein Brieflein, er wünsche nichts, als daß sie es beim Dreihahn recht gut haben möchte, nur den Fingerring hätte er gern zurück, der sei ein Andenken von seiner Mutter. Denn er war schon so weit gekommen, daß er eines Abends am Gartenzaun ihr den Ring angesteckt. Sie hatte dabei den Finger hübsch gerade gehalten und es geduldet, als er den Gliedknorpel mit Speichel bestrich, damit das Ringlein leichter dran konnte. Er war im ganzen ja ein netter Junge, und der Einfalt und Blödheit, die sich manchmal an ihm zeigte, stand eine größere Gut-

mütigkeit zur Seite. Diese Gutmütigkeit war bei ihm ganz Natur, denn er hatte eigentlich gar keine Erziehung genossen und wenn er aufwuchs wie das Tier, so war dieses Tier kein Bär, sondern ein Lamm.

Die Anda war mit dem Dreihahn schon das erstemal von der Kanzel aufgeboten, als sie den Ring des Schusterburschen immer noch an ihrem Finger trug. Der Dreihahn wollte ihn mit derbem Griff herabziehen, da schrie sie „au weh!" und sie wollte nur warten, bis der Knorpel abgelaufen sei, dann werde sie ihn schon selber vom Finger tun. Der „Knorpel" wurde aber eher dicker als dünner und es schien schon, sie würde sich den Ring müssen „herabfeilen" lassen, als sich etwas ganz Seltsames ereignete, das die Geschichte in einen unvorhergesehenen Lauf und den Kriesel in ein anderes Licht brachte.

Der Dreihahn hatte den Schuster Kriesel zu sich bedungen, daß er ihm die Bräutigamsstiefel mache. Es mag das sauer sein für einen Schuster, seinem sieghaften Nebenbuhler die Hochzeitsschuhe zu nageln, und es mag das mehr als einem Schuster schon passiert sein. Aber dagegen läßt sich nichts tun, als etwa ein paar Nagelspitzen durchstechen zu lassen, der in die Ferse oder in die Fußsohle sticht; dem Kriesel fiel das richtig ein, doch er tat nichts. Wenn ihn der Nagel sticht oder der Schuh drückt — so dachte der Junge — dann wird er grob, der Dreihahn ist ein wüster Mensch, und die Anda muß es büßen. Er machte also im Dreihahnhof gewissenhaft und geduldig seine Arbeit und pfiff beim Drahtziehen und beim

„Zweckstechen“ sogar unterschiedliche Liedlein, „Verlassen, verlassen“ oder „Wenn ich mein Dirndel halſ', hupft mir das Herz im Leib.“ Er benahm sich dabei mit großer Bescheidenheit und Demut, während der Dreihahnbauer gern seine Körperkraft, seine vielerlei Wirksamkeit hervortat, seine Herrschaft über das große Gesinde und seinen Reichtum aufspielte, um zu zeigen, welch' ein Glück die Anda mit ihm mache, gegenüber anderen Freiern, die krüppelhaft und bettelhaft seien und dumme Gesichter hätten.

Nachdem die Bräutigamsstiefel fertig waren, sollte der Schuster auch noch die alten Schuhe des Gesindes flicken, was bei solchen Sterarbeiten stets mit unterläuft. Die Flicken dazu wurden aus noch älterem Schuhwerk genommen, das in irgendeinem Winkel des Hauses aufbewahrt ist und etwa noch brauchbare Sohlen und Überlederteile an sich hat. So führte der Dreihahn den Kriesel auf den Dachboden, um solches Schuhwerk zu suchen. Da sah nun der arme Schuster mit Freude und Wehmut einen Teil des Reichtums, in den die Anda sich hineinsetzen konnte. In den Dachkammern, durch die sie schritten, sah er eine Fülle aufgespeicherter Lebens- und Wirtschaftsmittel aller Art. Da gab es große Lodenrollen, die wie Riesenwalzen übereinanderlagen. Dann aufgeschichtet mächtige Schafwollbündel, teils noch knollig und ungereinigt, teils schon gekrempelt und geflockt. Da gab es Buschen von Leuchtspänen mit Strohbändern geraidelt für die nahenden Winterabende vorgerichtet. Da gab es Kuh-, Schweins- und Schafhäute,

die noch ungegerbt, rindenartig getrocknet auf Stangen hingen. Da gab es eine Reihe irdener Töpflein, in welchen Kuhkäse trocknete, da gab es Flachsballen, Leinwandtruhen und Fässer mit gedörrten Zwetschken. Gleich daneben stand ein großer Korb voll schwellender Kaiserbirnen, wie sie eben aus dem Unterlande angekommen waren. Dann war ein Stoß von Strohschauben, fest gebunden und an den Köpfen glatt geschnitten, zum Neudecken des Daches vorbereitet. Darüber hingen auf Stangen geräucherte Schweinsschlägel und Würste; auch in längliche Stücke zerhacktes geräuchertes Kuhfleisch, dann drei Zoll dicke Speckfladen und an großen Eisenhaken Schmerlaibe und Talgtöpfe. So viel nur von dem, was dem Kriesel im Gesichte blieb; vieles andere sah er nicht in den halbdunklen Bodenkammern, denn der Bauer schritt voraus und riet dem Schuster nur, sich an den Kübeln nicht zu stoßen, die neben den Stützbalken standen und hinter denen der Haufen von alten Schuhen lag, die zu durchstöbern sie eben heraufgestiegen. Diese Schuhe waren grau wie Mäuse, zusammengedorrt und so hart wie Horn. Sie hatten keine Riemen mehr in den Löchern, die Sohlen klafften vom Überleder los und dieses war teils so verschimmelt, daß der Schuster das alte Zeug mit dem Fuß beiseite stieß und sagte, davon wäre nichts zu brauchen. In Wahrheit dachte er jetzt überhaupt nicht an Schuhe, sondern an die kostbaren und guten Dinge, die ihn auf diesem Dachboden umgaben und die seine verwichene Anda mit dem protzigen Bauer genießen sollte. Geräucherten

Schweinsschlägel hatte der Schuster schon lange nicht mehr gegessen, auch der Bratwürste mit Sauerkraut erinnerte er sich nur dunkel, trotzdem lief ihm das Wasser schon im Munde zusammen. Doch, davon konnte keine Rede sein. Näher lagen schon die üppigen gelben Birnen, von welchen der Schuster überlaut behauptete, sie müßten schon mehr als reif sein. Der Dreihahn nahm mit zwei Fingern eine am Stengel, hob sie sachte in die Luft, drehte sie um, guckte sie an und sagte: „Die werden noch alle Tage besser" und legte sie wieder zu den anderen in den Korb. Der Kriesel wischte sich mit der rückwärtigen Handseite den Mund ab und dachte, so wird er warten bis sie ganz gut sind und dann wird er mir von den Kaiserbirnen welche zum Kosten geben.

Er arbeitete noch drei Tage im Hof, aber es kam weder eine der schönen Birnen zum Vorschein, noch eine Bratwurst, noch ein Schweinsschlägel, noch sonst etwas von jenen Vorräten. Es gab immer nur die gewohnte Schottensuppe, die Mehlnocken und die gesäuerten Rüben mit Einbrenne. Abends, wenn er in der halben Dämmerung ums Haus herumstrich und auf den jenseitigen Berghang hinüberschaute, gilbten dort im Abendlicht zwischen den dunklen Fichten die Ahorne, es war ein Gelb zum Hineinbeißen, es war genau das gesättigte, süße Gelb der Kaiserbirnen auf dem Dachboden. Diese Birnen hatten es dem Kriesel angetan und die Anda nachgerade verdrängt aus seinem Herzen. Sie besetzten das hilflose, zuckende Ding ringsum, so daß man sagen konnte, jeder Herzschlag

poche an eine Kaiserbirne. Und am Samstagabend, als er seine achteckige Zeugtruhe und den klappernden Leistenbündel über der Achsel seiner Berghütte zuging, dachte er an die Kaiserbirnen, und als er zum Abendbrot die beim Herdfeuerchen mühsam gebratenen Erdäpfel aß, dachte er an die schönen Birnen, aber statt ihres Honigsaftes hatte er im Mund nichts als den mehligen Erdapfel mit halbverbrannten Krusten. Kein Verliebter kann ungesegneter schlafen, als es der Kriesel tat in derselben Nacht. Ja, er tat es wirklich den Verliebten nach, stand auf, zog sich an, steckte sich Kerze und Feuerzeug in den Sack und schlich durch den Wald und über die Felder hin, dem Dreihahnhofe zu. Am Vortage hatte er an der Hinterwand des Hauses eine Leiter lehnen gesehen zum Dach hinauf. Auch neue Dachlatten und Weidenbuschen lehnten an der Wand. Der Strohdecker hatte seine Arbeit vorbereitet, die in der nächsten Woche beginnen sollte. Wenn das alles so belassen war, dann — deuchte dem Schuster — wäre es keine Kunst, zur nachtschlafenden Stund die Leiter hinanzusteigen, etliche Strohfetzen vom Dache loszureißen und bei dem Loche hineinzusteigen zu — den Kaiserbirnen. Zwar rasselte der Kettenhund aus dem Kobel und wollte anschlagen; als er aber den Kriesel erkannte, der das Tier die Woche über oft freundlich gestreichelt hatte, schwieg er und ließ den Nachtwandler passieren. Ein paar Minuten später war dieser im Dachboden, wo er einiges Poltern nicht vermeiden konnte, bis er die Kerze anzündete, sie in einen Schaub steckte, um aus seinem

Taschentuch ein Säcklein zu formen und Birnen hineinzutun. Es hatten nicht ein halb Dutzend drin Platz, so groß waren sie, er füllte auch noch die Rocktaschen und tat's ihm leid, nicht mehr unterbringen zu können. Ein paar Würste hätten just in der Hosentasche Raum und wenn auch noch der Schweinsschlägel unterzubringen wäre. . . Er sputete sich, um, einmal bei der Arbeit, an sich zu bringen, was das Zeug hielt. Da war ihm, als hätte er unter seinen Füßen im Hause ein Geräusch gehört. Mit der größten Gelenkigkeit, die ein Schuster entwickeln kann, kroch er durchs Loch und floh dahin, woher er gekommen.

Als der Kriesel mit seinen Schätzen durch den Wald hinaufging, fiel ihm etwas Komisches ein. Es fiel ihm ein, er sei ein Dieb, der gerade in ein Bauernhaus eingebrochen und dort Sachen entwendet hätte. Dummes Zeug! Ein Dieb. Da müßte er doch selber etwas davon wissen, müßte den Willen dazu gehabt haben. Er wollte doch um Gotteswillen kein Dieb sein, hatte nur zum Scherz dem geizigen Bauern ein paar Birnen und ein paar Würste entlehnt, damit er sich morgen recht ärgern soll. Gelegentlich kann er es ihm ja auch sagen: Du Neidhammel, ein anderes Mal verwahr deine Sachen besser, sonst stehlen dir das, was du einem armen Schuster nicht gönnst, die Schelme. — Aber die schöne Umschreibung half nichts, ein Uhu im Gebäume hub an zu schimpfen: Du Dieb! Du Dieb! — Der Kriesel stolperte über eine Wurzel, weil es ganz dunkel war. — Paß auf, Schuster, es wird bald licht werden! — Er stand still und horchte.

Hatte nicht jemand gerufen: Es wird bald licht werden? — Lächerlich, es ist noch nicht Mitternacht. Er stieß an einen rauhen Baumstamm; nach dem Ungetüm dieses Baumes — er betastete ihn ringsum — schloß er, daß es die Dreifaltigkeit sei. Das war eine alte Drieseltanne, das heißt eine, die sich aus einem Grundstamm auf Manneshöhe in drei Stämme zweigt und deshalb auch die Dreifaltigkeit genannt war. Hier dachte er, es sei doch am besten, die Kerze anzuzünden, um durch den dichten Wald weiter zu kommen. Da durchfuhr es den Kriesel plötzlich wie heißes Eisen vom Scheitel bis zur Zehe. — Die Kerze! Die Kerze brennt ja im Dachboden auf dem Strohschaub und steckt in einer Stunde den Hof in Brand! — Einen Augenblick stand der Schuster starr, dann die nächste Regung: Fliehen, damit sie den Brandstifter nicht erwischen! Aber das kam nicht auf in ihm. Die Bündel warf er an den Drieselbaum und lief stolpernd, so gut es gehen konnte, durch den Wald zurück, dem Dreihahnhofe zu, um die vergessene Kerze auszulöschen. Er dachte nichts als das eine, ob er noch früh genug kommen wird. An den Stämmen stieß er sich Beulen, ohne es zu merken. Endlich auf dem Feldrande — siehe, das Tal ist noch dunkel, dort liegt der Hof wie eine unförmige Masse. Die Leute sind gerade im ersten Schlaf, sie können jämmerlich verbrennen, alle, o heiliger Gott! Er läuft über die Felder, jeden Augenblick erwartend, daß die Lohe aufsteigen wird über den Dachgiebel. Endlich steht er am Gebäude, wo die Leiter lehnt. Aus der

Dachlücke dringt kein Schein. Oder doch? Ist's nicht, als ob ein rötliches Räuchlein hervorsteige? Wie er über die Leiter gekommen, weiß er nicht, er ist im grell erleuchteten Dachraum, der Strohschaub steht in Flammen. Eine Kuhhaut reißt er von der Stange, wirft sie über den Schaub, und wirft sich selbst auf die Haut, um so das Feuer zu ersticken. Im Hause haben sie es schon wahrgenommen und poltern von den Stuben und Kammern herauf mit Laternen. „Ein Dieb, ein Brandleger!" schreien die Knechte, dringen durch den Rauch heran und packen den Schuster. Die Flammen sind erstickt, doch wie der Dreihahnbauer herbeikommt in seiner weiten blädernden Nachthose und den Schuster sieht, da wird er wütend. Nicht sieht oder nicht achtet er die Brandwunden, die der Kriesel an den Händen und am Halse hat; an den Leib springt er ihm, setzt ihm die Knie an die Seiten, stößt ihm die Fäuste ins Gesicht: „Ich will dir dein breitdrucktes G'friß einmal auseinanderbügeln, du Rab! Du hast mir Birnen gestohlen! Wo ist der Schweinsschlägel? Du Galgenstrick!" Der Schuster vermochte kaum seine Augen zu schützen und war noch froh, daß ihn ein Knecht an den Beinen faßte und so die Stiegen hinabzog, wobei der Kopf an den Staffeln tüchtig geklappert hat. Lieber war ihm das doch, als die schrecklichen Fäuste des Wüterichs, die ihm die Nase platt gestoßen, die Zähne eingeschlagen haben mußten, so überströmte das Blut sein Gesicht. Alles im Hause war auf und flatterte in Nachtgewändern umher, in der Küche brannte am Haken ein Leucht-

span, dorthin schleppte man den Schuster und tat, als wollte man ihn schlachten. — Das Haus hatte er anzünden wollen! Aus Eifersucht, weil der Dreihahn die Anda heiratet! Das war die Meinung im ganzen Hause. Als der Schuster, in den Herdwinkel hingeschleudert, diesen Vorwurf hörte, begann er sich zu verteidigen und erzählte in zerrissenen Worten den Hergang. In den Dachboden sei er eingestiegen, um einige Birnen zu nehmen, dann habe er auch Würste und den Schweinsschlägel mitgetragen. „Und hast Feuer gelegt, damit der Diebstahl nicht aufkommen soll!" schrie der Dreihahn drein.

„Das ist nit wahr, das ist nit wahr!" beteuerte der Kriesel und rang die Hände verzweifelt. „Nur meine Kerze habe ich vergessen. Und wie mir im Wald einfällt: sie brennt noch und kommt ins Stroh, bin ich eh gleich zurück! Und hab das Feuer noch können dersticken. Aber tuts mich nur einsperren, das verdien' ich." Dann ließ er die weiteren Püffe und Schläge ruhig geschehen, als wären sie ganz selbstverständlich und ballte selbst die Fäuste, um sich damit den Kopf zu zerschlagen, so zornig war er auf den Dieb, der in ihm steckte.

Am nächsten Tag beim Gericht ging's ernst her, aber dem Schuster war's, als sei er im Himmel, vergleichs der Mißhandlung im Dreihahnhof. Bei der Dreifaltigkeit waren die Bündel gefunden worden, das rettete ihn, denn es bewies ungefähr die Wahrheit seiner Aussage. Der Richter sagte in wenigen Worten, was sich da ergeben: Der Andreas Kriesel sei

zwar ein kleines Dieblein aus Genäschigkeit, weiter gehe seine Verderbtheit nicht. Wo es um eine Feuersbrunst hergegangen, da habe er unbedenklich sein eigenes Leben in den Handel gesetzt. Er frage den Dreihahn, ob er dem Schuster die Dummheit nicht etwa nachsehen wolle, da ohnehin für jede Birne ein Nasenstieber und für den Schweinsschlägel ein ausgeschlagener Zahn in Rechnung komme. Doch der Bauer verlangte für seinen Brandstifter zehn Jahre Kerker.

Der Richter gab dem Schuster einen vierzehntägigen Kotter und als der vorüber war, brach für den Kriesel eine andere Zeit an. Die Leute hatten den Fall viel bedacht und besprochen und nun erschien es ihnen so, als sei der arme Kriesel erwiesenermaßen ein besserer Mensch als manch anderer, der nie eine Birne gestohlen und auch nie seinen Leib aufs Feuer geworfen habe für das freilich von ihm gefährdete Gut eines andern. Und etliche meinten, daß die Roheit des reichen Dreihahnbauern viel schlimmer sei als die Dieberei des Schusters. Dieser Meinung war auch die Schwickel-Tochter Anda. Sie ließ dem Bauer sagen, er möge in seinen neuen Bräutigamstiefeln, wenn sie ihm überhaupt nicht zu schlecht wären, seiner Wege gehen, sie heirate nicht. Allerdings hat sie auch nichts davon verlauten lassen, daß sie den Andreas Kriesel heiraten würde. So viel aber hat sie vor kurzem angedeutet, daß es ihr just keine Unmöglichkeit dünke, sich an sein „breitdrucktes" Gesicht zu gewöhnen.

Aber der Kriesel überlegt sich's jetzt.

Der Prandtner Franz und seine Kameraden.

Prandtner Franz — was soll man dir auf deinen Bierkrug schreiben? Fürst Toppsteinischer Jäger, ist dir das genug? Andere haben auf ihrem Ton schöne Sprüchlein von Mut und Treue und allerlei sonstigen Eigenschaften, deren Gedenken den Trunk erst weiht. Na — du bist Fürst Toppsteinischer Jäger — auch gut. Erinnerst du dich gern daran, wie du's geworden bist?

Darf man davon sprechen, wie der Prandtner Franz nächtig in den Wald ging, nicht um Wildschützen zu fangen, wie jetzt, sondern um Böcke zu schießen, solange der Jäger womöglich noch in seiner Höhle lag? Aber er lag nicht immer, wenn du's dachtest. Eines Morgens, es hub kaum erst an zu grauen auf den schneebedeckten Bergen, stand er unter der Fichte, zwanzig Schritte von dir, und von seinem Gewehre hättest du selbst bei Tageslicht nichts gesehen, als ein kleines schwarzes Loch — weißt du? Du wolltest rasch in eine andere Weltgegend reisen, brachest aber mit jedem Sprunge tiefer in den Schnee, bis der Jäger gemütlich herüberrief: „Aber Franzl,

was plagst du dich denn so kindisch! Es geschieht dir ja nichts. Gib bloß einmal dein Gewehr her."

Und du? „Mein Gewehr", riefest du zurück, „das kriegst du schon lang' nicht, mein lieber Jäger."

„Wir wollen es gleich haben", sagt der Jäger und fängt an, herüberzusteigen.

Du rufest ihm entgegen: „Jäger, ich sag' dir's. Wenn du mich nicht in Fried laßt, so schieß ich! Anzeigen kannst mich, wenn du schon drauf anstehst. Wer ich bin, siehst du ja."

„Der Brandtner Franzl bist halt", sagt der Jäger, „ich werd' dich schon kriegen, du kommst mir nicht aus."

Darauf ist er davongegangen und du bist wieder dein eigener Herr gewesen. Es ist immer schön, wenn Jäger und Wildschütz gut auseinanderkommen, ohne daß es kracht.

Drei Tage später sind die Spitzhauben schon dagewesen, aber du hast ihnen ins Gesicht gelacht. „Wie? Ich soll auf dem Schottsattel gewesen sein, am Andreastag in der Früh? Na, dieser Jäger muß Schusterpech im Kopf haben anstatt Augen. Wo bin ich am Andreastag gewesen! O du lieber Gott! Da bin ich in aller Früh zu Trewang gewesen beim Engelamt. Wo ist Trewang und wo ist der Schottsattel!"

Dieweilen hat dir das aber nicht viel geholfen. Du hast mitspazieren müssen und in den Untersuchungskotter. Da hast du wieder gelacht. Einem geplagten Bauersmann schadet ein paar Tage Sitzen nichts und mit deinen Kameraden hast du es gut

verabredet. In so was verläßt einer den andern nicht. Keiner weiß, ob er nicht auch einmal eine verläßliche Zeugenschaft brauchen kann. Bei der Gerichtsverhandlung sind sie alle dagewesen, die Zeugen, die du aus der Nachbarschaft verlangt hast. Nach deinem Sprichwort kann ich schwören darauf, daß es lauter gewissenhafte Leute sind — aber wetten mag ich nichts! — Nun also hat einer wie der andere, ehe sie noch gefragt wurden, „der Wahrheit gemäß" ausgesagt, daß du an jenem Andreas-Frühmorgen in Trewang bist gewesen, beim Engelamt. Wenn man in Trewang beim Engelamt ist, so kann man zu derselben Stunde nicht auf dem Schottsattel sein, hat der Richter gemeint, und ich hätte auch so gemeint. Der Jäger hat scharf einen Eid verlangt. So frägt der Richter sänftiglich, ob sie auch einen Eid könnten ablegen, die Zeugen, daraufhin, daß sie den Prandtner Franz wirklich in der Kirche gesehen hatten? Haben sich die Zeugen einen Augenblick etwas absonderlich angeschaut. Sollten wir jetzt nein sagen, wo wir früher ja gesagt haben? Sollten wir als Lügner heimgehen? Sollten wir den Kameraden im Stich lassen, wo es doch heißt: deinen Nächsten sollst du lieben? — Natürlich schwören sie den Eid, einer wie der andere, alle, und was wahr ist, das muß wahr bleiben, der Franz ist in der Kirche gewesen zu Trewang.

„Auf das ist leicht schwören!" fährt der Jäger drein. „Die Hauptsache, daß er damals ist dort gewesen, in diesem Jahr am Andreastag, um sechs Uhr früh morgens. Schwört, wenn ihr könnt!"

Und sie haben darauf den Eid abgelegt, einer wie der andere, alle.

Dem Jäger ist blau geworden vor den Augen, er hat nicht gewußt, wie ihm geschieht. Aufs Kruzifix hat er geschaut, ob der Herrgott nicht den Arm loslöst und dreinschlägt. Mit leiblichen Augen hat er den Prandtner Franz gesehen auf dem Schottsattel, im Schnee stecken mit dem Gewehr; es war ja schon taglicht, hat mit ihm gesprochen und der Franz selber hat gesagt: Wer ich bin, das siehst du ja. — Und das alles soll nicht wahr sein. — An den Kopf hat er sich gegriffen mit beiden Händen. Ist es möglich? Ist es möglich?

„In der Dämmerung kann sich jeder irren und am Frühmorgen ist der Mensch noch verschlafen“, hat der Richter gesagt, „sie haben den Eid abgelegt, da läßt sich nichts machen.“

Sohin hat der Jäger mit Schand und Spott abziehen müssen. Ein anderer an seiner Stelle würde wohl auch einen Schwur getan haben, daß er keinen Wildschützen mehr laufen läßt, daß er jedem das Merkzeichen aufs Fell brennen wird. Nicht so der alte Jäger. Den hat's zu arg geekelt und er hat zu seinem Herrn gesagt: „Hoheit, halten zu Gnaden. Wenn es so zugeht auf der Welt, da mag ich nicht mehr mittun. Ich bitte untertänigst um meinen Abschied.“

Und nachdem er das drittemal um den Abschied ersucht, hat den der Fürst nicht verweigern können. Und war jetzt die Verlegenheit da. Woher sogleich einen Jäger nehmen? Die Wilderer mehren sich von

Tag zu Tag, das ganze Revier verdirbt, wenn kein Jäger ist.

Solcher Zustände hast du dich erbarmt, lieber braver Prandtner Franz. Und hast es dem Fürsten in schicksamer Weise wissen lassen, daß du dich vielleicht bewegen ließest, falls Seine Hoheit einen tüchtigen und verläßlichen Jäger suchte.

Der Fürst hat sich gedacht: Soviel man hört vom Prandtner, ist er ein tüchtiger Kerl, der vor einiger Zeit sogar den Prozeß gegen einen Jäger gewonnen hat. Und sei es, daß der Mann wirklich wildert, so wissen wir, daß gerade die passioniertesten Wildschützen später die besten Jäger werden.

Etliche Tage nachher bist du Fürst Toppsteinischer Jäger geworden. Allen Respekt! Und wahrlich, Seine Hoheit hat sich nicht geirrt. So viele Wildschützen hat keiner erwischt und eingeführt als du, dieweilen du ihre Schliche allzu gut kennst.

Aber der Sager Mirtel war doch einer, der sich von dir nicht fangen lassen wollte, oben damals auf dem Edelanger. Seine Rohre waren schon losgepfeffert, so hat er ein anderes Mittel versucht, um den fürstlichen Jäger zu bändigen.

„Du Franzl!“ hat er gesagt. „Weißt du, wo du jetzt wärest, wenn wir, deine Kameraden, nicht für dich Zeugenschaft abgelegt hätten?“

„Du meinst, im Kotter dürfte ich sein“, darauf deine gemütliche Antwort, „du, das wäre schon möglich. Aber was willst du denn? Ich bin halt zufällig nicht im Kotter, bin der Herrschaftsjäger und

habe jetzt einen gutgeladenen Doppelstutzen in der Hand."

Darauf der andere, der freche Besen: „Und glaubst du nicht, daß wir dir schaden könnten, wenn wir jetzt aussagen, daß du damals halt doch auf dem Schottsattel gewesen bist?"

Er hat geglaubt, niederwerfen wird er dich mit solcher Rede, du aber hast ihn frisch ausgelacht.

„Schau, Mirtel", hast du gesagt. „Du bist zwar ein durchtriebener Schelm. Du wärest es schon imstand, einen andern ins Unglück zu stürzen, wenn er nicht ein bissel gar zu fest tät' stehen. Aber für so schlecht hätte ich dich nicht gehalten, daß du dich selber auf sieben Jahr ins Zuchthaus bringen wolltest. Ein falscher Eid kostet so viel, kannst mir's glauben."

„Du bist ein Teufel!" hat der Mirtel geknirscht.

„Das ist übertrieben", sagst du, „ich bin bloß ein Jäger, der jetzt den Wildschützen ins Tal treibt. Na, wird's?"

Und hast ihn vor dir hergetrieben, immer den Finger auf dem Hahn, falls der Mirtl was Ungebührliches gegen dich hätte unternehmen wollen. Und das war eins. Wirst dich mit Vergnügen erinnern, wie du im Lauf der Zeit alle jene Zeugen, die dich damals herausgelogen hatten, als Wilderer in den Kotter geführt hast. Dafür ist deine Hoheit, das heißt Seine Hoheit schon erkenntlich gewesen und hat dir ein gülden Verdienstkreuzlein, oder so was, an die Lodenjoppe geheftet.

Ist auch feiner und angesehener, als wenn beim Wirt auf deinem Bierkrug das Sprüchlein stünde: „Ehrlich und treu und tapfer dabei.“ — Du gehst überhaupt nicht mehr zum Wirt, weil dort deine früheren Kameraden immer stänkern und weil einige Gefahr vorhanden ist, du könntest auf dem Heimweg bei der Nacht einmal durchgedroschen werden. So Spitzbuben wären imstand und legten nachher darauf, daß sie's nicht gewesen, einen falschen Eid ab. — Adieu, schlechter Kerl! Nichts für ungut.

Mehr linkerhand.

Schöner Antrod, ich frage dich: Wird dir die Zeit und Weil nicht lang, so allein in der Wildnis? Draußen die weite, lichte Welt, und hier stehen die schwarzen Bäume davor, und die hohen Berge machen eine Mauer zwischen dir und der weiten Welt, von der man dir lieber nichts sollte sagen. Doch denke — draußen leben sie, die Leute! Weißt du, was das heißt leben? — Atmen und Jauchzen, sagst du. O Gotteskind, wie hast du recht! Aber sie meinen was anderes, du versäumst ja. Sie haben Häuser, höher wie ein Baum. Sie trinken Wein, mehr wie du Wasser. Sie nehmen unterschiedliche Mädeln um die Mitten, und du wagst an das eine kaum zu denken. Sie machen Lärm und Musik allerlei, aber jauchzen, wie du, das können sie nicht.

Sie können nicht jauchzen. Oder recht gesagt, sie können nicht leben. Du liebst und lachst und lebst. Glaubst du das? Du weißt noch nichts, aber die Stunde kommt. Fühlst du nicht den Uhrenschlag in den Schläfen? Aus grünem Moos ist dir ein weicher Polster geflochten, ganz zarte rote Knöspelein

sind hineingewoben, man sieht sie kaum, so tief hocken sie noch im Nestel, aber sie mögen sich sachte strecken, sie wollen heraus und sie kommen heraus, und in hellen Freuden wirst du erstaunen, wenn rings um dich auf langen Stengeln die Röselein stehen und schalkhaft die Köpfe schütteln und beistimmend die Köpfe neigen zu dem, was du dir denkst. — Junger, schöner Knabe, was denkst du dir denn?

Die schlanken Beine streckt er aus, die Arme hat er unters Haupt gelegt, und mit dem Steirerhütel hat er sich das Haupt zugedeckt. Als wollte er schlafen, so tut er, der Schelm, aber nur darum deckt er sein Gesicht zu, weil er fürchtet, die Finken könnten seine Gedanken erraten. Denn auf seinen Wangen blühen und in seinen Augen glühen sündhaft wundersame Gedanken. Daß er vor den Vöglein kein Geheimnis zu hüten braucht — weiß er denn das doch nicht? Er meint, was Leute nicht wissen dürfen, müsse aller Kreatur verborgen bleiben. Ein Eidechschen, leicht und lind wie ein Schatten, gleitet über seine Beine, über seine Brust, und huscht ins Heidekraut hinein und erzählt es munter seiner Familie, was es erfahren hat. Auf dem Moose liegt ein junger Menschenmann, der ist verliebt und weiß es nicht. Verliebt sein und es nicht wissen! Die kleine Krokodillenbrut lacht aus ihren breiten Mäulern, aber so leise, daß man's nicht hört.

Antrod schließt die Augen und sieht seine Schäflein im Pfränger, und wie sie sich selbander ergötzen. Mit offenen Augen hat er das noch nie so schön ge-

sehen, als jetzt mit geschlossenen. Aus der Ferne des Waldes gellt ein Schrei. So schreit ein Geschöpf in der Not. Es kommt näher, es ist ein schrilles Röhren, dem Schäfer wird angst und bang. Durch das Dickicht zuckt es, knistert es, eine Hirschkuh fliegt vorbei und hinterdrein der Hirsch mit hochgetragenem Gestämme. Unter seinen Füßen kracht dürres Gefälle, an die Bäume schlägt das Gestämme, daß es klingt; sein Röhren geht durch Mark und Bein.

Antrod kann nicht mehr liegen im schattigen Moose, er springt auf und schüttelt das Haupt, daß die blonde Mähne fliegt um die Achseln. Zu enge ist ihm sein Gewand, das Wams will er locker nesteln, es beben ihm zu sehr die Hände. — Bist du denn so krank geworden, schöner Antrod? — Er weiß im Wald ein Wasser, dort will er sich kühlen. Weiße Birken und grüne Lärchen necken ihn mit ihren Zweigen, als er dahinstreicht. Zwischen silberluftumwobenen Kronen fällt schwerer Sonnenschein auf ihn herab. In verborgener Schlucht ist ein Tümpel. Der ist mit dichtem Junggestämme umgeben, aus tiefem, glasklaren Wasser schimmert hellgrünes Pflanzengefilze und weißes Gestein. Kein Tierlein sieht man zucken in diesem Wasser, das man für klare Luft halten könnte, wenn am Ufer nicht die Ränder gezogen wären und die Oberfläche nicht manchmal leichte Kreise zöge. Zuweilen, Antrod, bist du davor gestanden und hast in die Tiefe geschaut, wie die Wasserpflanzen sich linde wiegen und wie zwischen den weißen Steinen kleine Silberperlen aufsteigen. In den kurzen, nebel-

dunklen Wintertagen, wenn alle Bäche und Tümpel sonst ihre Eisschollen haben, ruht dieses stille Waldauge offen da und schaut ins schneeschwere Gewipfel auf, das sich in ihm spiegelt. Und im Sommer, wie oft hast du dich in diese feuchte Wiege sinken lassen, und war dir doch nie so schwül wie jetzt! — Zu diesem Wasser, mein heißer Junge, willst du nun, um dich zu laben. Aber du kommst nicht ganz hin, denn es ist schon jemand da, vor dem du grausam erschrickst. Dort, wo das Wasser seicht im lichten Sand des Grundes verlauft, steht barfuß drin die Hirtin Mana und wäscht ein kohlschwarzes Zicklein. Mit einem zähen Graswisch reibt sie ihm Rücken und Köpflein, Brust und Bauch und Beine, und zwar so flink und derb, daß das Böcklein meckern muß vor Schmerz oder vor Wohlbehagen — man weiß das nicht. Antrod duckt sich hinter einen Wachholderstrauch und ächzt, als ob ihm gleiche Unbill widerfahre. Durch seinen Leib kribbelt und krabbelt es und er denkt noch in seiner süßen Qual: Vielleicht ist es das, was man sterben heißt.

Als das Ziegenböcklein gewaschen ist, läßt sie es laufen. Aber es lauft nicht weit, es steht am Ufer und schaut munter auf die Hirtin hin, ob sie nicht vielleicht Lust hätte, den Spaß zu wiederholen. Sie aber kümmert sich nicht weiter um das Tier. Sie lugt ringsum zwischen das Gestämme hin, ob wohl sonst kein Auge nahe sei, als das ihre und das des Zickleins und das glühende Sonnenauge am hohen Himmel. Wachholdersträuche sind dicht und haben blaue

Beeren und gehören Unserer lieben Frau. Daß Schäfer dahinter stecken können, kommt der Maid nicht in den Sinn. Sie nestelt das Band ihres weißen Strohhutes auf und schleudert ihn lustig ins Moos. Da sieht man ihr braunes Rundgesicht, da blinkt es weiß in ihren Augen und weiß zwischen den kirschreifroten Lippen. Sie löst das leinene Busentuch ab und hängt es an den Ast eines Gräßings. Da glaubt Antrod, er sähe ihr schneeweißes Hemde — aber das ist es nicht, sie hat keins an. Da hat er immer gemeint, sie sei ein schwarzbraunes Mägdelein, und jetzt — er beginnt zu zittern am ganzen Leibe. Sie löst den Gürtel, um ins Wasser zu steigen; da springt er auf hinter den Büschen und springt davon mit großen, schweren Schritten, unter denen das Reisig knistert. Sie hat das Haupt in die Flut getaucht, hört und sieht nichts, empfindet nichts, als daß es eine Wonne ist, in diesem kühlen, weichen Bade sich zu wiegen.

Antrod kann nichts denken, nur fühlen, daß alle Seligkeiten der Erde sich plötzlich vereinigt hätten, um ihn zu verfolgen und zu erdrücken. Wonnig und schwer wie Föhn senken sich ihre Flügel über ihn nieder, daß der Atem stockt. Rechts ist der Waldsee, so trachtet er nach links; die einzige Rettung ist Flucht. Er wollte es gerne leiden, was zu leiden ist, aber sie stirbt, wenn sie ihn sieht am Ufer stehen, wenn sie untertaucht und nicht mehr heraufkommt. — Also linkerhand, immer linkerhand, weit ab von dem gefährlichen Wasser. Die Zweige der Jungkiefern fahren ihm wie unwirsche Pratzen ins Gesicht: Ein

dummer Junge bist du! Buchenblätter streichen an sein Haar: Laufe, mein guter Knab, laufe, so schnell du kannst! Aber noch mehr linkerhand mußt du dich halten! Durch den jungen Fichtenwald, wo er am dichtesten ist, will er sich bohren, sie sollen ihn nur peitschen mit ihren scharfen Nadelzweigen, peitschen bis aufs Blut; es steht so mit ihm, daß aller Schmerz zur Lust ist. Ein Fußsteig zieht quer durch den Wald; am dürren Baumstrunk ist ein schlecht geschnitzter Pfeil genagelt, der ist schon verwittert und weist rechterhand gegen die Wallfahrtskirche zu den vierzig Märtyrern. Linkerhand, linkerhand! trällert ein Vöglein im Astwerk. Der Schäfer folgt ihm, ach ja, aus Angst, die Richtung nach rechts könne ihn wieder dem Tümpel zuführen. Oder hat er überhaupt ein anderes Denken, ein anderes Fühlen als: Linkerhand? — Im dunkelsten Dickicht schreckt er eine kleine Rehfamilie auf; die Tiere laufen nicht davon, dieser, meinen sie, sei heute nicht gefährlich. Aber mehr linkerhand, raten sie, mehr linkerhand. O Antrod! Wie kannst du die Sprache des Rehes verstehen? Hörst du denn alle Tiere in dir sprechen? — Also noch mehr linkerhand. Immer durch dichtes Gestrüppe, wovon das Brombeerenstrauchgeschlinge Wunden reißt in sein linnenes Höslein. Talwärts kommt er in eine Schlucht, und das Dickicht mit strammen Armen durchbrechend sieht er: Vor ihm liegt ein See. Zwischen Gestämme ein kleiner, dunkler See — er hat nie von ihm gehört. Da will er hinab. Rasch wirft er die Kleider von sich und dort, wo es am tiefsten ist,

stürzt er sich mit vorgestreckten, aneinandergehaltenen Händen kopfüber ins Wasser. Zischt es denn nicht, schöner Antrod, wenn eine solche Glut ins Wasser fällt? — Fast treibt er hinab, bis wo die Wasserpflanzen schaukeln, da hebt es ihn wieder sanft und hoch, da taucht sein mähniges Haupt wieder empor in die Luft, dann gellt ein Schrei dort mitten auf dem See. — Weißt du es nun, junger Schäfer, daß du linkerhand, immer linkerhand einen Kreis bist gelaufen bis wieder zurück zum schönen Tümpel, wo Mana sich badet? —

Vor Schreck darüber, daß nichts mehr zwischen ihnen ist als weiches Wasser, müssen sie wohl ohnmächtig geworden sein, denn sie sinken beide. Aber sie müssen sich gegenseitig vor dem Ertrinken gerettet haben — denn in den nächsten Tagen sah man den Schäfer und das Ziegenhirtenmädel nebeneinander dahingehen über die grüne Weide. Ganz ruhig sind sie gewesen und freundlich miteinander und unbefangen haben sie sich ergötzt an den munteren Scherzen ihrer Herden.

Sie konnten zusammen nicht kommen.

Der Halter vom Schieberpaß sprach im Dorfe beim Kaufmannshaus zu, nachdem er ins Auslagefenster geguckt hatte, ob auch Kirschbranntwein oder Weichselgeist vorhanden wäre. Er sah so etliche Flaschen, es konnte aber auch Öl sein oder Sauerwasser. Dann trat er ein: „Guten Morgen, Frau Stäuberin!“

„Ja, was willst denn?“ Damit stand sie vor dem Jungen in ihrer stattlichen Gestalt. Das lichte Haar hatte sie kranzartig um das Haupt geflochten und der lange, dunkelblaue Kittel rauschte, weil er gestärkt war. — Wenn nur ich auch gestärkt wäre, dachte der Hirte und lugte gegen eine der Flaschen. „Der Wirt braucht einen Sack Reis und ich soll ihn gleich mitnehmen. Zahlen tut er selber.“

„Eilt nicht“, antwortete sie und ließ ihm das Verlangte in den Korb packen.

„Haben's da auch Tabakpfeifen feil?“ fragte der Bote etwas stotternd.

Die Frau zog aus dem Pult eine Lade, da drin-

nen gab's derlei. Der Junge nahm eine hölzerne Tabakspfeife in die Hand, dann ein Pfeifenrohr, dann ein Taschenmesser, dann einen messingenen Uhrschlüssel, dann einen blechernen Handspiegel, drehte solche Dinge eine Weile über und über und legte sie wieder in die Lade zurück.

„Haben's da auch einen Weichselgeist?" fragte er dann langsam.

„Willst was oder nicht?" fragte die Kaufmannsfrau und faßte die Lade fest an, daß der Inhalt reixelte.

„Hab' eh kein Geld", antwortete der Halter träge und wandte sich unentschlossen dem Ausgang zu. Als er schon draußen auf dem Antrittsstein stand, kehrte er wieder um und sagte: „Bei der Frau Stäuberin han ih was auszurichten. Von der Alm. Vom Latschenwirt. Er laßt sagen, die Frau sollt' doch bald einmal hinaufkommen zu ihm."

„So, der Latschenwirt?" Ihr rundes rotes Gesicht war auf einmal noch viel röter. „Gehst eh gleich wieder zurück?" fragte sie den Jungen. „Nachher sag' dem Latschenwirt, du hättest deine Post ausgerichtet und die Frau Stäuberin hätt' gesagt, er hätt' nach Migelbach nicht weiter, wie sie auf die Alm, und herab ginge es leichter wie hinauf. Hast es gehört?"

„Jo." Er stand und starrte drein und rührte sich nicht.

„Was willst denn noch?"

„Der Latschenwirt hat gesagt, ich tät gewiß ein

Stamperl Weichselgeist kriegen. Zum Botenlohn. Bei der Frau Stäuberin."

„Schau du?" und ihr Rundgesicht schmunzelte nicht uneben. „Daß mir deine Post ein Stamperl Weichselgeist wert wäre, meint er? Recht ist's, da, komm' her einmal!" Sie nahm eine der Flaschen und goß ein winziges Kelchgläschen voll. Der Junge setzte an und trank den roten Geist wie Wasser und verkutzte sich dabei, daß er ganz blau wurde und die Kaufmannsfrau ihre Hand wohl zehnmal auf seinen Rücken schlug, um ihn wieder zu Atem zu bringen.

Als er am selben Abend oben im Gebirge beim Latschenwirt zusprach, erzählte er, einen Weichselgeist hätte er wohl bekommen und Schläge hätte er auch bekommen.

„Und was hat sie gesagt? Kommt sie einmal herauf?"

„Das weiß ich nit."

Dachte der Latschenwirt: 's ist wohl allemal am gescheitesten, man gibt dem Buben einen Kreuzer und geht selber.

Nur war es leider, daß er selber nicht gehen konnte, so flink seine Beine auch gewesen wären. Das Gehen hätte ihm viel weniger Mühe gekostet als das Bleiben, und das Sprechen viel weniger als das Schreiben, aber endlich war der Brief doch fertig:

„An die ehrsame Frau Amalia Stäuberin, Kaufmännin in Migelbach.

Vor etlichen Tägen habe ich einen Boten geschickt, der ist nix nutz gewest. Wann mein Brief

nit mehr ausrichtet, alsdann tut's mir leid ums Schulgeld, das mein Vater für mich hat springen lassen. Ich selber kann jetzt nit los vom Wirtshaus, jetzt im August ist die beste Zeit und darf man keinen Gast versäumen. Wenn ich ein Weib hätt', alsdann kunnt ich schon weg und alsdann wollt' ich wahrscheinlich nicht weg, weil's daheim im Nest auch schön warm sitzen ist, gelt? Wir wissen's halt allzwei beide, wie das ist verheirater Weis', haben's gleich' Unglück ausgehalten, und dessenthalben sollten wir auch jetzt allzwei beide nach dem gleichen Glück greifen — verstehst? Seit meinem letzten Aufenthalt in Migelbach, wo ich bei dir den guten Kaffee hab' getrunken, muß ich alleweil dran denken. So ein Weiberl, das guten Kaffee kocht, tät mir halt taugen — und sonst auch. Ist bei der Wirtschaft der Mann, so fehlt's Weib, und du wirst wahrscheinlich 's Umgekehrt sagen können, gleichwohl ich weiß, wie tüchtig du seit deines Alten Absterben haushalten tust. Im Alter hätten wir auch keinen großen Unterschied und jetzt bin ich bei dem guten Rat, Frau Stäuberin, du sollst mich zum Mann nehmen. Spaß und Ernst auch, du wirst mit mir zufrieden sein. Willst überhaupt, so sag's, in Kleinigkeiten, wo wir etwan nicht gleich sind, werden wir schon gleich werden. Ich beschließe mein Schreiben, bei dem ich eh bin schwitzend worden, und verbleibe dein aufrichtiger Freund Stefan Mairinger.

Einen halben Laib Emmentaler Käse und zwei Kilo Sechzehner-Kerzen kannst mir auf Rechnung schicken, mit dem Steinführer."

Mehr als ein Tintenschweinchen unterbrach die Schrift, die Zeilen waren auch etwas ungleich, hier so eng beisammen wie ein zärtliches Ehepaar, dort so weit auseinander, wie zwei Leutchen, die zur Ehescheidung laufen. Oder steht zwischen den Zeilen etwas? Nein, der Mairinger sagt's ganz ehrlich heraus, was er will — heiraten will er.

Die Frau Stäuberin hat schon eine zierlichere Schrift und treibt auch nicht Schweinezucht in ihren Briefen. Also antwortete sie ihm sittsam:

„An den hochgebornen Herrn Stefan Mairinger, Latschenwirt auf dem Schieberpaß." Wenn einer so hoch auf der Alm daheim ist, da muß man schon „hochgebornen" schreiben! denkt sie und kichert.

„Dein liebes Schreiben nehme ich für Ernst, erstens, weil man mit so wichtigen Sachen keinen Spaß treibt, und zweitens, weil es einem Frauenzimmer mit dem Heiraten allemal gleich ernst ist, wenn nur ein Mann halbwegs an die Tür klöpfelt. Wenigstens stehen wir im Ruf, daß wir schier nit derwarten mögen, bis einer kommt — wer den Ruf aufgebracht hat, weiß ich nicht, wir Weibsleute sind überhaupt so, wie uns die Männer herrichten. Das kannst dir gleich merken, sollst einmal mit mir nicht zufrieden sein. So, jetzt habe ich schon ja gesagt. Wenn du ein Weib brauchst und ich einen Mann, da gibt's freilich kein besseres Mittel, als zusammenheiraten. Komm' nur ehzeit herab, daß wir alles ausreden können, und sollten sich derweil ein paar Gäste verlaufen, so mußt halt denken, besser die Gäste als die

Braut. Käse und Kerzen gehen mit dem Steinführer ab. Deine aufrichtige Freundin
Amalia Stäubinger."

Als sie den Brief durchgelesen hatte, hieb sie mit der Faust drauf. Ist's gut? Den Mannsbildern darf man keine Verliebtheit zeigen. Nicht einmal, wenn eine vorhanden ist. Wer gern kauft, dem schätzt man die Ware gleich teurer. Ist einmal so. Vielleicht habe ich ohnehin zu viel gesagt, daß er mir's nachher vorwirft, ich hätt' nach ihm geplangt. Zerknittert ist jetzt das Papier auch. Ei was, ich schreib' noch einmal. Sie schrieb den Brief das zweitemal:

„An den Herrn Stefan Mairinger, Latschenwirt auf dem Paß.

Dein Schreiben verstehe ich nicht und wenn du was willst, so mußt schon so gut sein, selber kommen und anfragen. Amalia Stäubinger."

Das ist besser.

Auf den Stefan Mairinger machten die paar Zeilen gar keinen üblen Eindruck. Recht hat sie. Das Heiraten ist kein Briefwechsel, da muß man selber zusammenkommen.

Beim nächsten Nebeltage, als kein Tourist vermutet wurde, sperrte er sein Wirtshaus zu, die alte Magd, der er's nicht anvertrauen mochte, schickte er in die Preiselbeeren aus. Er selber ging ins Tal nach Migelbach.

Sie verabredeten es kurz und nüchtern.

„Über die ersten Dummheiten sind wir hinaus", sagte der Latschenwirt und betrachtete sich den nied-

lichen, mit Waren vollgepfropften Kaufmannsladen. Sie erkundigte sich nach dem Ertrag des Latschenwirtshauses, und da dachte er, wirtschaftlich ist sie und das ist die Hauptsache. Dann begannen sie Zukunftspläne zu machen, wobei sich aber die Meinungen etwas komplizierten, so daß der Mairinger auf seinen Paß hinauf mußte, bevor sie fertig werden konnten. Im Latschenwirtshause begann er hernach die Ehekammer, die seit dem Tode seiner Ersten etwas öde und unordentlich geworden war, herzurichten. Schaffte sich ein paar haarige Gemsfelle an als Fußteppich vor den Betten und rote Fenstervorhänge, damit das kalte Licht, das von den Eisfeldern herabkam, in Rosen getaucht wurde.

Die Frau Stäuberin ließ ihr Haus weißeln, die Fensterbalken grün anstreichen und sonstiges instand stellen, damit dem neuen Herrn alles freundlich entgegenschaut. Dem neuen Herrn? Es wäre nicht zu ertragen, wenn sie nicht gleichzeitig die neue Frau über das Latschenwirtshaus werden würde!

Als der Latschenwirt demnächst wieder zu ihr kam, hatte er ein Steirerwäglein bei sich und zwei schwere Hengste drangespannt. Sie wartete ihm Blumenkohl auf — in ihrem Garten stand noch einer; er aß davon mit Mäßigkeit und meinte, von Blumenkohl sei er ein Freund, besonders gern aber esse er Speckknödeln. Dann packte er mancherlei Lebensmittel auf den Wagen und die Frau dazu, und so fuhren sie selbander davon durch das lange Schluchtental, hernach durch Wälder und über Almen hinan,

am Quarzsteinbruch vorbei bis zum Bergjoch. Dort oben strich ein scharfer Wind, Frau Amalia zog die Tuchjoppe enger zusammen und sagte: „Husch, husch! Das ist ja ein Bärenloch, da heroben!“

„Aber eine schöne Aussicht, gelt? Man sieht sogar die kraineriſchen Berge.“

„Um die geht's mir nicht“, antwortete sie, „mir sind schon die steirischen zu viel.“

In der Wirtsstube waren Gäste, mit denen die alte Magd nichts anzufangen wußte. Wenn der Mensch gestehen muß, daß er keinen Kellerschlüssel hat, so ist das nicht bloß darum zuwider, weil er dem Durstigen keinen Wein vorsetzen kann, sondern vielmehr wegen des damit bekundeten Mangels an Vertrauen, den eine alte Magd, die redlich durchs Leben gegangen ist, nicht ertragen kann, ohne sich in einem Winkel zu verstecken und zu Tode zu schämen. Die Alte schämte sich nicht zu Tode, sondern durchstöberte das ganze Haus, als ob der Kellerschlüssel bloß verlegt wäre. Welch eine Erleichterung also, als der Wirt kam, und welch ein Schreck, als sie an seiner Seite eine rundliche Frau sah! Der Latschenwirt ließ seiner werten Gastin Hirschbraten mit Preiselbeersauce vorsetzen. Sie aß ein weniges, dann legte sie Messer und Gabel auf den Tisch und sagte: Die Preiselbeeren habe sie sehr gern, aber das Hirschfleisch modere ihr zu stark.

Der Wirt wartete nun, daß sie mit den Gästen, zwei scharf ausgerüstete Hochtouristen waren es, ein paar freundliche Worte wechsele oder sie gar ein biß-

chen bedienen würde. Aber Frau Amalia blieb auf ihrer Bank fest sitzen und tat fremd. Er sprach vom ungarischen Wein und vom Flaschenbier, sie sprach von Kaffee, Seife und Schnittwaren. Er sprach vom Wirtsgeschäft auf dem Schieberpaß, sie von ihrer Kaufmannschaft zu Migelbach. Ein großes, unerfahrenes Herz hätte meinen müssen, diese zwei Leute paßten trefflich zusammen; was er nicht sei, das sei sie, und umgekehrt. Ein kleines, erfahrenes Weltherz jedoch hätte nach solchen Anzeigen geschlossen, das gehe schief; was er nicht wolle, das wolle sie, und umgekehrt.

Indes freute Frau Amalia sich an dem geordneten Anwesen auf dem Bergjoch, und Herr Stefan rechnete insgeheim aus, welch eine Summe das schöne Kaufmannshaus samt Geschäft in Migelbach einbringen werde. So kamen sie wohlgemut auseinander und bei der Heimfahrt, da sie hinter dem Fuhrmann allein saß, konnte die Frau Stäuberin ihren Hochzeitsstaat überlegen — sie denke, einen Rock aus kirschroter Seide, mit schwarzem Samtbesatz, dazu ein Pariserhütchen, wie es die Frau Kreisrichterin zu Martan trägt.

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft kreuzten sich zwei Briefe, der eine ging tal-, der andere bergwärts. Der erstere war so gestimmt:

„Liebe Mali!

Eigentlich fürchte ich's gar nicht. Du wirst schon in die Wirtschaft taugen da heroben, du wirst noch eine prächtige Wirtin werden, wie du das Zeug hast. Jetzt schaut's freilich noch nicht viel gleich bei mir,

aber wenn wir das Kaufmannshaus verkaufen, so bauen wir uns auf dem Sattel ein Fremdenhotel, wo ich schon lang dazu eine Freud gehabt hätt', aber alleweil zu wenig Geld. Das wird ein Geschäft werden im Sommer, wie kein zweites im Land, denn man muß mit dem Fortschritt halten und mein Vater selig hat oft gesagt zu mir: Bub, aus dem Latschenwirtshaus laßt sich was machen. Ich denk', liebe Mali, daß wir bald zum Pfarrer gehen, schreib' wann's Dir recht ist, bin allezeit bereit. Richt' nur Deinen Taufschein her und wegen's Katechismus, das G'sätzel von der Ehe wirst eh noch wissen. Ich hab's schier vergessen und muß nachbessern.

Dein lieber Stefan."

Der Brief, der diesen kreuzend vom Tal zu Berge ging, lautete also:

„Lieber Stefan!

Wir haben's letztens nicht recht ausgeredet und wirst eh froh sein, wenn Du vom Windloch da oben einmal befreit bist. Das Latschenwirtshaus geben wir derweil in Pacht, bis wir's gut verkaufen können. Das Migelbacher Geschäft vergrößern wir, mir liegt schon lang die Mehlhandlung im Kopf, vis-a-vis gegenüber von meinem Haus. In Wollstoffen wäre jetzt auch was zu machen. Werden schon zu tun haben allzwei und wird schon gesorgt sein, daß Dir nicht die Zeit lang wird in Migelbach, und mit Deinem guten Kopf lernst Du die Handlung in paar Wochen.

Kannst kommen wann Du willst, daß wir anfangen. Deine Amalia."

Somit war das in allerbester Ordnung und die zwei Briefe, die sich schon am nächsten Tage wieder kreuzten, waren noch kürzer und deutlicher gehalten.

Der von oben: „Das wird wohl nicht geschehen, meine Liebe, daß ich mein Vaterhaus im Stich laß! Da wird wohl das Weib dem Mann folgen müssen. Richt' Dich nur zusamm'n! Dein Stefan."

Und der von unten: „Da werden's mich eher auf den Freidhof hinaustragen, als wenn ich ins Latschenwirtshaus hinaufgeh'. Willst die Kaufmännin haben, so wird Dir schier nichts anders übrig bleiben, als Kaufmann zu werden.

Deine Amalia."

Nach diesem diplomatischen Notenwechsel zwischen dem Schieberpaß und Migelbach war es ein Weilchen still. Die Frau Stäuberin hatte schlechte Nächte und sie sann nach, wie der halsstörrige Mann doch herumzukriegen wäre, damit sie mit dem Erlös des Latschenwirtshauses ihre Handlung vergrößern könnte. Vor der Hochzeit, wenn man auch wollte nachgeben, so muß es doch nach der Hochzeit sein, daß ich mir meinen Kopf aufsetze. Und die Mannsbilder, wenn man ihnen nicht folgt, werden gern grob und nachher ist der Teuxel los. Na, das kann eine zuwidere Geschicht' werden.

Da erschien eines schönen Tages der Hirtenknabe wieder im Kaufmannshaus bei der Frau Stäuberin — er hätte was abzugeben, und langte säumig ein Brieflein hin. Dieweilen sie dasselbe las, lugte er wieder auf die Flaschen. Fest überzeugt, daß heute

nichts für ihn ausfallen würde, wollte er den Weichselgeist wenigstens von außen ansehen. Mit den Augen kann man die ganze Flasche verschlingen, auch wenn sie einem nicht gehört, und kriegt doch keinen Rausch. Wie sehr war er verwundert, als die Frau Stäuberin ein Gläschen füllte und ihn freundlich einlud: „Geh her da, Bübel, und trink'. Da hast auch ein Zwieback zum Dazubeißen. Laß Dir nur Zeit und trink' aus, ich füll' schon noch einmal nach."

Und was stand denn in dem Brieflein, das sie so froh gemacht hatte? In dem Brieflein standen die paar Zeilen:

„Schätzbare Frau Stäuberin!

Ich hab' mir's überlegt. Es ist das Gescheitere, wir lassen's sein. Daß wir einander nicht ins Unglück bringen. Nix für ungut. Sei so gut, mir einen Zuckerhut und zwei Kilo Kaffee prima Sorte auf Rechnung zu schicken. Mit Achtung

Stefan Mairinger."

Thomas und sein Unglück.

Thomas Landstetter fuhr auf seinem einspännigen Steirerwäglein die Straße entlang. Es war ein schwüler Julitag und über den Bergen stand schweres Wettergewölk. Die einzige helle Wolke, die wie ein fabelhaft steiler Schneeberg hinter dem Tale emporstand, legte ein fahles Licht in die dunkelnde Bergschlucht; in diesem Licht hatte Roß und Wagen einen leichten mitlaufenden Schatten. Hoch am Berghang die Fichtenwipfel schlugen aneinander, auf der Straße spürte man nur kurze qualmige Windstöße, vor denen manches Staubhöslein keck aufwirbelte.

Thomas ließ die Peitsche pfeifen in der Luft, daß der Schimmel rascher trabe. Er hatte wohl Ursache, den Ausbruch des Gewitters zu fürchten, denn der Wagen hatte kein Dach und neben ihm kauerte, in die Pferdedecke eingewickelt, sein junges, krankes Weib. Die Wetter sind wüst in diesem Sommer und hatte er unterwegs gehört, daß es die Nacht zuvor im Hilmbachtal, dem er nun zufuhr, schlimm hergegangen sei. Das Wasser, das ihm aus diesem hei-

matlichen Tale entgegenkam, wälzte sich schwer und trüb heran und überflutete in schlammigen Wellen die Ufer, dürres Geäste, Baumrinden und Scheiter auf die Wiesen werfend. Vor zwei Tagen war er mit seiner Ottilie aus Altlechen im Hilmbachtale ausgefahren, gen Schellbach im Unterlande zu einer traurigen Pflicht. Den Vater seines Weibes, der dort Grundbesitzer gewesen, hatten sie begraben. Und ein paar Stunden nach dem Begräbnis, als Ottilie zur Heimfahrt in den Wagen steigen sollte und noch vor der Haustür ihr Bündel fester binden wollte, fiel sie um und blieb liegen wie ein Stück Holz. Thomas riß sie an sich, aber sie ließ Arme und Haupt hängen, in den halb offenen Augen sah man nur das Weiße und zwischen den gepreßten Lippen kochte etwas wie Schaum hervor. Die umstehenden Leute sprachen schon davon, daß der Küster die Sterbeglocke läute, da begann sie allmählich wieder zu atmen, kam zu sich, fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, schaute mit großen Augen ihren Mann an und sagte verwundert: „Was ist denn jetzt gewesen? Bin ich denn eingeschlafen?“ — Thomas hat später nachgedacht, wie ihm wohl in jenen Augenblicken gewesen sei. Er wußte es nicht, hatte nur den Eindruck, es sei ein Augenblick aus purem Stein gewesen. — Ans Herz ging es ihm eigentlich erst, als sie jetzt wieder zu sich gekommen war und die Leute hin- und herredeten, das Weib sei wohl zu bedauern, es habe die „hinfallende Krankheit“. War es ja selbst sein erster Gedanke gewesen: Epilepsie! So weit er sich an Leute, die die

Fallsucht hatten, erinnern konnte, es war so. Die Gemütsflut wegen des Vaters Tod wäre wohl die Ursache gewesen, und nun würde der Anfall von Zeit zu Zeit immer wiederkehren.

„Jetzt magst den Herrgott wohl um Standhaftigkeit bitten, Bauer, jetzt ist ein großes Kreuz auf dich vom Himmel gefallen!" Also sagte mit hoher, zarter Stimme der Totengräber des Ortes, weil er als einzige anwesende Amtsperson sich für verpflichtet hielt, ein gewichtiges Wort zu sagen und den armen Leuten christlichen Zuspruch zu erteilen. Ein paar Nachbarsfrauen stimmten ihm bei: Wer diese schreckliche Krankheit einmal habe, der müsse mit ihr in die Truhe steigen. Bei jedem Vorfall, bei jeder Freude und bei jedem Schreck komme der Anfall und die arme Frau würde ihr Lebtag die zerbissenen Lippen haben und die Beulen im Kopf vom Hinfallen und Mundkrämpfen! Das beste sei noch, ihr allemal schnell den Daumen aufzudrehen und ihr in die hohle Hand zu spucken, damit wenigstens der böse Feind über sie keine Gewalt habe.

Mit solchem Troste war Thomas davongefahren, an der Seite das Weib, das ein wenig fröstelnd und erschöpft dahinlag. Wenn er sie nur glücklich möchte heimbringen nach Altlechen; dort bei ihrem Herde und beim klugen Doktor Baldmann würde sie sich doch wohl wiederfinden. Aber es ist noch stundenlang dahin und das Gewitter, just zum Niederstürzen, lastet über den Bergen, wie der Kummer auf dem Herzen. Wenn sie wenigstens das Wirtshaus in der Brühl noch er-

reichten! Ehe sie zu demselben kamen, begegneten ihnen zwei Landwächter, die einen Mann vor sich hertrieben. Dem waren die Hände auf den Rücken gebunden und den grauen Filzhut hatte er bis über die Augen herabgestülpt. Thomas sah ihn, machte lebhaft eine kleine Bewegung und saß wieder fest. Sein Weib zupfte mit zwei Fingern das Kopftuch zurück, das ihr übers Gesicht hereingerutscht war und sagte: „'s ist frei zum Lachen."

„Dir ist jetzt besser, gelt?"

„Aber so eine Ähnlichkeit. Den sie dort dahintreiben — man meint, dein Bruder hätt's sein können, der Natzl."

„Ist dir das auch eing'fallen?" rief Thomas wie verwundert aus. Sonst sagte er nichts mehr, es sausten große Tropfen nieder. — Was mag das jetzt wieder sein? Da ist was geschehen. Gewesen ist er's sicher. Nach der Seite hat er sich gewendet, wie er unseren Wagen sieht. Sein Jähzorn, oder was — daß er mir nicht ins Gesicht sehen kann. Es mag mich aber doch auch betrogen haben. Es wäre nicht zu denken.

Endlich waren sie zum Wirtshaus in der Brühl gekommen. Dort gab's Verwirrung. Der Hausknecht war nicht zuhanden, so leitete Thomas das Gefährte unter ein breites Stalldach, hob sein Weib aus dem Wagen und sie stützend, schritt er mit ihr langsam ins Haus.

„Fahrst leicht jetzt aus, oder wie?" Mit diesen Worten begrüßte ihn der Wirt, dieweilen er hastig

schnaufend von Tür zu Tür eilte. „Im Hilmbachtal soll's ja schauderhaft ausschauen. Ist's denn wahr? Ist's denn wirklich wahr, daß ganz Altlechen verschüttet ist?“

„Was redest denn? Ich weiß nichts, ich komm' vom Unterland. Was weißt denn, Brühlwirt? So red'!“

Der Brühlwirt wußte viel. Alle Fuhrleute, die vom Hilmbachtal herabkamen an demselben Tage, hatten erzählt und nicht genug erzählen können. Der erste wußte, der Bergsturz habe das halbe Dorf unter sich begraben, die nachfolgenden sprachen davon, daß Altlechen einfach nicht mehr existiere. „Welcher Bergsturz? Was nicht existiere?“ So schrie Thomas heftig auf. Aber der Wirt wußte weiter nichts. — „Und der Ramesbauer, der Bruder?“ — „Ja der Natzl, man soll dem Gerede gar nicht glauben. Seinen Nachbar soll er erstochen haben.“ — „Welchen Nachbar? Wann? Warum?“ Näheres wußte der Wirt nicht. Die Fuhrleute hätten es so eilig gehabt, sie fürchteten, der See könne losbrechen jeden Augenblick und das ganze Tal mitsamt der Straße unter Wasser setzen. — „Welcher See?“ — Ja, es hieße, der Bergsturz habe das Wasser gestaut; oberhalb, wo Altlechen gestanden, sammle sich ein See und wenn der Schuttwall bricht, sei das ganze Hilmbachtal bis herab in die Brühl in größter Gefahr. Er, der Wirt, beobachte den Bach, der sei des Morgens so klein gewesen, daß die Forellen verdurstend auf dem Sand umhergelegen. Seit einer Stunde schwelle das Wasser

unerhört schnell an und wenn jetzt das Ungewitter auch noch losbricht, wisse man nicht, was geschehen werde. — So der Brühlwirt. Länger hielt er nicht stand, eilte aufgeregt in seinem Gehöfte umher, mit den Knechten schreiend, die allerhand Geräte in die höher liegenden Gebäude brachten. Die Wirtin trug jammernd das Silbergeschirr zusammen in einen großen Korb und zwei Mägde führten Kühe und Kälber aus den Ställen und jagten sie den Berghang hinan.

Thomas, der Bauer von Altlechen, war starr.

„Das sind ja lauter Narren in diesem Haus!" sagte sein Weib, und sagte es ganz gelassen, „fahren wir heim, Thomas. Schau, es regnet ja gar nicht arg."

Er schaute sie an. Sie war jetzt plötzlich wie in gesunden Tagen, war schier gar nicht erschrocken. Wo alle Leute vor Entsetzen beben, war sie ruhig. Und das Hinfallende war nicht gekommen.

Es kann aber kommen, dachte Thomas, nicht einen Augenblick ist man sicher. Unglück über Unglück! So groß, daß es kein Mensch kann ausdenken. Und da soll die Krankheit ausbleiben? Es ist schon alles eins, wenn der Hof hin ist und das Gesinde und die Ehr', so mögen wir auch hin sein, soll alles miteinander zugrunde gehen. „Ja, Ottilie, fahren wir!" — Der losgebrochene See wird uns ein kurzes Ende machen. Ist am besten: Ich will von allem nichts mehr sehen, nichts mehr wissen. Eine verdammte Luderei ist alles miteinander. — In solch grenzenlose

Verzweiflung sank er nieder, der Bauer von Altlechen.

Die Zechmünze warf er auf den Tisch. Den Wein ließen sie stehen im Glase, setzten sich in den Wagen und fuhren davon. Ein feiner Regen ging nieder, daß die glitschige Straße glänzte, im Bergwald war es ruhig geworden, zwischen dem sich lösenden Gewölk blickte ein wenig blauer Himmel. Es duftete der Tann.

Thomas hieb mit der Peitsche heftig auf das Pferd ein, obschon dieses nach allen Kräften dahintrabte. Sie legte die Hand an seinen Arm: „Mußt nicht, Thomas, schau, es kann nicht schneller laufen."

„Der Teufel soll's holen!" knirschte er, „alles miteinander soll der Teufel holen!"

„Ein bissel sollst doch Gottvertrauen haben."

„Wer? Ich? Gottvertrauen? Da müßt ich mir wohl selber ins Gesicht spucken."

„Aber Mann!"

„Wenn einer noch ein schlechter Mensch wär'! So lang hab' ich gebetet alle liebe Tag: Bewahr' uns vor allem Unglück! Was hab' ich denn angestellt? Daß ich jetzt mit dem kranken Weib betteln gehen muß, und die Schand dazu? Seit die Welt steht, ist in unserer Familie kein Mörder gewest! Und jetzt auf einmal hat der Teufel alles, was er weiß, über mich zusammengeworfen. Meiner Seel, wenn jetzt das Wasser daherkommt, schnurgerad' fahr' ich mit Roß und Wagen hinein, wo's am tiefsten ist."

„Schau, Thomas, mußt denken, einmal kommt

über jeden Menschen ein schwerer Schlag. Es wird nachher allemal alles wieder besser."

„Wenn mir der Teufel hilft, vielleicht!"

„Was du alleweil mit dem Teufel hast. Unser Herrgott ist da!" Sie sagte es mit sanfter Stimme, daß er es nicht sollte wie einen Vorwurf nehmen, denn er erbarmte ihr so sehr, daß sie nicht weiter sprechen konnte, so viel ihr auch noch einfiel, ihn zu trösten und aufzurichten. Der Wagen rasselte dahin, das Pferd stolperte auf dem Wege, der ausgewaschen und steinig geworden war; Thomas hieb mit der Peitsche drein, und daß er dreinhauen konnte, schien ihm die einzige Erleichterung zu sein. Sie lag wieder hingelehnt im Wagen, hüllte sich fröstelnd in den Kotzen und unterdrückte oft einen Seufzer. Thomas begann zu murmeln. Er sah in sich den ungeheuren Schutthaufen auf dem Fleck, wo Altlechen gestanden. Die Kirchturmspitze ragt noch hervor, ganz schief, talwärts gedrückt. Und sein Hof? Eine feuchte, schmutzige Steinschütte mit zerbrochenen Waldstämmen bedeckt alles. Ein großer Hügel, und auf dem wird ein Galgen gebaut. —

„Das größte Unglück wär', wenn du den Verstand tätest verlieren," sagte sie.

Das belebte ihn fast. Ja, wahnsinnig, das wollte er sein, da konnte er sich gehen lassen, konnte selber Unglück sein, anstatt es zu tragen. Er freute sich an der Angst, die er seinem Weibe machte und er phantasierte weiter, so wie man halb wachend, noch im Traum befangen, mit stöhnender Stimme ein Un-

geheuer herausfordert. Das Weib hatte unter der Decke die Hände gefaltet und betete heimlich. Das Gewitter hatte sich allmählich verflüchtigt, doch als sie hinter der Schlurer-Schlucht ins Hilmbachtal einbogen, zogen hinter den fernen Rittfelsbergen neue Wolken herauf, dunkel und schwer. Von den Seitengräben herab schossen trübe Bäche, wovon mancher die Straße durchbrochen hatte, so daß der Wagen nur mit Mühe weiter kam. Das Wasser des entfesselten Sees aber war immer noch nicht gekommen. „So wird das ganze Tal ertränkt, wenn der Wall nicht bricht!" rief Thomas. „Lustig, lustig! Fahr' zu, alter Drache!" Und hieb auf das Tier ein.

Beim Gatterkreuz begegnete ihm der Sägemeister von Altlechen. Der hatte seine Pfeife im Mund, schritt ganz gelassen einher und setzte seinen Stecken fest auf den Boden.

„Aber, Simon, lebst noch? Lebst noch?" rief ihm Thomas zu.

„Freilich. Alleweil noch ein bissel," antwortete der Mann und wollte vorübergehen.

„So halt still!" rief Thomas zornig und riß den Leitriemen zurück.

Nun blieb der Sägemeister stehen, nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Hast eine traurige Fahrt gehabt. An was hat's ihn denn so schnell gepackt?"

„Sag mir um Gotteswillen, Simon, wie schaut's aus in Altlechen?"

„So weit nichts Neues. Hochwasser hätten wir

bald gehabt. Vom Glöckelberg ist eine große Lahn niedergegangen, hat den Bach verlegt. Die ganze Nacht hat sie zu tun gehabt, unsere Feuerwehr, bis das Wasser wieder zum Ablauf gebracht worden ist."

„Aber mein Gott, es soll ja —. Es hätt' ja Häuser verschüttet, sagen sie. Das ganze Altlechen hätt's verschüttet, sagen sie."

„Wann?" fragte der Sägemeister. „Ich komm' doch gerad' von Altlechen herab. Die Brunner-Mühl hat's weggerissen, sonst weiß ich nichts."

„Heiliges Kreuz! Aber so lügen!" Der Thomas und sein Weib riefen es mit kreischender Stimme. Und sie lachten in freudigem Schreck.

Gelogen war's zwar nicht vom Brühlwirt und seinen Gewährsmännern, aber übertrieben war's, mächtig entstellt und aufgebauscht, wie jedes Ereignis, das sich halb verhüllt vollzogen hat und dann durch vieler Leute Köpfe und Mäuler geht. Von Kopf zu Kopf vergrößerte sich auch der Bergsturz, die Wasserstauung, es bildete sich die Verschüttung des Tales, der Untergang des Dorfes, und was die eigene Phantasie schuf, als schon geschehen oder geschehend, das glaubten die Leute und sagten es gläubig weiter und redeten sich selbst in eine Aufregung und Angst hinein, der sie dann zu entfliehen suchten.

Der Sägemeister sagte noch: „Na, also, kommts gut heim!" und wollte weiter. Allein Thomas ließ ihn nicht, sondern fragte: „Und sonst auch nichts? Wirklich nichts sonst?"

„Was denn? Wo du erst seit ein paar Tagen fort gewesen bist, wird weiter viel Neues geschehen sein! Sei froh. Das Neue ist eh' selten was Gutes."

Thomas wurde mutiger: „Was ist's denn mit meinem Bruder, dem Ramesbauer?"

„Ah, das meinst. Hast schon gehört davon? Beim Raufen gestern im Lindenwirtshaus. Mit dem Sandbichler soll er ins Raufen gekommen sein. Zuerst halb Spaß, nachher Ernst, wie das schon immer einmal geht. Ein Handschurf, mehr Blut als Wunde. Aber den Sandbichler, hab' ich gehört, sollen doch die Standarn heut' abgeholt haben."

„Den Sandbichler abgeholt? Ich hätt' gemeint, meinen Bruder hätten sie fortgeführt."

„So, deinen Bruder?" lachte der Sägemeister. „Nachher ist's wohl umgekehrt und ich hab' nicht recht verstanden. Der Ramesbauer wird den Sandbichler angestochen haben, so wird's sein. Na, ich sag's ja, das verflucht' Raufen allemal. Ein paar Tag kann's ihm schon kosten. Ja, Leut', ich verweil mich. Behüt euch Gott beieinand!"

Ein Fuhrmann mit seiner Blockfuhr kam heran, auch von Altlechen. Der sagte auf Thomas' Befragen ähnlich aus. Altlechen stehe, wie es gestanden, den Ramesbauer aber hätten sie zum Bezirksgericht gebracht, weil er gegen den Sandbichler ein wenig gewalttätig geworden wäre. Der Doktor Baldmann hätte aber gesagt, in einer Woche sei die Wunde heil.

Als diese Berichterstatter davon waren, hieb

Thomas nicht mehr aufs Pferd ein, sondern stieg vom Wagen, streichelte es und nannte es ein gutes Tier. — Ja, das war einer von denen, die des Herrn Prüfung noch nicht bestehen. Im Glücke sind sie freundlich und gerecht und schöner Grundsätze voll. Kommt Widerwärtiges, sofort werden sie ungeduldig, roh, rücksichtslos und geraten in Verzweiflung. Was half es, daß der Wildling ob seiner wahnsinnigen Auflehnung sich jetzt schämte vor dem Pferd und vor seinem Weibe? Dieses hatte nun gesehen, daß noch eine ganz andere Glut notwendig sein wird, um das Gold in ihm zu läutern. Wie männlich er auch dagestanden war als ihr Gebieter und als Großbauer in Altlechen, wie er dem Gesinde auch den Herrn zeigen konnte und sein Recht und Ansehen sich zu wahren wußte im Dorf — ein wirklicher Mann war es doch nicht, das hatte sie jetzt erfahren. Nicht einmal gesehen hatte er das Unglück, nur auf Hörensagen-Nähe war es ihm gekommen und er bricht ein wie morsches Holz! — Das war dem Weibe weit härter auf die Seele gefallen, als der Tod ihres alten Vaters, als ihre eigene Erkrankung, aus der er so trostlose Vorstellungen machte, anstatt sie zu trösten.

An demselben Abend, als nunmehr wirklich am Fuße des Berges Altlechen vor ihnen dalag und die Abendsonne — das Gewölke durchbrechend — auf die weißen Mauern, roten Holzwände und silberig schimmernden Bretterdächer schien, hielt Thomas die Hände zusammen. Es war ihm ums Beten. Er rüttelte sein Weib, daß sie mit ihm laut bete; er ahnte

nicht, daß ihr Denken und Empfinden während der ganzen Fahrt ein ununterbrochenes Gebet gewesen war.

Endlich in seinen heimatlichen Hof gekommen, der unversehrt und traut seine stattlichen Gebäude um ihn auftat, ließ Thomas den Arzt holen und klagte, sein Weib hätte die Fallsucht bekommen.

„Unsinn!“ sagte der Doktor und ließ sich alles erzählen. Dann erklärte er das plötzliche Bewußtloswerden und Hinfallen für einen gewöhnlichen Ohnmachtsanfall, verursacht durch die vorhergegangene schlaflose Nacht, die weite Fahrt, die Aufregung beim Begräbnisse und vielleicht mitverursacht von einem jungen hoffenden Zustande, zu dem Anzeichen vorhanden waren. Von Fallsucht oder sonst irgendetwas Bedenklichem war keine Spur. Völlig beruhigt schüttelte Thomas dem Arzte die Hand, dann ging er in die Wirtschaftsgebäude, um zu sehen, ob das Korn eingebracht worden war, und um in seiner kurzen, barschen Art neue Befehle zu geben. Sein Weib hatte ihn mit Bangen beobachtet, nur ein wenig Zerknirschung, nur ein bißchen dankbarer Demut, wenn sie an ihm wahrgenommen hätte! — Noch vor dem Einschlafen kam es ihr bei: Altlechen ist nicht verschüttet, aber seine Seele ist verschüttet.

Tief in der Nacht wachte sie auf, denn nahe an ihr hörte sie ein Stöhnen. Und da kniete vor dem Bette ihr Mann, die Ellbogen ans Brett gestützt, mit den Händen das Gesicht bedeckend und heftig schluchzend.

Da langte sie nach seinem Haupt und sagte voller Liebe: „Thomas, gelt, jetzt hast es erst bedacht?“

„Ottilie, ich bin mein Glück nicht wert.“

Und das eben war sein Unglück. Und vielleicht auch der Wandel zum Glücke.

Laurentl, der um Rat fragt.

Ich hatte einen jungen Vetter. Der war schlank gewachsen, trug eine hirschlederne Kniehose, ein grünes Filzhütlein, hieß mit Namen Laurentl und war Bauernknecht. Er hatte ein fast milchweißes schmales Gesicht, braunes Haar, das links gescheitelt und rechts quer über die Stirn gekämmt war, er hatte ein braunes Schnurrbärtchen, dessen Spitzen er gerne mit dem Beinmundstück seiner Tabakspfeife emporschob, und er sah eigentlich aus wie ein Stadtbübel, das man wundershalber so über die Sommerfrische ins Bauerngewand gesteckt hat. Ach, Stadtbübel, das war der Laurentl nicht, und so gut ging es ihm nicht. Obschon erst neunzehn Jahre alt, mußte er bei seinem Großbauern neben drei baumstarken Kerlen arbeiten wie sie, und wenn er vor dem Spätabend müde sich auf den Rasen setzte und auf der Stelle einschlief, trieben sie mit ihm Gespötte und steckten ihm kleine rote Ameisen hinter den Hemdkragen. Im Weberhäusel bei Vater und Mutter hatte er eine warme Kindheit gehabt; die Eltern starben, das Häusel wurde vergantet und das Leben des vereinsamten Jungen wurde hart und kalt. Mit Freuden war er in den

Dienst gegangen, als der Großbauer eines Tages auf dem Kirchplatz zu ihm gesagt: „Na, Laurentl, was ist's denn? Weil 's Häusel hin ist, rat ich dir, nimm ein Haus. Komm zu mir, ich hab auch als Knecht angefangen und heut hab' ich hundert Joch Acker, vierzig Stück Vieh und zwei Dutzend Leut." — Wohl. Just das zweite Dutzend machte der Laurentl voll und wie er nach dem ersten Tagwerk auf dem Felde in Hemdärmeln beim großen Tisch saß, mitten unter den derben, bärtigen und schwitzigen Knechten, da kam er sich das erstemal in seinem Leben als jemand vor — wenn schon noch nicht ganz als Knecht, so doch als Knechtl. Aber bald zeigte es sich, der Pflug war stärker als er, denn er schleuderte ihn auf den Furchen hin und wieder; und auch die Mehlklöße waren stärker als er, denn sie drückten ihm nächtig jämmerlich den Magen. Er war schier der letzte und der niedrigste im ganzen Hause.

Dann ist er — ein Sonntag war's, um Nachmittag — zu mir gekommen.

Weinen tat er just nicht, aber an den Mundwinkeln zuckte es so ein wenig unsicher. Und den Oheim wolle er halt um einen Rat fragen.

„Oheim, ich hab' mir's überlegt. Das Bauerndienen freut mich nicht. Ich will ins Eisenwerk gehen. Dort kommt der Verdienst viel höher und die Arbeitszeit ist kürzer. Ist die Schicht vorbei, so bin ich mein eigener Herr und kann machen was ich will. Der Firnsteiner Sepp ist auch ins Werk gegangen und er sagt, vier starke Zugochsen brächten ihn nicht zurück

ins Bauernhaus. Jetzt möcht ich's halt auch probieren und frag den Oheim um Rat."

So habe ich ihm geantwortet: „Laurentl, das täte ich nicht. Das Bauerndienen ist freilich hart, ich weiß es wohl. Aber anderswo ist's noch gefährlicher. Der Verdienst im Eisenwerk ist höher, aber auch der Verbrauch, mußt bedenken. Beim Bauern kostet dir die Wohnung nichts, im Werk mußt du dir ein Zimmer mieten um viel Geld; beim Bauern brauchst dich gleich so zur Schüssel zu setzen, im Werk mußt du dir alles selber einschaffen und kochen; oder gehst ins Wirtshaus, dann weiß man schon, was es geschlagen hat. Beim Bauern hast du gesunde Arbeit von allerhand, jetzt in Haus und Hof, jetzt in Feld und Wald, und du siehst, daß was wird. Im Werk mußt bei Staub und Rauch alleweil das Gleiche tun, so daß der eine Körperteil überanstrengt, der andere verkümmert wird, und von der Arbeit hast du doch bei keinem einzigen Stück aufzuweisen: das habe ich gemacht. Na, und die Freiheit, mein Gott, die wird von jungen Leuten halt dazu verwendet, sich umzubringen. Dich halt ich für brav und gut. Was man aber vom Firnsteiner Michel hört! Vier starke Zugochsen werden den jetzt freilich nicht zurückbringen ins Dorf; bis er nur erst siech und arbeitsunfähig ist, dann wird eine alte Schindmähre stark genug sein, um ihn auf dem Strohkarren in seine Heimatsgemeinde zurückzuschleppen. — Jetzt kannst dir denken, Laurentl, welchen Rat ich dir geben will."

Der Junge ist dagestanden, hat an den Fransen seines Hutbandes gezupft und nachher gesagt:

„Ich denk', es kommt halt darauf an, wie der Mensch ist. Der Fleißige bringt's im Eisenwerk leichter zu was. Beim Bauern kann ich Tag und Nacht arbeiten, es kommt mir nicht zu Nutzen und keine Stund der Wochen kann ich für mich selber sein. Und schon gar, wie es mir geht. Vorigen Winter habe ich einmal so Halsweh gehabt, schier zum Ersticken. Und der Schlund voller Blasen und so viel die Hitz'. Da haben sie mich im Stall liegen lassen auf dem Strohsack, drei Wochen lang, in Durst und Fieber, und erst wie zu einer kranken Kuh der Tierarzt gekommen ist und mich liegen gesehen und angeschaut hat, sagt er: Jesses, Leut, der hat ja die häutige Bräun! Nur geschwind Kuhfladen um den Hals binden. Gestorben bin ich freilich nicht, aber die Red ist mir verfallen gewesen monatelang, daß ich gar nichts hab' sagen können. Macht nix, hat mein Bauer gesprochen, reden braucht er eh nit, wenn er nur wieder arbeiten kann. Das kann ich freilich, aber was hilft's, wenn ich alt oder krank werd', hab' ich doch nichts. Schlechter kann's auch im Eisenwerk nicht sein, aber leicht besser, wenn ich fleißig sparen tu."

Hierauf habe ich gesagt: „Laurentl, wenn du fleißig sparen tust, so probier's halt in Gottesnamen und gehe ins Werk." Denn, habe ich bei mir selber gedacht, wenn der Bauer seine Dienstboten schlechter hält, wie das Vieh, so will ich weiter nichts drein reden.

Also mein junger Vetter ist Eisenwerksarbeiter geworden und hat Wort gehalten — hat fleißig gespart. Und weil er nicht mit den andern gehalten, die ihre sauer erworbenen Groschen verjubelten, so ist er bald ihr Gespött geworden. Dennoch hat ihn jede Partei — die rote wie die schwarze — für sich haben wollen. Er aber war ein nachdenklicher Bursche, hat die Roten und die Schwarzen beobachtet in ihren Grundsätzen und Handlungen, hat das eine von beiden angenommen und das andere von beiden verworfen, wie es eben in seinem Kopf schon fertig gewesen ist. Bei der Arbeit hat er willig und verläßlich seinen Mann gestellt, an Sonntagen ist er im schmucken Gewande des Obersteirers im Freien umhergegangen, hat mit Genossen, die ihm helfen konnten, „zweispannig" gesungen, oder ist allein über die Felder geschritten, um die Blumen anzuschauen, oder durch die Wälder, um den munteren Rehen und Hirschen nachzuspähen und sich an ihrer schönen Gestalt zu ergötzen von weitem. Am Abend hat er sich eine Pfeife angezündet und ein Glas Wein getrunken in seiner Kammer, die er im Häuschen einer Witwe gemietet hatte. Die Frau achtete seiner gut und machte ihm's heimlich im warmen Neste ihres Besitztums. Das hat ihm wohlgefallen. Das Wirtshaus aber war ihm zu laut und zu dunstig gewesen. Manchmal hat er sich sogar mit einem Buche abgeplagt, in der Absicht, das Lesen zu lernen, denn seine Eltern hatten ihn vor lauter Liebe nicht in die Schule geschickt, weil er beim ersten Versuche schluchzend nach Hause gekommen war.

Die Genossen saßen in den Schänken, jeder auf dem Knie ein Mädel. Der Laurentl dachte bei einer Liebschaft allemal gleich ans Heiraten, an Kind und Kegel, an Haus und Hof, und dafür hatte er noch viel zu wenig in seinem Sparkassebüchel. Fortweg gab es aber junge Frauenzimmer, die dem schmucken gutmütigen Burschen den Hof machten; er stellte sich allen Anspielungen gegenüber dumm, so gut er sie auch verstand. Eine besonders zudringliche Fliege fand sich vor, die, weil sie so schmeichlerisch geartet und so niedlich gerundet war, dem Jungen allmählich an die Nerven ging. Des Wagemeisters Älteste war's. Und weil sie ihn jeden Abend, wenn er aus der Schicht kam, so lieblich anlachte, und ihm einmal das Halsbindel ordnete und dabei mit den zarten Fingerlein an seine Wange strich und sein Ohr kneipte, so fragte er sie dreist, ob sie ihn haben wolle. Er wäre ihr nicht zuwider, meinte sie offenherzig. Aber heiraten werde er sie nicht, gestand er. Das verlange sie auch nicht, war ihre Antwort. Im ersten Augenblick gefiel ihm diese Bescheidenheit, nachher jedoch kam es ihm vor, daß er an dem Frauenzimmer gerade darum keine Freude haben könne, weil ihr das Heiraten so gleichgültig war. Wenn eine Lieb' nicht so groß ist, daß sie ewig sein will, dann ist sie zu klein. — Er überließ sie einem Genossen, dem eine solche Gesinnung ungemein gefiel, und gab sich zufrieden daheim in der kühlen Kammer, nachbarlich der Witwe. Und es fügte sich mählich etwas anderes, so daß, was das Heiraten anbelangt, zwei

beide einverstanden waren. Aber, das soll anmutig erzählt werden.

Mir war es schon aufgefallen, daß der Laurentl an Sonntagen so besonders ausgeschmückt umherging. Nicht allein, daß er im Knopfloch die rote Nelke trug, und allemal eine ganz frische, auch sein grüner Hut war aufgestrammt mit Hahnenstoß und Gemsbart, und an der Uhrkette hatte er zwei in Silber gefaßte Tigerzähne und etliche alte Silbertaler hängen, daß es nur so klinselte, wenn er mit seinen langen Beinen würdig daherschritt. Auf dem Kirchplatz hatte ich ihn ein paarmal neben hausgesessenen Männern stehen sehen, und wie er sich von einem solchen sogar Tabakfeuer geben ließ. Mir fiel aber nichts weiter auf, bis er eines Tages schier feierlich bei mir vorsprach. Und er wolle halt den Oheim um einen guten Rat fragen.

„Oheim, ich hab mir's überlegt. Im Eisenwerk freut's mich nimmer. Der Mensch rackert sich ab und weiß nicht, für wen. Seit sechs Jahren hab ich mir wohl ein bissel was erspart, so daß wir die paar hundert Gulden gleich wegzahlen mögen beim Häusel."

„Bei welchem Häusel?" habe ich gefragt.

„Weil ich halt", bog er ab, „jetzt einmal Ernst machen möchte. Wenn der Mensch einmal siebenundzwanzig Jahr alt ist, wird er nimmer viel besser."

Nun fing ich an, ihn zu verstehen.

„Eh eine alte Bekannte", fuhr er fort. „Und eine Häuselschneck ist's auch, daß ich mir's einmal bissel leichter geschehen lassen könnt'."

22*

„Wenn's nur eine ist, die du gern hast", war mein Einwand.

„Und sie hat mich noch lieber", fuhr es ihm heraus. „Wir werden hübsch zusammenpassen, denk' ich. Nach großer Jungheit frag ich nicht viel, wenn sie nur sonst gut ist. Soll auch ihren ersten Mann gut behandelt haben."

„Ihren ersten Mann?"

„Es ist halt meine Zimmerfrau, die Frau Leitl."

„Behandelt, sagst du, hätte sie schon einen? Und von der willst du dich auch behandeln lassen? Komm zu dir, Laurentl. Willst du nicht eine nehmen, die du behandeln kannst?"

„Und deswegen möcht ich den Herrn Oheim halt um Rat fragen."

„Geh, geh. Heiraten wollen und um Rat fragen! Wer in dieser Sache einmal um Rat fragt, dem sagt man: nein. Und nachher folgt er erst nicht. Geh heim, Laurentl, und schlaf dich aus!"

Da sagt er ganz weichmütig: „Meine eigene Mutter kunnt nicht besser auf mich schauen, wie die Frau Leitl auf mich. Und das Essen! Alle zweiten Tag kocht sie mir Speckknödeln und schlampertes Kraut dazu, weil sie weiß, daß ich's gern ess'. Und alle anderen zweiten Tag gibt's Eierschmarrn mit Gurkensalat, weil ich auch das gerne ess'. Und wie sie mir aufs Gewand schaut! Und auf die Wäsch! Und aufs Bett."

„Kann mir's denken. Wenn's deine Mutter wär', tät's alles stimmen. Und sie könnt's auch sein. Ist sie nicht schon fünfzig?"

„Oh nein, noch nicht ganz achtundvierzig!“ beteuert er.

„Nimm sie nicht!“ schrei ich ihm zu. Es ist wie ein schriller Notschrei.

Da wird er stumm und blaß und läßt seine Augen auf dem Fußboden hin- und herzucken; vor seinem Fuß ist ein Ast in den Dielen, auf dem wetzt er mit der Fußspitze hin und her. Dann zieht er sein blaues Sacktuch heraus, das hat an der Ecke einen Knoten.

„Den — den da“, stotterte er und hielt mir den Knoten vor das Gesicht, „den hat sie mir gemacht, dazumal. Daß ich nicht vergessen sollt —. Weil ich ihr's halt versprochen hab — 's Heiraten.“

„So! Und da fragst du noch um Rat? Wenn es so steht, dann bist schon verheiratet, ich sag es dir. Was soll ich dir nur für ein Hochzeitsgeschenk geben? Vielleicht ein Lotterbett. Wiege braucht ihr keine.“

Ich war zornig. Mich dauerte der Junge, aber größer als das Mitleid war die Entrüstung über seine Dummheit.

Dann haben sie geheiratet. Er hat ihr sich selbst verschrieben, sie ihm das Häusel, eine moderige Holzhütte, die auf der Straßenseite ein fast neues Schindeldach und auf der rückwärtigen Seite ein durchlöchertes, halb verfaultes Strohdach hatte. Und nun war der Laurentl Hausbesitzer! Er ging von jetzt ab nicht mehr in das Eisenwerk, sondern bebaute das kleine Feld und mähte das Wieslein und fütterte die Kuh. Er arbeitete mit Fleiß und Lust, er freute

sich seiner Wirtschaft. Sein Weib versorgte das Häusel und hatte stets einen Kranz alter Freundinnen um sich, die sie mit Kaffee bewirtete und denen sie, wenn sie fortgingen, Mehl, Butter und Eier mitgab. Die Freundinnen schenkten auch zurück: war's ein Hut mit roten Bändern, war's eine versilberte Busennadel, war's gar ein Samtaufputz für den Sonntagsrock. Auch der Laurentl war die erste Zeit nicht karg gewesen und so stolzierte die Frau Leitl, jetzt Frau Egghofer, auf dem Kirchweg recht proper einher. Um so schlichter sah der Laurentl aus. Er ließ sich nicht Herr Egghofer nennen, hatte an der Uhrkette auch keine Silbertaler mehr hängen und sein schöner, grauer Steirerrock mit den grünen Aufschlägen war schon so oft sorgfältig ausgebürstet worden, bis man nun die nackten, ins Kreuz gewebten Fäden sah.

Nachdem eine Weile vorüber war, fragte ich ihn auf einer der zufälligen Begegnungen, wie es ihm eigentlich gehe. Da antwortete er: „So wie man sich's denkt, ist es nirgends. Es hat überall was." Und nichts weiter. Aha, es stinkt schon! — Beunruhigt habe ich ihn nach einer Weile das zweitemal gefragt. Er antwortete: „Es war früher nichts und es ist jetzt nichts." Und ging seinen Weg.

So. Das ist just nicht viel, das könnte eigentlich jeder sagen. Aber sein Aussehen wollte mir nicht gefallen. Ein gebeugter Nacken, ein fahlgrünes Gesicht, ein schläfriges Auge. Ist das der Laurentl?

Und dann eines Abends. Ich ging über die Berge

heim, es war schon spät. Nach heißem Tage eine feuchte Luft. In einer Lache quakten Frösche; ich meine zwei waren ihrer, der eine quakte Tenor, der andere Baß; es war sicherlich ein Eheduett. Neben der Lache, in der sich der Abendhimmel spiegelte, sah ich etwas Dunkles, das sich ein wenig regte. Und war's mein Laurentl.

„Herrgott!“ rufe ich, „wie du einen erschrecken magst! Was tust denn da?“

„Weil sie so schön singen miteinand!“ antwortete er.

„Wenn du ein Frosch wärest, wollt es mich nicht wundern. Aber du bist ein Leut. Und Leute kriegen das Fieber an der Lache, bei der Nacht.“

„Wär mir auch alles eins.“

„Jetzt wirst du aber gleich aufstehen und mit mir gehen und sagen, was dir ist.“ Denn mir stieß seinetwegen schon das Elend auf. Alles redete, nur er nicht.

Er ging dann des Weges neben mir her und behauptete sehr kühl, daß es ihm gut gehe, und daß, wenn es anders wäre, ihm ohnehin niemand helfen könne.

„Du willst mir's also nicht sagen?“

„Zu was denn auch?“

„So will ich es dir sagen, Laurentl. Deine Nachbarn, die Augen und Ohren aufmachen, wissen wenigstens so viel von deinem häuslichen Glück, als du selber. Ja, mein lieber Laurentl, du hast schon die Richtige erwischt. Zwei Gesichter hat manches

Eheweib, ein gutes für die Fremden und ein böses für daheim. Und du bekommst das erste seit deiner Hochzeit schon gar nimmer zu sehen, nicht einmal Sonntags unter dem Aufputz. In der Wirtschaft ist sie dumm wie ein Strohbund, und wenn du nach eigenem Willen was machen willst auf dem Feld, so heißt's, das ginge dich nichts an, die Besitzung hätte sie zugebracht. Was du mit Fleiß erwirbst, das vertut sie an ihre Kaffeeschwestern oder laßt es im Kasten verderben, bis es stinkt. Nachher ist's für dich noch gut genug. Mit einem Teil der paar Groschen, die du zugebracht hast, hat sie endlich einmal die Wirtshausschulden ihres Ersten bezahlt. Das war einer, der's gewußt hat, wo man wegen der bösen Weiber Trost findet. Von dem andern Teil deiner paar Groschen — nein, nichts, nichts. Daß der vacierende Nagelschmied mit einer neuen silbernen Uhr —"

In diesem Augenblick hat er mich scharf unterbrochen: „Das ist nicht wahr! Sie ist ein böses Weib, aber ein schlechtes Weib ist sie nicht!"

Es wunderte mich kaum, daß er meinen Satz verstanden, bevor er zu Ende gesagt war.

Wie wir so eine Weile schweigend nebeneinander hingegangen sind entlang der Pappelallee, und wie mir der arme Junge weh tut wie ein Blutstropfen in der entzündeten Wunde, da spreche ich: „Laurentl, du hast mich oft um Rat gefragt, wo ich dir keinen geben konnte, oder wo du ihn nicht befolgt hast. Heute könnte ich dir vielleicht raten und du möchtest gerne befolgen."

Da ist er mitten auf der Straße stehen geblieben und ich mit ihm. Und da habe ich gesagt: „Laurentl, du mußt dich scheiden lassen."

Er hebt wieder an zu gehen und murmelt: „Wenn das ginge, mein lieber Oheim, dann wäre es freilich leicht. Aber ich habe ihr vor dem Altar die ewige Treue versprochen."

Jetzt habe ich nach seinem Arm gegriffen. Der war wirklich, es war kein Geist, der so gesprochen, es war in aller Wesenheit ein Mensch aus dem neunzehnten Jahrhundert.

„Ach ja so!" rufe ich überlaut. „Die ewige Treue hast du ihr versprochen. Na, dann ist's was anders."

„Wir kommen an den Rand des Dorfes, wo unter dem Rain sein Häuslein steht. An der Schranke sagt er traurig: „Gute Nacht!" und geht über den Anger. In einem der Fenster liegt glutiger Schein, ein roter Vorhang ist vorgezogen. In den Ahornen flüstert der Nachtwind, da fächelt der Fenstervorhang in die Stube hinein, ein-, zweimal — und nun hat's der Laurentl gesehen. Mit großen Schritten ist er wieder zurück zum Weg gelaufen und hat mir ein paar Atemzüge zugestoßen: „Er ist drinnen bei ihr!" Und fort, fort in die finstere Nacht hinaus. — Da habe ich ihm wohl nachdenken müssen: Armer Knabe, dir ist nicht zu helfen. Du bist so grenzenlos ungeschickt. Hättest du jetzt zugegriffen, so wärest du Herr der Dinge gewesen, hättest deine saubere Alte gleich am Nagelschmied hängen lassen können.

Darauf gehen einige Tage dahin, da hört man,

unten im Lahmtal, in der Ziegelbrennerhütte liege der Laurentl Egghofer krank darnieder. Die Ziegelschläger-Leute, Stockitaliener, die man gar nicht versteht, hätten ihn auf der Gasse gefunden, mit sich genommen und der Alte habe ihm sein Bett abgetreten. Im Dorfe war's gar nicht bekannt gewesen, daß er fehlte; erst als die Frau Egghoferin merkte, daß es den Leuten auffiel, fing sie an zu jammern, sie wisse nicht, wo ihr Mann bliebe. Sie habe immer Angst um ihn; so oft er ausgehe, habe sie Angst; sie habe einmal schon den Fall durchgemacht, Gott bewahre, daß sie das zweitemal einen Mann verlieren müsse. Und so einen Mann! — Und dann zählte sie seine Vorzüge auf, so daß man sich ordentlich freuen mußte, wie diese brave Frau ihren Gatten schätzte. Als es hieß, das Nervenfieber sei über ihn gekommen, fand sie, daß er ohne Lebensgefahr nicht transportiert werden könne, so gern sie einen Finger ihrer Hand geben möchte, wenn sie ihren guten Laurentl jetzt bei sich haben könnte.

Plötzlich steigerte sich ihre Sorge um ihn ins Leidenschaftliche. Sie ging hinab ins Lahmtal, umkreiste die Ziegelhütte und lauerte. Sie hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß in der italienischen Familie auch ein erwachsenes Mädel wäre. Sie wollte in die Hütte, aber der alte Katzelmacher wies sie zurück, denn der Kranke hatte mit aufgehobenen Händen zu verstehen gegeben: Nur diese Person sollte man nicht zu ihm hereinlassen. So lag sie eine ganze Nacht draußen auf einem Backsteinstoß und beteuerte

Vorübergehenden, hier wolle sie sterben. Er sei so im Delirium; sie, die er sonst auf den Händen trage, die er nie anders, als sein Herztäuberl genannt, erkenne er jetzt gar nicht wieder und sehe in Fieberphantasien an ihr weiß Gott was Schlimmes. Sie sei trostlos, sie wolle nicht mehr leben, wenn er sterbe!

Ob er ihr den Nagelschmied schicken solle? fragte ein sehr boshafter Fuhrmann; sie hörte es nicht, sondern weinte laut. Jetzt war aber der Kranke drin in der Hütte einer von solchen, die kein Weibsbild weinen hören können. Die Welschen verstopften rasch das Fenster mit einem Strohschaub, denn sie hatten nun mancherlei begriffen. Die erwachsene Tochter sprach nämlich ein wenig deutsch und so verstand sich die Wärterin zur Not mit dem Pflegling. Ich hatte auf einem Besuche gesehen, daß der Laurentl bei diesen weltfremden Leuten weit besser aufgehoben sei, als in seinem Rainhäusel und war menschenfreundlich genug, das draußen der trostlosen Ehefrau zu hinterbringen. Mehrmals hatte sie auch durch die Tür „die welsche Schlange mit dem schwarzen Haar“ gesehen, und da drohte ihr Schmerz um den kranken Mann in Raserei auszuarten. — Und plötzlich mit einem Katzensprung war sie in der Hütte. Auf das Bett stürzte sie hin und fiel dem Kranken um den Hals. „Und wenn ich dich mit blutigen Händen und Füßen heim muß tragen, mein Laurentl, aus lass' ich dich nimmer. Du bist ja mein Lieb! Du bist ja mein Herz!“ Sie küßte ihn stürmisch. Er lag erschöpft und hilflos in

ihrem Arm und wer weiß, ob sie ihn nicht davongeschleppt hätte, wenn nicht der Arzt erschienen wäre.

„Liebe Frau Leitl!" sagte dieser, ich glaube, daß er absichtlich diesen Namen gewählt hat, „der Kranke gehört mir. Gehen Sie nur ruhig heim mit der Versicherung, daß er hier leichter genesen wird als zu Hause."

Und sie hernach zu den Leuten: „Freilich am leichtesten tät' er zu Hause gesund werden bei der guten Pflege, sagt der Herr Doktor, aber er kann's Überführen nicht aushalten, der arme Mensch!"

Denn auf den guten Anschein hielt sie was, die kluge Frau, hätte nur der rote Vorhang nicht manchmal so geflattert im Nachtwind. Und Augen, die zwischen Vorhängen durch was bemerken, sehen am Ende auch durch dicke Wände.

Der Laurentl war seit dem Eintreten seiner Frau in die Ziegelhütte sehr unruhig und aufgeregt. „Sie ist halt doch gut. Sie ist halt doch gut!" sagte er, trotzdem das Fieber endlich vorbei war. Und zu einer Stunde, als just niemand gegenwärtig war, stand er vom Bette auf, zog sich hastig an und schlich ohne Dank und Gruß davon.

Am nächsten Tag wußte man es in der ganzen Gegend: Bei den Welschen habe es der kranke Laurent Egghofer nicht mehr länger aushalten können, das seien unsaubere Leute, man könne sich darunter denken was der Will. Nur zu seinem Weib hätt's ihn gezogen, und wenn er je einmal schlecht gestimmt gewesen sei — mein Gott, kränklichen Leuten dürfe

man das nicht verübeln — jetzt werde er wissen, was er an ihr hat!

In der hinteren Kammer, wo der mürfelnde Wäschekasten, das alte Schuhwerk und die Mäuse waren, hatte die sorgsame Ehewirtin ihren Laurentl gebettet, dieweilen das vordere Zimmer frei sein mußte für die Kaffeegesellschaften und für sonstige Gäste. Der Nagelschmied verstand etwas von Medizin und so sprach er natürlich zu, um sich nach dem Kranken zu erkundigen und gute Mittel anzuraten. Um diese Zeit begegnete ich der Frau Egghofer auf der Gasse, sie trug ihren buntesten Hut, ein ganzer Garten von Papier- und Seidenblumen zierte ihr Haupt, dessen grauende Haarsträhne im Kreise gewunden sich geschickt hinter der Flora zu verbergen suchten. Sie war sehr aufgeräumt und trug unter der Schürze etwas wie eine Flasche.

„Wie geht's?" mußte ich sie fragen. „Ist der Kranke doch schon so weit, daß er Wein trinken soll?"

„Aber ja!" lachte sie.

„Ich will ihn bald wieder besuchen."

„Es wird ihn g'freuen. Obschon er just kein großer Freund von Besuchen ist. Sie regen ihn auf, sagt er. Und sind halt am frohesten allein beieinander, wir zwei. Gar leutscheu ist er worden, das bleibt gern von einer solchen Krankheit zurück. Wird auch wieder gut werden und nachher, später einmal muß uns der Herr Onkel wohl einmal die Ehr schenken auf einen Löffel Suppe. Ja, behüt Gott schön!"

Aha, dachte ich mir, es wird Zeit sein, daß ich

mich wieder einmal nach ihm umsehe. Besser heute, als morgen. — Und als die Frau über Seheweite hinaus war, ging ich ihr nach bis zu ihrem Häuslein. Arg entzückt war sie nicht, schien es eilig in häuslicher Arbeit zu haben und wies mich in die vordere Stube.

„Aber ich will zum Laurentl.“

„Mein Gott, ist denn gar keine Ruh' mehr für den armen Mann. Er schläft jetzt und Schlaf ist die beste Stärkung, sagt der Arzt, im Schlaf darf er nicht gestört werden, sagt er, und so viel Anrecht werde ich wohl noch haben an meinem Mann, daß ich Schaden von ihm abhalte. Nein, ich lass' niemand hinein!“

So breit sie sich mit gespitzten Ellbogen vor die Tür der hinteren Kammer stellte, ich beging den Hausfriedensbruch. Mit Gewalt sie zurückschiebend und die Tür aufreißend stand ich in der dunklen Kammer. Und vor mir der struppige Nagelschmied in Hemdärmeln, der just einen alten Weiberschuh in der Flickarbeit hatte. — Und der Laurentl? Der war nicht da. Das schmale Bett, in dem ich ihn ein paar Wochen früher liegend gefunden hatte, war mit weichen, roten Kissen hoch aufgeschichtet; die Truhe, auf der die Medizinflaschen und Schalen gestanden, war abgeräumt und vom Laurentl keine Spur.

„Wo ist er denn?“ fährt's mir scharf heraus.

„Nu, wo wird er denn sein!“ gibt sie an der Tür zur Antwort, „wenn er da nicht ist, wird er wohl wo anders sein.“

Der Nagelschmied schmunzelte behaglich und

schaute mit verschmitzten Augen umher. An der Wand hing Laurentls Steirergewand, das einmal so schön gewesen war. Ich ging auf den Dachboden; da gab es alte zerrissene Strümpfe, ein zerbrochenes Spinnrad und große Fetzenbündel. Es war die Ablagerungsstätte eines Lumpensammlers. Ich ging in die Küche; da gab es in Töpfen und Pfannen vertrocknete Speisereste und zwei Hühner stiegen auf dem Herde umher und kratzten in der Asche. Ich ging in den Keller; da lagen halbverfaulte Erdäpfel umher, da stand in flachen Schüsseln Milch, in welcher Fliegen und Käfer ertrunken waren. Ich ging in den Stall; da stand eine magere Kuh, deren hinterer Teil in einem Panzer von Mistkrusten prangte. Auf dem Fußboden fußtiefe Unsauberkeiten, in allen Winkeln Spinnweben. Aber, den ich suchte, er war nicht zu finden.

Auf die ernstliche Frage, wohin sie den Kranken getan habe, lachte sie grell auf. Ob ich denn glaube, daß sie ihn gefressen hätte? Ob sie etwas könne dafür, daß er davonlaufe in der Nacht, wie ein Wicht? Sei er jämmerlich krank, da wisse er sie, sein armes Weib, schon zu finden, daß sie ihn pflege und begute und tagelang kein Auge schließe. Und sei er endlich wieder auf den Füßen, dann renne er welschen Dirnen nach! Und sogar die Brieftasche habe er mitgenommen, so daß nicht einmal ein Groschen Geld im Hause sei und sie sein Gewand würde verkaufen müssen.

Ich ging zum Arzt. Auch der wußte nichts vom Laurentl. Die Krankheit habe sich wohl schon gelöst

gehabt, aber eine große Aufgegeregtheit wäre zurückgeblieben. Wenn er, der Arzt, ins Haus gekommen, sei scheinbar alles eitel Wohlgefallen gewesen, die Frau voller Artigkeit und Zärtlichkeit, allein der Patient sei immer verstört gewesen und man habe unschwer wahrnehmen können, daß etwas durchaus nicht in Ordnung ist. In den letzten Tagen sei der Arzt abgelehnt worden, die Frau habe ihm sagen lassen, der liebe Mann sei endlich so weit, daß er nichts mehr brauche und für die ärztlichen Besuche schön danke.

Lange hat die abscheuliche Ungewißheit, in der ich schwebte, nicht gedauert. Schon am nächsten Tage ist er gefunden worden in einem Dickicht, nahe am Waldweg, der in das Lahmtal hinabführt.

In eine alte fransige Bettdecke war er eingerollt, die er wohl vom Hause mitgenommen hatte. Ein gewaltsamer Tod war nicht zu konstatieren. Auf dem lehmfahlen Antlitz lag eine behagliche, fast heitere Ruhe. An einem der Ohren jedoch hatte schon ein Rabe genascht.

Bei dem Begräbnisse war das halbe Dorf zugegen und viele Arbeiter des Eisenwerkes. Alle hatten ihn gern gehabt. Die Witwe — ach, nun war sie's das zweitemal! — trauerte sehr. Als sie am offenen Grabe eine Flasche mit Weihwasser auf den Sarg hinableerte, wimmerte sie ihm Lobsprüche nach und der Schmerz war so groß, daß sie ohnmächtig auf den Erdhaufen sank, aber so, daß ihr neuer Hut mit den schwarzen Seidenbändern nicht Schaden nahm.

In dem Augenblick kreischte irgendwo eine Stimme auf: „Vettel!“ Mehrere der Arbeiter sagten es nach, bewarfen die Witwe mit Erde, sie kam sofort zu sich. Die Menge schrie noch schlimmere Namen, und also ist sie vom Grabe hinweggejagt worden.

Diese Geschichte ist mir nachgegangen bis heute. Sie soll keine Warnung sein, denn wer läßt sich warnen, dem das Verhängnis im Herzen sitzt! Es soll auch keine Rache sein, denn eine solche ist der armen Witwe von anderer Seite gekommen. Der Nagelschmied, der vacierende, ist ihr dritter geworden und dieser tapfere Mann fand die Freuden des heiligen Ehestandes darin, daß er sein Weib ungefähr alle Wochen zweimal mit einem zähen Haselstock behandelte. Der Haselstock ist aufgebraucht, die Alte nicht.

Joachim, der seinen Tod überlebte.

Wie? Ein dreißigjähriger Krieg hätte das ganze deutsche Volk an den Rand des Abgrundes gebracht? Und Joachim, der Zieler, führt einen fünfzigjährigen und ist munter wohlauf. Er dreht schon einen Strick, um das halbe Säkulum zu feiern — von anderen die goldene Hochzeit genannt. Mit diesem Strick will er über dem Eingang in ihre Schlafstube eine Tafel anbinden mit der Inschrift: „Vivat, holde Braut!" Die Schlachten waren im ersten Vierteljahrhundert geschlagen worden, später, als die feindlichen Lager sich teilten, nahm es der Joachim nicht mehr so ernst und wenn die böse Frau gewaltig ausrückte, mit Worten zuerst, da lachte er — und mit dem Besenstiel zuletzt, da duckte er sich und sagte gemütlich: „Oha, jetzt wärest du mir beinahe mit deinem Besen angekommen."

Und dann sagte er: „Liebes Weib, wenn ich einmal gestorben bin, so wirst du ein schwarzes Gewand anziehen wollen. Das paßt aber nicht. In meinem Testament wird geschrieben stehen, daß du ein Jahr lang nach meinem Tod in einem weißen Kleid mit rosenroten Bändern umhergehen mußt, wenn du willst meine Erbin sein."

Da weinte sie kläglich, denn erstens muß man das tun, wenn vom Sterben die Rede ist und zweitens wußte sie doch, daß in ihren Jahren der Witwe schwarz weit besser stehen würde als weiß. Denn sie wird sehr traurig sein — wie kann man denn da ein weißes Kleid tragen mit rosenroten Bändern, dieweilen sie in die Kirche geht, oder im Walde Holz sammelt, wo die Jäger sind. Nein, das tut sie nicht, sie wird sich kleiden wie sie will. Oder soll sie etwa anfangen, den Willen ihres Mannes zu erfüllen, gerade wenn er tot ist?"

Aber eine alte Muhme hatte sie und die behauptete, mit einem letzten Willen ließe sich nicht spaßen. Wenn sie die Wirtschaft erben wolle, so müsse sie auch die Bedingung erfüllen, das sei einmal in der ganzen Welt so und dem größten Narren werde der letzte Wille befolgt, wenn eine Erbschaft dran hängt.

„Nein, ich will mich nicht lächerlich machen mit dem weißen Kleid. Dieser Bösewicht! Eine arme verlassene Frau, die so keine andere Freude mehr hat auf der Welt, als das bissel schwarz. Just zufleiß tut er's, daß er mich nach dem Tode noch peinigen kann! Nein, ich trag's nicht, das weiße Kleid! Ich trag's nicht!"

„Aber Närrchen," sagte die alte Base, „so möcht' ich doch wissen, warum du gerade das weiße Kleid nicht sollst tragen wollen. Er sagt ja nicht, daß du's auswendig mußt tragen. Trag's einwendig!"

Das sah anders aus. Jetzt, wenn's nur schon dran wär'!

„Liebes Weib," sagte er dann eines Tages, „du würdest es schon gern sehen, daß ich abkratze. Muß nur noch um ein paar Wochen Nachsicht bitten. Die goldene Hochzeit möcht' ich halt noch gar so gern mit dir begehen. Weil wir halt so viel glücklich miteinander haben gelebt."

„Geh, hör mir auf und putz dich nicht!" rief sie aus. „Wo du mir die ganze lange Zeit her das Leben hast sauer gemacht. Und jetzt möchtest dich prahlen mit dem Glück. Na, mach' du deine goldene Hochzeit nur allein, ich tu' nicht mit."

„Wirst eh recht haben", antwortete er. „Müssen überhaupt erst sehen, ob wir den Tag erleben."

„Mir ist's alle Tag' recht", sagte sie trübselig, und meinte natürlich das Sterben. „Ich hab' genug, will endlich einmal Ruh' haben."

Es war schwer für ihn, das Lachen zu verhalten. Sie, die seit fünfzig Jahren täglich ihren Stecken vom Zaun brach — sie will Ruh' haben!

„Vielleicht findest sie bald", sprach er. So oder so. Nur nicht verzweifeln. Der Herrgott wird dich schon erlösen."

„Natürlich", loderte sie auf, „das wär' dir halt recht. Kannst wohl schon nicht erwarten, bis mich der Herrgott zu sich nimmt. Hast dir sicher schon eine andere hergerichtet. Ich unglückliches Weib!" Ihre Finger krümmten sich, er eilte rasch zur Tür hinaus. Dort sagte er für sich: „Wenn eins gescheit ist und das andere dumm — dann geht's."

Sie hörte es. „Wer ist dumm?"

„Aber, Weibel, wer denn? Das ist doch keine Frage! Ich bin dumm.“

Sie wendete sich ihrer Muhme zu, die am Ofen saß und Garn auf die Spule wand. Gehobenen Kopfes, mit triumphierendem Gesichte schaute sie um sich. Siegerin, wie jeden Tag!

Aber die Woche endete nicht, ohne daß etwas geschah. An jenem Abende waren sie im Zimmer beisammen. Die Muhme spulte Garn, das Eheweib spann und der Joachim saß auf dem Dreifuß und nagelte einen Bergschuh. Es begann schon ein wenig zu dunkeln, der Alte rückte den Dreifuß näher ans Fenster, um an der Ferse noch die letzten Nägel eintreiben zu können. Das geschah aber nicht, der Hammer fiel zu Boden und der Joachim lehnte sich an die Wand zurück.

„Stanzl!“ sagte die Muhme leise, „du Stanzl, schau! Was tut er denn?“

„Ja, allemal!“ antwortete das Eheweib, „sobald eine Wolke für die Sonne geht, ist's bei dem Feierabend. Man muß ihn einsalzen, daß er nicht zu stinken anhebt vor Faulheit.“

„Wenn's nur nit gar was anderes ist!“ sagte die Muhme und stand auf. „Es scheint, Stanzl, du wirst das weiße Kleid anlegen!“

Das Eheweib schob nun das Spinnrad beiseite, eilte zu ihrem Mann und sah, daß er im Sterben war. Er lehnte am Brett, er verzerrte den Mund, die Augen gingen ihm über, in der Kehle gurgelte das Todesröcheln.

Die Muhme zündete rasch die Kerze an — das Sterbelicht, die Ehefrau fuhr mit feuchtem Lappen über sein Gesicht und redete auf ihn ein. Er hörte nichts mehr, die Augen brachen ein.

„Kennst mich denn nicht, Joachim?“ rief sie. „Ich bin bei dir! — Ich, dein treues Weib. Hörst du es? Aber Mann, um's Himmelswillen! Wirst mich doch nicht verlassen! Jetzt auf einmal! O heilige Kathrina, halt ihn fest, lass' ihn nicht sterben! Joachim! Willst denn fort von mir? Was hab' ich dir denn getan, du lieber Mann, daß du mich willst verlassen! Nur ein bissel bleib' noch bei mir und lass' mich nicht allein auf der Welt. Schau, du bist ja mein Lieb! Ohne deiner kann ich nicht leben, bist mein Lieb, mein einziges! — Willst denn richtig schon gehen? So nimm mich mit dir, Joachim, mein Joachim! Nimm mich mit! Nur einmal noch schau mich an! Ich bitte dich gar schön, tu' mich nicht verlassen. Es ist ja nur eine Ohnmacht, du wirst mir noch einmal munter! Gelt, Joachim, du wirst mir noch einmal munter! Ich weiß ja nichts, ich kann mir ja nicht helfen.“ Laut schrie sie ihm ins Ohr: „Wo ist denn 's Geld aufgehoben? In der Ledertruhen? Im Heu? Sag' doch noch ein Wort! Oder ist's im Schüttkasten? Nur einmal noch komm' zu dir selber. Fünfzig Jahr' bist mir herztreu gewesen und jetzt willst mir keine einzige Stund' mehr schenken! Verlass' mich nicht, mein lieber Mann, tu' mir das nicht an, daß du mir willst sterben!“

So klagte sie laut und ungestüm, schaute hilfe-

suchend nach der betenden Muhme, streichelte zärtlich den Joachim. Dieser ließ Hand und Kopf hängen, wachte nicht mehr auf, schaute sie nicht mehr an — war tot.

Als die traute Ehefrau Konstantia endlich dran glauben mußte, hat sie ein bissel geweint. Dann fuhr sie sich mit dem Ärmling über das Gesicht, trat fest auf den Boden und sagte hart und gelassen: „So, jetzt wär das auch vorbei, jetzt gibt's zu tun."

Sofort entwarf sie den Plan. Sie geht ins Dorf zum Pfarrer und läßt läuten. Die Muhme muß zum Bäcker, zum Fleischer, das Totenmahl zu bestellen. Der Tote bleibt liegen auf der Bank, wie er hingesunken ist. — Was zieht man denn gleich an, als Witwe? Das weiße ist ja noch nicht fertig. Aus dem Kasten das bessere Gewand. Trauer? Ist am ersten Tag noch nicht der Brauch. Also das gewöhnliche braune Kleid mit den roten Tupfen. Man soll nicht finden, als wäre sie vorbereitet gewesen. Aber auch zu glatt und nett soll sie sich nicht machen. Der Schreck, der Schmerz muß auch auswendig zu erkennen sein. — Eine Viertelstunde später klappt die Tür zu und der Tote ist im Hause allein.

Wie er es merkt, sie wären fort, hebt er sachte den Kopf und stemmt sich auf den Ellbogen. Dann reibt er sich mit der Hand das Kinn, die Wangen, die Stirn und murmelt: „Teuxel, das ist schwerer, wie ich mir's vorgestellt hab'. Wie sie mir herumgefahren ist im Gesicht mit den nassen Bratzen! — Aber im Grund ist sie halt doch eine arme Haut. Geweint hat

sie wirklich — das hätte ich mir nicht verhofft. Na — ungeschickt gelegt hab' ich mich.“ Er saß auf und rieb sich das Bein. „Ganz der Fuß ist mir tot worden.“ Dann stieg er aufs Fletz, ging hin und her und war erstaunt über das Ereignis, das er nun erlebt hatte. Es war finster geworden, aber Licht brauchte er keines anzuzünden, da brannte seine Sterbekerze. Das ist unheimlich, er zündete einen Leuchtspan an und löschte die Kerze aus. Er ging zum Herde, ob er nicht Feuer machen sollte. Daß es heimlicher werde. Auch fröstelte ihn. — Über den Rücken rieselt's so sonderbar — wie Schüttelfrost. Pfui! Und keine Luft ist im Zimmer. Ein Fenster auf. Im Dorfe läuten sie. Was läuten sie denn im Dorf? Daß es so schauerlich sein kann, wenn man im Hause allein ist! — Er will zur Tür hinaus, die zitternden Beine stolpern an der Schwelle, er fällt zusammen. Liegen bleiben darf er nicht, sapperlot, das wär' gefehlt. Am Ende —! Am Ende behält sie auch diesmal wieder recht. — Er erhebt sich taumelnd, mit schüttelndem Körper trachtet er seinem Bette zu.

Nach einer Stunde kommt die Ehefrau mit den Nachbarinnen. Während sie Licht macht, ruft sie aus: „O meine lieben Leute, seht, da liegt er mir!“

Aber er lag nicht dort, wohin sie zeigte.

„Du erlaubst schon, Stanzl“, redete er aus dem Winkel zwischen schlotternden Zähnen hervor, „ich bin ins Bett gegangen. Da stirbt sich's kamodter.“

Natürlich ein Aufkreischen in der Stube und hinausstieben die Weiber zur Tür.

So hatte Joachim Zeit zum Überlegen, wie er sich nun herauswinden wollte. — Gesehen hatte er die Wirkung seines Todes — das war so eine Art Achtungserfolg gewesen. Weiter pressierte es ihm nicht. Wenn man die Leute zum Narren hält, läßt sich die närrische Welt zur Not ertragen.

Es dauerte hübsch lange, wie sie ihn so allein ließen. Das ertrug sich jetzt recht gut, seine Todesangst hatte sich bei dem Wiedersehen mit seiner Gesponsin wieder in Schelmerei umgewandelt. Und als sie dann erschienen, die Stanzl, die Muhme mit den Nachbarinnen und Nachbarn, und als sie ihm mit dem Span ins Gesicht leuchteten, da reckte er ihr die Hand entgegen: „Weil du gar so fleißig gebetet hast, meine gute Stanzl, daß ich doch noch einmal zurückkommen soll — schau, so bin ich halt wieder da.“

„Um eine glückliche Sterbstund betet man, alter Tepp!“ rief sie und die Sache war wieder auf der altgewohnten Höhe.

Drei Wochen später haben sie die goldene Hochzeit gefeiert, wobei die ganze Gemeinde tief gerührt war, mit Ausnahme des Hochzeitspaares. Sie brummte fortwährend über ihren Mann und tat, als hielte sie ihn für den Schlechtesten. Er aber — hielt sie zum besten.

Himmelschlüssel.

Endlich war es so weit, daß der alte Pfarrer sich in seinen Ledersessel lehnen und die Pfeife anzünden konnte. Dann wollte er einmal die kleine Post durchsehen, die auf dem Tische lag. Die Zeitung — das hat Zeit. Für den Hausgebrauch liefert das Dorf Neuigkeiten genug. Ein Mahnzettel vom Steueramt — das hat auch Zeit. Mindestens solange, bis wir Geld haben. Wenn sie pfänden kämen! In größter Verlegenheit. Den Kleiderkasten, die Bücherstelle. Das dürfen sie nicht. Was man doch für ein starker Mensch ist, wenn man nichts hat. Trotz all seiner Exekutivgewalt mag mir der Staat nicht einmal die paar Gulden fälliger Steuer wegnehmen. Na doch! Denn wohl doch! Wenn sie über mein altes Leder-Faulwinkel da kämen! Und über mein Tabakzeug! Immer noch hat der Mensch zu viel, um vor Unglück sicher zu sein. — Ein Brief. Aus Wien. Jerum, vom Herrn von Stadlberger. Was schreibt er denn, der Herr von Stadlberger?

Würdigster Herr Pfarrer!

Wir haben uns in der Stadt wieder eingerichtet, aber noch nicht getröstet über das Ende der schönen

Sommerfrische, die wir erst — meine Kinder zählen die Monate — im Juli nächsten Jahres, so Gott will, wieder anknüpfen können. Meine Frau liegt mir im Nacken mit dem Auftrage, Ihnen und der lieben Mamsell Kathrin für alles Liebe, für alle Rücksicht und Aufmerksamkeiten, die meiner Familie in Ihrem Hause während der Sommermonate zuteil geworden, nochmals den besten Dank zu sagen. Und Sie möchten uns die drei Stuben doch ja nicht anderweitig vergeben. Gleichzeitig geht von meiner Kellerei ein, wie ich glaube, guter Tropfen an Sie ab, den Sie, lieber Herr Pfarrer, in der kalten Winterzeit sich zu Gemüte führen wollen. Mit dem Wunsche, daß der Wein Ihnen recht wohl bekommen möge und in der Hoffnung, daß Sie auch der alten Mamsell etwas davon zukommen lassen, denn geteilte Freud' ist doppelte Freud', Ihr recht aufrichtig und warm ergebener Franz Stadlberger."

Wenn der Mensch mit geschlossenem Munde etwas sagt, so heißt das immer: „Hm, hm!" Das sagte nun der Pfarrer, rückte auf dem weißen Kopfe das schwarze Käppchen, als ob er sein Kompliment machen wollte, und murmelte: „So, so! Einen guten Tropfen. Ei, nun fängt das Steueramt an, mir gefährlich zu werden. Der Pfarrer von Stifting lebt in Luxus und Überfluß."

Die Pfeife war ausgegangen. Feuchter Tabak. Oder können wir nicht mehr rauchen? Man kommt so selten dazu, daß es kein Wunder ist, wenn sich die Übung verliert. — „Herein!"

Ein Bauersmensch tappte linkisch zur Türe herein und begann etwas zu stottern. Er schien Eiliges auszurichten zu haben, war aber so atemlos, daß er nichts hervorbrachte. Als er gewahr wurde, daß ihm der alte Filzhut noch auf dem Kopfe saß, hier mitten in des Pfarrers Zimmer, wurde die Verwirrung noch größer; halb gehobenen Arm's, so starrte er mit seinen Wasseraugen auf den alten Herrn, gleichsam fragend, ob es noch Zeit sei, den Hut abzunehmen oder ob er ihn nun nicht lieber oben lassen sollte.

„Das macht nichts, das macht nichts", sagte der Pfarrer, „was willst du denn?"

Es war der Knecht vom Hochmoser-Hof. Die alte Hochmoserin ist so viel krank geworden; sie läßt bitten um den Geistlichen. Der Pfarrer legte eilig seine Sachen weg, zog den Talar aus, stülpte sich die Bergstiefel an. Und wie er dann über den Kirchplatz geht, um das Allerheiligste zu holen, fährt der Eisenbahnbote mit dem Schubkarren daher, und auf dem Karren ist ein Faß.

„Ich komme zu Ihnen, Herr Pfarrer!" rief der junge Bursche heiter aus. „Wein ist angekommen!"

„Ich habe jetzt keine Zeit," antwortete der Pfarrer, „laß nur stehen vor dem Pfarrhofe. Wenn ich zurückkomm', werd' ich's schon verwahren."

„Der Frachtschein wäre zu unterschreiben!"

Während der Pfarrer mit dem Bleistifte das besorgte, wobei das Faß auf dem Karren den Tisch abgeben mußte, kraute der Bahnhofjunge sich vergnügt das blonde Haar. Die Freude, von allen

Schätzen, die er täglich ins Dorf zu führen hatte, endlich auch einmal dem Herrn Pfarrer etwas bringen zu können, leuchtete ihm aus den munteren Augen. Den alten Herrn hatten alle lieb. Besonders Adam war ihm zugetan. Dieser war das Kind armer Eltern des Dorfes, das seinen Vater früh bei dem Brande einer Mühle verloren hatte und das dann von der Mutter, einer Nähterin, kümmerlich erzogen worden war. Durch die Vermittlung des Pfarrers hatte Adam hernach die Anstellung bei der Eisenbahn gefunden, wo er als Packer und in anderen Bahnhofdiensten sich als anschicksam und verläßlich zeigte. Da er auch seine halb blind gewordene Mutter versorgen wollte, so pflegte er in seinen wenigen freien Stunden zum Nebenverdienste angekommene Frachtsendungen den Empfängern ins Haus zu karren, so daß der frische, immer heitere und dienstgefällige Bursche allenthalben gerne gesehen war.

Während über den Platz das Versehglöcklein dahinklingelte, suchte die Mamsell Kathrin im Hause nach Münzen, um für das angekommene Faß die Zustellungsgebühr zu entrichten. Obendrein peinigte sie der Zweifel, ob der Inhalt des Fasses die Sache wohl auch wert sein würde. Adam fragte, wohin das Faß zu kommen hätte. „Du wirst es nit dermachen können!“ sagte die Mamsell.

„Aber leicht!“ antwortete Adam und wälzte das Faß langsam in das Vorderhaus und der Kellerstiege zu. — Natürlich, der alte Herr, wenn er müde vom Versehgang heimkommt, wird noch das schwere

Faß in den Keller tun! Das können wir auch machen.

Die Mamsell war indes zum Kaufmann hinübergelaufen, um Kleingeld auszuborgen. Als sie in den Pfarrhof zurückkehrte, war der Junge fort, aber er mußte bald kommen, der Karren stand noch da. Adam kam nicht und als die Alte nach einer Weile in den Keller hinabstieg, um zu sehen, wo er weile und ob er das Faß auch richtig geborgen habe, da fand sie den Adam am Mauerpfeiler liegen unter dem Faß.

Gegen Abend, als der Pfarrer vom Versehgange zurückkehrte, war das Vorhaus des Pfarrhofes voll Leute, die ihm gleich mit der Neuigkeit entgegenkamen: „Über die Kellerstiegen hinab hat er nit derhalten können, ist unters Faß gekommen!" Und der Arzt bestätigte: „Das Brustblatt eingedrückt, den Schädel gesprengt." — Der Junge lag noch auf dem Lehmboden am Pfeiler, der Kopf war verhüllt mit einem weißen Tuche. Daneben stand eine brennende Kerze.

Der Pfarrer hat die Hand des Unglücklichen gefaßt und gesagt: „Adam, warum hast du mir so was angetan?!"

Nach zwei Tagen, als die Leute vom Begräbnis nach Hause gingen, besprachen sie, wie schwer der alte Herr unter diesem Falle leide.

„Der Wein aus diesem Fasse wird ihm wohl nicht schmecken."

„Er soll ihn der armen Nähterin schenken."

„Natürlich, die wird den Wein trinken, der ihr Kind umgebracht hat!“

Die alte Hauserin im Pfarrhofe hatte dann einmal den Pfarrer gefragt, was mit dem unglücklichen Fasse zu geschehen habe. Es liege immer noch im Keller, so wie es über die Stiege gerollt sei: sie möge gar nicht darauf hinschauen.

Der Pfarrer machte einen Spaziergang nach Ebenraid, um seinen Amtsbruder zu besuchen. Bei dem redete er zuerst von mancherlei, was ihm ganz gleichgültig war. Auch der Amtsbruder erwähnte das traurige Geschehnis mit keinem Worte.

„Was du für ein schönes Obst hast, heuer,“ sagte der von Stifting und schaute auf die prangenden Apfelbäume hinan, in deren Schatten sie saßen.

„Wie steht's denn bei dir?“ fragte der von Ebenraid.

„Bei mir hat der Hagel schon im Juli abgeräumt. Es ist halt wieder einmal ein schlechtes Jahr, heuer.“

„Nun, so lange wenigstens der eine ein bissel was hat!“

Dann schwiegen sie und es war eine drückende Luft.

„Du,“ sagte der von Stifting auf einmal, „hast du für den Winter schon deinen Opferwein bestellt? Ich wüßte dir einen wohlfeilen. Einen recht wohlfeilen. Echt wird er auch sein.“

„Alter Freund,“ antwortete der von Ebenraid,

„daß du ihn nicht trinken magst, ist freilich zu begreifen.“

„Ich könnte diesen Wein nicht transsubstantieren.“

„Und mir tät's auch nicht besser gehen. Nein, für uns, die wir von der Geschichte wissen, taugt das nicht. Obschon der Wein nichts dafür kann. Es ist schade, wo man ohnehin so selten zu einem echten Tropfen kommt. Ich will dir was sagen, Bergdorfer. In meinem Sprengel ist ein Bauer, der Bilsimmer mit dem krummen Fuß, vielleicht kennst du ihn. Dem hat vor einem Jahre eine wildgewordene Kuh das Töchterl totgestochen mit den Hörnern. Jetzt hat von dieser Kuh im ganzen Hause keiner die Milch mehr mögen. So hat er sie geschlachtet. Und denk' dir, das Fleisch haben sie gegessen.“

„Mag sein, mag sein. Die Leute sind nicht alle gleich. Mir widerstrebt es. Ich müßte immer an den armen Adam denken bei der Messe. Und es wäre doch keine rechte Aufopferung. Nein, es geht gegen meine Natur; den Wein kann ich nicht trinken.“

„Gib ihn ins Armenhaus. Den Leutchen wird einmal ein bißchen Herzstärkung auch nicht schaden.“

„Ich habe schon daran gedacht. Aber sie dürfen's nicht wissen woher, sonst blitzen wir ab. Vielleicht, Amtsbruder, daß du so gut wärest. Ich meine, daß du in deinem Namen dem Armenhaus ein Faß Wein spendieren wolltest. Ich lasse dir's gleich herüberschaffen.“

„Schön. Da kann ich auf billige Weise gleich

einmal einen Wohltäter spielen. Und jetzt wollen wir ein Glas miteinander trinken, freilich wohl aus einem anderen Faß."

„Ich danke dir schön. Ich müßte mich nötigen. Mir schmeckt jetzt kein Wein. Gar keiner. Wenn du mir ein paar Äpfel schenken willst!"

Das Faß Wein wurde nach Ebenraid geschickt und der Sack Äpfel nach Stifting.

Bald hernach konnte der Armenhausverwalter einem edlen Gönner danken für die großmütige Spende und die alten, siechen Leutchen der Anstalt bekamen zum halben Nachmittag ein Töpfchen Wein, so daß die blassen Wangen rosig wurden und die müden Augen wie Lampenflämmchen, wenn frisches Öl dazukommt. Am nächsten Morgen aber war große Unruhe im Armenhause und als am Nachmittag wieder der Wein kam, ließen sie ihn stehen und schauten trotzig drein. Und sagten der Wärterin, sie wüßten es jetzt wohl, das sei jener Wein, der den Eisenbahnburschen umgebracht habe und den tränken sie nicht.

Das beinahe noch volle Faß ist wieder zurückgegangen in den Pfarrhof zu Ebenraid. Da es nun einmal angestochen war, mußte es bald zur Nutznießung kommen — aber wie? Es ergab sich hierzu ein neuerlicher Anlaß.

Der alte Pfarrer zu Stifting — der sich nie Ruhe gönnte, so lange es da und dort im Sprengel für ihn zu tun gab, ging eines Tages hinauf in den Kernbaumwald, wo er in einer der Kohlenbrenner-

hütten, die in der Mulde stehen, einkehrte. Unterwegs hatte er sich die Predigt für den morgigen Sonntag zurechtgelegt und noch eine andere, die er in der Köhlerhütte zu halten gedachte. Hier fand er am Feuerherde zwei junge Leute beisammen, das Weib, es war die Köhlerin, schürte mit einer Eisenzange die Glut und legte Pilze hinein, daß sie braten sollten. Der Mann, es war ein Holzarbeiter, der schon Feierabend gemacht hatte, saß auf einem Blocke und schaukelte mit dem Fuß eine Wiege. Dabei schnitt er sich Speck und Brot, wovon er Stück für Stück in den Mund steckte und mit Behagen verzehrte. Es waren zwei urgesunde Leute und es war in dieser kleinen dunklen Hütte eine große Behaglichkeit um alles, ein stillheiterer Friede, daß der alte Pfarrer die vorbereitete Predigt einstweilen unterschlug. Wie kann man zu ein paar Menschen, die so zufrieden miteinander leben, sagen: Geht auseinander!?

„Tun's Ihnen niedersetzen, Herr Pfarrer," sagte der Holzhauer, da er von seinem Blocke aufstand, um Platz zu machen. „Ist eine seltene Ehr'. Mögen's ein' Speck?"

„Närrisch du, wie wird der Herr so ein' Speck mögen!" verwies das Weib mit gutmütigem Gebrumme die unschicksame Einladung und setzte dem Gaste einen grünglasierten Topf mit Ziegenmilch vor. „Ist noch euterwarm und gesund für die Brust."

Der Pfarrer mußte wohl doch seiner Pflicht genüge tun. Aber er sagte die harten Worte in einem gütigen Tone. „Ja, Leut'ln, was ist's denn mit euch?

Das wird halt doch nicht gehen, so. Ihr gebt Ärgernis; für die Kinderln gibt's auch allerhand Zuwidrigkeiten, wenn sie von ledigen Eltern sind, und kommen nachher hart fort auf der Welt. Und Gottes Segen wollt ihr ja doch auch haben. Ich denke, ihr sollt auseinandergehen oder heiraten."

Das Weib machte sich lebhaft am Feuer zu tun, der Mann hatte ein wenig gestutzt, dann sagte er bloß: „Auseinandergehen! Wie können wir denn auseinandergehen?" Und schlenkerte seinen Arm gegen die Wiege hin.

„Das Heiraten ist mir auch lieber," sagte der Pfarrer, wobei das Weib ein geringes mit dem Kopfe nickte und das frische Gesicht zu einem Schmunzeln breitzog.

„Wär' schon recht, heiraten," sagte dann der Holzhauer. „Wenn wir ein bissel was hätten. Sie hat nix und ich hab' nix."

„Aber ihr müßt doch auch ledigerweise für euch sorgen."

„Das ist wohl wahr. Aber 's Heiraten kostet auch Geld. Und lachend setzte er bei: „Mit einmal einen Hochzeitstrunk tragt's bei unsereinem."

„Wenn's nur das wäre," meinte der Pfarrer, „die Amtlichkeiten sollten schon bestritten werden und die Trauung bei mir kostet auch nichts, das wisset ihr ja. Dann — was den Hochzeitstrunk anlangt, lasset für den einmal einen anderen sorgen, der's tun kann. Ich wüßte schon wen. Sollet auch eure Bekannten und Verwandten dazu einladen. Möchte

schon feierlich werden. Die Hochzeit braver Arbeitsleute ist gerade so gut, wie die von Baronen und Grafen. Tut nur endlich einmal dazu."

Als der Pfarrer so gesprochen hatte, guckte der Holzhauer nach dem jungen Weibe hinüber und fragte ganz weichmütig: „Isel, was meinst denn dazu?"

Und die Isel gab zurück: „Mir ist es allzeit recht, das weißt, Hartl."

„So machen wir's gleich richtig, Leuteln!" sagte der Pfarrer.

In den halbverkohlten Baumästen des Herdfeuers knisterte, pfiff und sang es ein wenig.

„Gib mir das Milchhäferl her!" rief die Isel dem Burschen zu, dann griff sie mit der Hand in die Milch und sprengte davon einige Tropfen ins Feuer.

Der Pfarrer fragte sie, warum sie das getan habe?

„Weil die armen Seelen im Fegefeuer wieder gar a so winseln," antwortete das Weib. „So viel Hunger und Durst werden sie wieder haben. Im vorigen Frühjahre ist meine Mutter gestorben. Wer weiß, wie's ihr geht!"

Hierauf sagte der Pfarrer: „Das Winseln höre ich wohl auch im Feuer. Aber ich denke, das ist das feuchte Holz. Das tut gern so singen. Ist übrigens brav von dir, Isel, daß du der armen Seelen im Fegefeuer gedenkst. Tu' nur fleißig beten. Deine Mutter ist als eine fromme Christin gestorben, die wird nicht viel zu leiden haben. Aber wenn ihr zwei

jetzt das ledige Beisammenleben aufgebt und in die heilige Ehe tretet, so wird's auch für deine selige Mutter eine Freud' sein. Hast du noch Eltern, Hartel?"

„Nie gehabt," antwortete der Bursche und verbesserte schnell: „Mein' Vater und Mutter hab' ich nie gekannt. Bin als Waisel allweil nur unter fremden Leuten herumgewalgen."

„Na, so wird's dir auch taugen, wenn du einmal wen hast, der ganz dein ist und du sein bist. Und daß du es deinen Kindern besser machst, als es dir selber ergangen ist. — Darf ich euch morgen von der Kanzel werfen?"

Von der Kanzel werfen, das heißt, zwei Leute öffentlich als Brautpaar verkünden. Die beiden verstanden es und sagten: „In Gottesnamen."

So haben der Hartel und die Isel sich versprochen, so sind sie am nächsten Tage das erstemal aufgeboten worden und so ist nach vierzehn Tagen die Hochzeit veranstaltet worden beim Schwanenwirt in Stifting.

Das Brautpaar hatte neues Gewand an, in hellen Farben, wie es Landesbrauch ist. Es hatte eine erkleckliche Anzahl lustiger Hochzeitsgäste mitgebracht herab vom Kernbaumwald. Den Weibern waren die Busen, den Männern die Hüte geschmückt mit Sträußen und Rosen, die aus Leinwand und Papier gemacht waren. Die gemachten Blumen sind ja viel schöner wie die anderen, die überall wachsen. Gewachsene Blumen steckt sich jeder Halterbub an den

Hut Bei einer Hochzeit muß wohl was besseres sein! Etliche der Burschen hatten alte schwere Pistolen bei sich, mit denen sie manchmal in die Luft knallten, zu größerer Feierlichkeit und Ehre des Brautpaares. Der Tag war nebelig und regnerisch, was an einem Hochzeitstage die beste Vorbedeutung ist. Aber als sie zur Kirche kamen, wendete die Braut sich plötzlich um, verdeckte mit beiden Händen die Augen und rief klagend, sie trete in keine Kirche, auf deren Dach die Raben säßen!

Tatsächlich hockten auf dem Firste des steilen Daches ein paar schwarze Vögel, die einen unglückseligen Ehestand bedeuten konnten.

„Herabschießen!" rief ein Forstjunge.

„Das braucht's nit. Gib her!" sagte ein alter Holzmeister, nahm dem Nächststehenden die Pistole aus der Hand und schoß sie ab in die Luft. Da haben die Raben auf dem Dachfirste sich erhoben und sind davongeflogen. Also, das Unglück war verscheucht, Isel trat wohlgemut in die Kirche. Kein Kranz lag auf ihrem braunen gescheitelten Haare, um so unbefangener schaute sie mit hellem Auge in den Ehestand hinein.

Nach der Trauung wurde am Altar nach alter Landessitte Wein getrunken. Aus zwei großen Kristallflaschen schenkte der Schwanenwirt, der gleichzeitig auch Küster war, goldig funkelnden Wein. Als von den Hochzeitsgästen jeder aus dem Trinkglase seinen Schluck nahm, guckten sie sich nur so an. Das war ein Wein! Lind wie Milch ging er hinab und

in der Brust begann sofort der warme Mut zu glühen.

Hierauf gab's beim Schwanenwirt ein Essen, bei dem jedes seinen Teller mit Backwerk und Aufgeschnittenem und sein Trinkglas hatte. Immer war der Wirt herum und schenkte mit heiterer Miene Wein ein, so viel jeder und jede trinken wollte. Es war wieder derselbe süße, süffige Wein und die Leute wurden lustig dabei. Die Holzhauer fingen an, alte pudelnärrische Lieder zu singen; drei Hirten, Wildlinge von der Alm, jodelten klingende Almer, so als ob drei Glocken ineinander läuteten. Dann zogen sie Pfeifchen aus dem Sacke und fingen an, liebliche Weisen zu blasen. Die Isel kehrte sich plötzlich ihrem Manne zu, packte mit beiden Händen fest seinen Kopf, blickte ihm brennend ins Auge und sprach leicht gedämpft: „Jetzt hab' ich dich, Spitzbub! Jetzt kommst mir nimmer aus!" Und er lachte sie treuherzig an.

Dann haben sie eins getanzt miteinander. Nach dem Tanze, als die Lichter angezündet wurden, saßen sie wieder zusammen um den Tisch herum und tranken Wein. Die Weiber knusperten Backwerk dazu und die Männer rauchten ihre Tabakpfeifen, daß der Rauch, mit Wein- und Leutedunst vermischt, ganz dicht war in der Stube und über dem hochzeitlichen Glück gleichsam ein zarter Schleier lag. Als draußen auf dem Kirchturme das Ave Maria geläutet wurde, legte sich der Lärm, der Wirt machte über das Gesicht ein Kreuz und betete laut: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft!" Da ist plötzlich ein

ernster Hauch über die Gesellschaft gegangen, als ob es allen zugleich eingefallen wäre zu denken: Der lustigste Tag hat ein Ende.

Sie sind dann aufgestanden, hin- und hergegangen und wollten noch einmal anfangen zu tanzen, da sagte jemand, im Hofe draußen unter der Streuhütte höre man wen heftig weinen. Der Hartel sah sich nach seiner Braut um. Die war nicht da. Er ging hinaus in den Hof und wer dort weinte, laut und herzzerreißend schluchzte, das war sein Weib.

„Isel! Was ist dir widerfahren?“ Er fragte gar beklommen und legte den Arm über ihre Achsel. Sie stieß ihn von sich und schluchzte noch heftiger.

„Hat dir wer was getan? Isel, mein Mädel, sag' mir's. Hab' ich dich gekränkt?“

Da zuckte sie im Weinen plötzlich ab, strich mit den Fingern ihr Haar aus dem Gesicht, wendete sich scheinbar ganz ruhig zu ihm und sagte: „Das Unglück ist fertig. Besser hätten wir's nit einladen können zu unserem Ehestand, als mit diesem — diesem Unglückswein!“

„Unglückswein? Isel, ich weiß nit — du müßtest nur zu viel davon getrunken haben.“

„Schau mich an, Hartel. Streich' ein Zündhölzel und schau mich an, ob ich etwa einen Rausch hab'. So nüchtern bin ich mein Lebtag noch nie gewesen, als jetzt an diesem Abend. — Weißt du nichts davon? Kannst denn du dir gar nichts denken? Schüttest den Wein nur so in den Bauch und denkst nicht, wer ihn bezahlen wird? Sei still mit dem Pfarrer, das ist

auch so einer, der das Unglück auf andere wirft, das bei ihm selber ist angerichtet worden! Wir werden diesen Wein bezahlen, weil's der Unglückswein ist, der den Eisenbahner hat umgebracht!"

Da ist auch der Hartel erschrocken, denn das Unglück mit dem guten Adam war noch in aller Gemüt. Und hat der Bräutigam gemeint, das Unheil finge schon an zu wirken, weil die Isel in einem so harten Ton zu ihm gesprochen wie früher nie.

„Aber, Isel, wie weißt denn das du, daß es jener Wein ist?"

Sie hat es ihm bald erzählt. Während des Ave-Maria war ihr eingefallen, von dem guten Wein könnte sie doch eine Flasche zu der Nähterin hinübertragen, die in der Hinterkammer des Nachbarhauses wohnt und ihr die Hochzeitsjoppe genäht hat. Sie tat's, aber das arme Weib verdeckte ihr kummervolles Gesicht mit dem Arm und rief aufgebracht, wie man denken könne, daß sie von diesem Wein sollt' trinken! Da war die Isel zur Wirtshauskellnerin gelaufen und habe sie gefragt, was das für ein Wein sei, den sie bei der Hochzeit bekommen hätten. Ja, der sei vom Herrn Pfarrer, jenes Faß! — Da hatte sie plötzlich alles überschaut und war's ihr gewesen, als hätte sie Gift getrunken. „Immer und immer ist mir zu Sinn gegangen" so setzte sie bei, „dieser Tag hat kein gutes Bedeuten und auf einmal deucht mich, Hartel, wir zwei gehören nit zusammen und es geht uns überall der Tote nach!" So ungestüm weinte sie, daß alle Leute zusammenliefen, um

sie herumstanden und sie trösten wollten. Aber die Isel war in ihrer Aufregung für keinen vernünftigen Gedanken zu haben. Der Hartel schüttelte traurig den Kopf und sagte langsam für sich hin: „Es ist richtig, das Elend hebt schon an."

Der Schwanenwirt hatte zuerst mit gemütlichen Worten beschwichtigen wollen, aber der alte Hirte Gottschalk riet ihm, das bleiben zu lassen. Er kenne dieses Frauenzimmer, so brav und gescheit es sonst sei, wenn sie sich einen Aberglauben einbilde, da sei es gerade so gut, man rede einem alten Butterkübel die zehn Gebote ins Loch hinein. Es sei wirklich ein Malheur, daß es just dieser dumme Wein habe sein müssen. Man hätte die Laken schon lang sollen auslassen in den Straßengraben.

Mit Mühe und Bitten war die Isel endlich zu bewegen, den Heimweg anzutreten. Aber vom Arm des ihr erst angetrauten Mannes riß sie sich los und eilte voraus. Zu ihrem Kinde wolle sie!

Also war es plötzlich totenstill geworden in der Gaststube beim Schwanenwirt und die Weingläser standen halbgefüllt noch da und es war, als stiegen aus demselben in Dunstschlänglein die unseligen Geister hervor. Der Wirt nahm eines der Gläser, füllte es bis auf den Rand und leerte es auf einen Zug. Aber nur die Kellnerin und der Hausknecht sahen es, daß er sich vor diesem Wein nicht fürchtete. Dann nahm er den Hut vom Nagel und ging in die Nacht hinaus. Trotzdem, was geschehen, fühlte er sich ganz munter. Heute freute es ihn, daß er ein Sünder war.

In den Pfarrhof ging er und erzählte den Auftritt. Für den alten Herrn war das ein neuer Schlag. „Wir hätten tun sollen, wie der Gottschalk gesagt hat. In den Straßengraben mit dem Gesüff!"

„Wenn's nit schad' wär', wir könnten es ja noch tun, Herr Pfarrer," sagte der Schwanenwirt und machte ein dreieckiges Gesicht — unten ganz spitzig zusammen — wie immer, wenn er etwas hinter den Ohren hatte.

„Was noch tun? Haben ihn ja ausgesoffen."

„Nicht einen Tropfen, Herr Pfarrer", sagte der Wirt. Dann wurde er ernsthaft, legte die Hände zusammen zu einer doppelten Faust. „Hochwürden! Ich bin jetzt eigentlich in einer abscheulichen Zwickmühl'. Ich kann der abergläubischen Jammergredl da oben helfen, wenn ich will. Wenn ich selber in den Dreck spring. Der Herr Pfarrer muß mir halt helfen, daß ich wieder herauskomm'".

„Was redest da herum, Wirt? Hast mir was zu sagen, so komme, wenn du nüchtern bist".

„Es ist besser gleich. Wenn ich nüchtern bin, hab' ich die Kurasch' nicht dazu. — Keinen Tropfen haben die Hochzeitsgäste bekommen von dem Wein, den mir der Herr Pfarrer für sie geschickt hat. Mir hat's leid getan um den feinen Saft, daß ihn diese Waldbären saufen sollten. Für die ist ein leichter Tischwein auch gut, nur recht viel Zucker dazu für die Weiberleut'!"

Der Pfarrer blickte den Schwanenwirt an und schwieg.

„Und wenn Sie der Kohlenbrennerin jetzt sagen wollten, Herr Pfarrer, der Unglückswein sei es gar nicht gewesen, den hätten Sie gar nicht hergegeben.“

„Das soll ich sagen? Schwanenwirt, was denkst du? Du hast den Wein unterschlagen und ich soll lügen! Wenn es so ist, wie du sagst, so geh nur hinauf in den Kernbaumwald und sag' es selber.“

Der Wirt kratzte sich am Hinterhaupt: „Es ist aber eine zuwidere G'schicht. Mann kann dabei leicht um den ehrlichen Namen kommen.“

„Das ist schon möglich.“

„Sie legen es leicht so aus, als hätt' ich den guten Wein selber behalten und den schlechten dafür geben wollen. Ich hab's nur so gemeint, daß ich Euer Hochwürden beichte und daß es der Herr Pfarrer nachher selber recht machen sollen.“

„Ja ja, mein lieber Schwanenwirt“, antwortete der alte Herr, „und Seine Hochwürden der Herr Pfarrer gibt dir zur Buße auf, daß du jetzt gleich hingehst und den Leuten reinen Wein einschenkst!“

„Muß das sein?“

„Du wirst dich doch nicht erst bedenken? Wenn du zwei arme Seelen erlösen kannst.“

Der Wirt strampfte mit einem Fuß: „Gut und ich geh hinauf!“

Als er fort war, sann der Pfarrer nach und jetzt mußte er erst lachen. Was da für Sachen herauskommen? Es scheint doch, daß im Weine etwas wie Wahrheit liegt. O du niederträchtiger Schwanenwirt! Aber wacker ist es erst noch von dir, daß du lieber

deine Schlechtigkeit eingestehst, als die zwei Leute in ihrem Elend zu lassen. Wenn's auch ein eingebildetes ist. Habe doch auch ich den Wein nicht trinken mögen und meine nicht, daß es Aberglauben gewesen; der Mensch ist halt einmal so. Aber gut trifft sich's diesmal doch, daß der Wirt ein Spitzbub ist. Wenn sie auf meine unbedachte Weise hin meinen Wein getrunken hätten, was sollten wir jetzt anstellen, dieses Weib zu beruhigen? Die Schuld sitzt ja schließlich und endlich auf meinem eigenen Buckel. — Nun hatte der alte Herr es sich so lange zurechtgelegt, bis er neuerdings anhub, schwer an der Sache zu tragen. So viele Güte hatte der Herr von Stadlberger in diese Weinsendung gelegt und so viel Unsegen kommt dabei heraus!

Das war doch einmal ein ordentlicher Bußweg, den der Küster von Stifting als Schwanenwirt heute machte. Zwei Stunden lang stolperte er auf schlechtem Bergweg, bis er endlich in den Kernbaumwald kam zur Köhlerhütte. Aber es war die rechte nicht. Ein altes Weib kreischte zum Guckloch heraus, wenn er dem Hartel seine suche, die sei um zehn Vaterunser weiter hinten im Graben. Ob man heute dort gern jemanden über Nacht behalte, das wisse sie nicht.

Statt der zehn Vaterunser, die der Schwanenwirt als Zeitmaß hätte beten können, dachte er nach, wie er seine Angelegenheit am besten vorbringen werde, daß es den zwei Leuten nütze und ihm nicht schade. Erbaut würden sie anfangs wohl nicht sein von seinem Erscheinen, obschon diese Nacht längst vorweg genom-

men worden war. Schlimmsten Falles wollte er es zum Fenster hineinrufen, dann hätte er das seine getan und wollte heimgehen schlafen. Aus den zwei Fensterchen ging ein trübroter Schein, der wegsüber einige Baumstämme traf. Die Tür war nicht verriegelt, sie ging knarrend auf und der Eintretende stieß seinen Kopf an den Pfosten. Drinnen, in einem eisernen Wandhaken stak der Leuchtspan, aus dessen träger Flamme leichter Qualm aufstieg und die niedere Hüttendecke mit einer dünnen Rauchschichte überzog. Das Weib saß am Herd und stillte ihr Kind, nachdem die Nachbarin, die es tagsüber versorgt haben mochte, fortgeschickt worden war. In einem Bretterverschlag auf breitem Strohsack lag schon der Hartel. Er richtete sich auf, hatte noch das weiße Hochzeitshemd an. Er fragte nicht, was dieser späte Besuch des Schwanenwirtes bedeute. Er glaubte es zu erraten, der Mann würde wohl gar die Zeche beglichen haben wollen. Froh und glücklich sah das junge Ehepaar nicht aus, ja es schien, als ob ihm alles öde geworden wäre. So begann der Wirt sein Gebet: „Da heraufsteigen bei der Nacht, und einer Dummheit wegen, na, ich dank' schön."

Er trocknete sich mit dem Sacktuch die Stirn. „Ich hab's gar nicht gleich so verstanden, Isel, wie ich heut' deinen Jammer hab gehört. Sonst hätt' ich dir's ja gleich können sagen. Ich höre, du glaubst, daß euch heute der Wein vorgesetzt worden wär', der den armen Adam erschlagen hat. Ja, vermeint ist er euch wohl gewesen, wenn unsereins nicht gescheiter tät sein.

Ein fürnehmes Trinken wär's wohl auch gewesen; seit zwanzig Jahren oder länger hat der Schwanenwirt einen solchen Tropfen nit im Haus gehabt. Schade, hab' ich gedacht, daß es das Unglücksfaß ist, aber ich kann nicht helfen und so was setzt man einer Hochzeitsgesellschaft nicht vor. Weil ihr es euch aber doch einbildet, närrischer Weis, so will ich euch, meine lieben Leut', jetzt, wie man sagt, reinen Wein einschenken und ich weiß, daß noch keinem Wirt sein Weinfälschen so gern verziehen worden ist, als mir das meinige. Hört nur zu: Den Wein, der euch vermeint gewesen, habe ich im Keller behalten und dafür einen andern aufgetischt, auch einen guten, wie ihn die Leute daherum halt gewohnt sind und wie er bei mir zu allen Hochzeiten geschenkt wird. — So ist's und nicht anders und jetzt will ich von der dummen Jammerei aber auch nichts mehr hören."

Während dieser gut gesetzten und schneidig betonten Rede hatte die Isel ihren Kopf gehoben und ein frohes Licht war über ihr Gesicht gegangen. Der Hartel aber stützte seinen Oberkörper auf den Ellbogen und sagte unwirsch: „Schwanenwirt, das ist leicht gesagt, das kann man glauben oder nit."

„Morgen werd' ich einen Zeugen haben," gab der Wirt lachend zurück. „Dein brummender Kopf wird dir's schon sagen, daß es kein feines Gewächs war, was du getrunken hast, sondern ein kreuzweis verschwefelter Kunstwein. — Na, ernsterweis, wenn ihr Gewißheit haben wollt, und ich glaub' euch's gern, so kommt morgen zu mir, ich will euch das volle Faß

zeigen, das der Wiener Herr geschickt hat und mit dem das Malheur ist gewesen; der Pfarrer wird auch dabei sein. Und jetzt, Leutln, sagt Vergeltsgott, daß ich die Gutheit gehabt und heut' noch die Botschaft gebracht hab. Daß ihr nachher eine bessere Nacht sollt' haben, hab' ich gedacht."

Eine Weile haben sie sich nun angeschaut, die jungen Eheleute. Keine Verstellung und kein Trotz ist in ihnen gewesen. Offen und freudig haben sie es gesagt, daß ihnen jetzt ein gar schwerer Stein vom Herzen gefallen wäre. — Und so ist ja alles gut abgelaufen. Die Raben sind vom Kirchendach verscheucht worden, der Unglückswein ist im Faß geblieben. Und ein gewöhnlicher Hochzeitswein, wenn er auch Kopfweh macht, kann dem ehelichen Glücke nicht schaden.

Der Schwanenwirt ist gar befriedigt nach Hause gestolpert. Wie jetzt die Sache steht, ist seine Spitzbüberei nur eine weise Wohltat gewesen und den feinen echten Wein kann er prächtig verzapfen für die fremden Honoratioren, die bei ihm manchmal einkehren.

Am nächsten Tage allerdings hat der Pfarrer wieder Geschichten gemacht. Der wollte das ominöse Faß in den Straßengraben rinnen lassen. Da sah es der Schwanenwirt, um seinen Vorteil wäre es geschehen. Aber er wollte auf seiner moralischen Höhe bleiben.

„Herr Pfarrer," sagte er, „Straßengraben ist gut, aber Bouteillen sind besser. Es wäre zu schade.

Ziehen wir den vornehmen Tropfen in Flaschen ab, geben wir ihm die Etikette „Himmelschlüssel“, maßen er ja wirklich einem den Himmel aufgeschlossen hat, und verkaufen die Bouteille um sieben Gulden.“

„Mesner, du bist ein hautschlechter —“

„Tun's mich ausreden lassen, Herr Pfarrer. In einem Jahr ist der Wein weg. Besonders die Sommerfrischler! Das Geld, das wir lösen, geben wir der Nähterin.“

„Mesner, du bist ein hautschlechter Lump. Aber ein guter Kerl. Gib den Wein in Flaschen, taufe ihn „Himmelschlüssel“ — aber ohne Wasser!“

Der Drachenfütterer.

Du wunderst dich, lieber Freund, über die Schüsseln, die auf dem Dache stehen. Auf dem Dache vieler Gehöfte in den Alpen. Du denkst, das wäre zur Katzen- oder Vogelfütterung, schnöde vergessend, daß die Katzen von den Mäusen versorgt werden und die Sänger — ob sie nun mit dem Schnabel oder mit der Feder singen — beim Volke nur höchst selten auf einen gedeckten Tisch Anspruch erheben können.

Die Schüsseln auf dem Dache — nach denen du so lüstern den Hals reckest — bewirten einen anderen Gast. Einen wilden Gast, der das, was er will wohl auch mit Gewalt nimmt, wenn ihm nicht mit freiwilligen Opfergaben geschmeichelt wird. Dieser Gast ist der Sturm. Also füllt die Hausmutter eine flache Schüssel mit Mehl und stellt sie auf das Dach. Wenn dann der Wind kommt, leckt er das Mehl auf und sättigt sich und zieht, ohne stürmisch zu schaden, gelinde weiter. Windfüttern nennt man das, und wenn's wahr ist, was die Leute sagen, so bleibt ein Bauerngehöfte, in dem man fleißig Wind füttert, stets vom Sturme verschont. Vom Mehl bleibt frei-

lich kein Stäubchen in der Schüssel, weil der Wind immer hungrig ist, und wenn die Hausmutter einmal ein Weilchen der Fütterung vergißt, dann pocht er an die Haustür, rüttelt an den Dachbrettern und fordert seine Sache. Und wenn die Hausmutter geizig ist, oder ungläubig, oder aus einem anderen Grunde nichts gibt, dann kommt er eines Tages, auf zerrissenen Wolken reitend, entwurzelt die Schirmtanne, reißt die Dachbretter von den Sparren und richtet Unheil an über alle Maßen.

Auf Runenberg beim Bauer, wo es heißt zum Hach am Berg, wissen sie gar noch etwas anderes. Zuerst hatten sie dort auch den Wind gefüttert, dann fütterten sie den Drachen. Das ist der alte Drache, den alle ganz genau kennen, ohne ihn je gesehen zu haben. In früherer Zeit haben ihn ja viele gesehen, aber sie sind gestorben, und wir müssen es anderen glauben, was sie ausgesagt haben. Der Drache ist zumeist zwar gefesselt mit neun Stricken, die aus den Haaren alter Weiber gedreht sind, kommt aber trotzdem manchmal los, zieht pfauchend durch die Welt und tut viel Schaden. Schaden an Feldfrüchten, beim Vieh und sogar bei den Leuten, so daß sie zanken und greinen und wüst sind, ohne zu wissen warum. Besonders gerne tut er's den Frauen an, so daß sie oft ohne allen Grund keifen, kratzen und allerlei Gift speien. Die Armen sind verhext, vom Drachen gebissen, der, weil unsichtbar, um so gefährlicher wüten kann.

Da war nun der Hach am Berg. Über den waren

ganz sachte ungute Zeiten gekommen; aus allen Ackerfurchen, die er zog, grinste das Mißgeschick, aus allen Stallwinkeln grinste es, in der Stube, unter Tisch und Bett grinste es hervor, in allem hatte er Unglück. Die Kornernte mißriet, die Kälber und Schweine blieben mager, die Schafe wurden gestohlen, den Kohl fraßen die Raupen, die Erdäpfel verfaulten, die Hühner holte der Geier und die Eier der Marder, über die Mägde kam wilde Liebe und die Ehegesponsin tat nichts weiter als zanken und ihm die Schuld geben, daß alles so kam. Das war bitter. Es war ja nicht alles Ungemach auf einmal da, in diesem Falle wäre noch ein Absehen gewesen, daß die Landplagen einander auffressen würden. Nein, sie kamen allmählich, eine nach der andern, dies Jahr der Schafdieb, das andere der Geier, weiterhin die dünnen Schweine und die dicken Dirnen. Nur eines war immerwährend — die zankende Ehegenossin, die ihm an allem die Schuld gab.

Besonders hielt sie ihm immer vor, daß er strohdumm sei, worauf er allemal heftig widersprach. So schrie sie einmal: „Dodel, du mußt immer das letzte Wort haben!“ Um ihr zu widersprechen, widersprach er nicht. Wonach zu ersehen, daß in seinem Stroh doch wohl auch noch ein paar Körnchen waren.

Deß war der gute Hach am Berg bisweilen wohl recht verzagt. Da kam eines Tages der Duck-Thoma zu ihm, ein schlichter Taglöhner, der in der Nähe seine Hütte hatte. So arm dieser Mann war, so reicher Kindersegen in seiner Hütte rumorte und

kreischte, betteln zum wohlhabenden Hach kam er nie. Auch heute nicht. Aber er kam. Er kam, um den mißmutigen Bauer zu trösten und ihm einen guten Rat zu geben, was er tun solle, um das Schicksal zu versöhnen.

„Du, Nachbar Hach", sagte er leise, weil man geheimnisvolle und wichtige Dinge immer nur flüstert. „Ich glaub' alleweil, zu dir kommt der Drach. — Ja ja, Hach, lach', der Drach! Und du fütterst ihn nicht. Das Windfüttern, das hilft nit viel, wie du wohl erfahren hast. Den Drachen mußt du füttern!"

„Den Drachen?"

„Ja wohl, den Drachen, daß er nit alles nach Lust und Gier tut verderben. Ich bin vom Böhmerland hinten her und muß dir sagen, bei mir daheimer hat's lauter reiche Bauern. Da gibt's dir keinen Hagel und keine Seuche und keinen Jammer mit den Weibsbildern. Und weißt du, wie das? Sie füttern den Drachen!"

Jetzt hätte es der Hach schon begreifen können, aber es erging ihm wie dir, mein Freund und Leser, er begriff nicht. Der Duck-Thoma mußte es ihm des Langen und Breiten erklären. Im Böhmerland hinten irgendwo gibt's nämlich lauter fürsorgliche Hausfrauen. Da nimmt so eine jeden Abend eine große Schüssel, tut Fleisch, Kuchen, Kohl, Erdäpfel hinein und alles, was bei Tische übrig geblieben. Ist nichts oder wenig übrig geblieben, so legt sie frisch aus der Vorratskammer hinein. Es kann auch Speck, Schinken, Butter und dergleichen sein. Aber frisch und

nicht stinken, sonst wird das Vieh wild und man hat nichts zu lachen. Diese gefüllte Schüssel trägt sie in die hintere Kammer hinaus, wo niemand schläft, wo aber ein Fenster offen steht oder sonst eine Lücke ist, die von außen nicht leicht gefunden wird. Der Drach findet sie schon. Denn über Nacht kommt der Drach der immer Hunger und auch wegen seiner Brut Sorgen hat und in seiner schlechten Laune allerlei verwüstet. Stößt er nun auf die volle Schüssel, so frißt er sich satt und zieht gutmütig ab, ohne mit seinem Rachen etwas zu verschlingen oder mit seinem Schweife etwas entzwei zu schlagen. Das ist eigentlich doch leicht zu verstehen, nicht wahr? Nun, der Hach hat's endlich auch begriffen, und mein Freund und Leser, hoff' ich, wird nicht einfältiger sein. Es liegt ja auf der Hand.

Nachdem der Hach aufmerksam zugehört hatte, kraute er sich das Haar, aber nicht hinter den Ohren, sondern vorne, gerade über der Stirn. Dann strich er sich die Borsten glatt, so gut es ging und sprach bedächtig: „Du meinst so, Thoma, daß ich auch den Drachen füttern soll?"

„Und alle Tag eine Schüssel voll. Probier's einmal, schaden kann's nit."

„Und wenn mein Weib die Schüssel aufißt, gilt das nit?"

„Boshaftig bist", sagte der Häusler. „Wenn du so boshaftig bist, geht's dir noch nit schlecht genug. Laß ihn halt noch eine Weile fressen, den Drachen, in deiner Wirtschaft."

„Was hast denn? Was meinst denn, Thoma?"

„Weil du so schlechte Witz machen tust. So ein Drach ist kein Spaß, daß du's weißt!"

„Ich probier's, ich füttere ihn. Tu' mir's nur noch einmal sagen."

Der Duck-Thoma sagte es noch einmal.

Und also hat der Hach am Berg angefangen, den Drachen zu füttern. Strenge nach Anweisung des Duck-Thoma. Jeden Abend eine große Tonschüssel mit Mahlzeitresten und frischen Stücken an Fleisch und Speck in die hintere Kammer, auf den Fußboden hin unweit vom Fenster. Ganz schreckig, unter weit gespreiteten Beinen in Hast stellte er die Schüssel hin, dann eilte er davon. Und sieh' das Beest! Es kam wirklich in der Nacht. Am Morgen, als der Bauer gucken ging, stand die Schüssel ganz nahe am Fenster und war leer. Nur die großen roten und blauen Blumen waren nicht aufgefressen, die innen auf die Tonschüssel gemalt standen, sonst alles weg.

Das ging so eine Woche lang fort und um diese Zeit geschah im Hofe mit Ausnahme einer Heufuhre, die unterwegs von der Wiese her umkippte, kein Malheur, so daß der Duck-Thoma, der zeitweilig herbeikam zu fragen, wie es gehe, seine Freude hatte. „Siehst du, Hach, der Drach! jetzt lach'! — Ist ja ohnehin ein gutes Tier. Wenn er nur zu fressen hat, dann tut er nichts." — Der Hach jedoch meinte insgeheim: „Der Teuxel noch einmal! Wenn das so fortgehen soll mit dem Drachenfüttern! Das macht was aus im Jahr. — Das Luder sollt' man doch —

Halt!" er griff mit beiden Händen an den Kopf. Der Gedanke, der ihn wie ein flüchtig Vöglein durchflog, darf nicht entkommen. — Der Drach! Es ist ja kein Gespenst, es ist ein wirkliches Vieh, sonst könnt's nicht fressen. Was fressen kann, das kann auch verrecken.

Das nächstemal tat der Mann ein bißchen Rattengift in das Drachenfutter. Dann sagte er zu seinen Knechten: „Habt ihr schon einmal einen Drachen gesehen, einen lebendigen? Tut's euch nit schrecken, wenn in der Morgenfrüh einmal einer liegt hinter dem Haus oben. Und wenn er noch nit ganz hin ist, so schlagt ihn mit Steinschlägeln tot."

Die Knechte hatten Bedenken. So ein Drach', wie man hört, ist neun Klafter lang und mit seinem Schwanz schlägt er einen Reiter vom Roß.

Alsdann wird das Rattengift nicht flecken, dachte sich der Hach. Wenn doch nur der Duck-Thoma wieder einmal tät herüberkommen. Vielleicht tät' der was wissen, wie man die Bestie ein für allemal los werden könnte. Wie kommt der Mensch dazu, so ein Ungeheuer zu füttern? Oder daß es ihm sonst Schaden tut! — Aber der Thoma war schon einige Tage nicht dagewesen, es hieß, in seiner Hütte wäre eine Krankheit, und die ganze Familie, vom Alten bis zum jüngsten Kinde sei unpaß. — Wie der Bauer Hach das vernahm, hob er seine rechte Hand, streckte den Zeigfinger aus und tat, als wolle er ihn wie einen Nagel wagerecht in die Stirne bohren. Es war ihm schon wieder ein Gedanke gekommen und der mußte festgenagelt werden. Beim Thoma wurde es wieder

besser. Als die Vollmondzeit kam, wagte es der Hach. Aber den Großknecht nahm er mit für alle Fälle. Zur nachtschlafenden Stund gingen sie in die Hinterkammer, wo am Abend vorher wie gewöhnlich das Drachenfutter hinterlegt worden. Es war noch nicht Mitternacht, als draußen etwas ans Fenster kroch. Doch der Drach reckte weder eine lange Zunge herein, noch eine Pfote, sondern einen Stab, der seinen Haken hatte. Mit diesem Haken hakte er an und zog die Schüssel bis ans Fenster, wo sie mit zwei hereinlangenden Menschenhänden ausgeleert wurde. Nun war der Hach am Berg in der Naturgeschichte des Drachen um Einiges weiter. In der nächsten Nacht nahm er zwei Knechte mit und stellte sich mit ihnen außerhalb des Hauses auf, hinter dem Hollerbusch nahe dem Kammerfenster. Um Mitternacht kam jemand mit einem Korb und einem Stab, stellte sich ans Fenster, hakte in die Kammer, zog die Schüssel heran und leerte sie. Nun haben sie ihn angepackt mit sechs Armen, den Duck-Thoma. Der erschrak weiter nicht viel und wehrte sich nicht. Ein überlautes Lachen sprudelte er aus — schier zu grell für die stille Nacht.

„Endlich einmal! Endlich einmal!“ gurgelte er. „Schau, Nachbar, das gefreut mich von dir, hab' schon gefürchtet, du kommst nit drauf. Gelt, daß du jetzt doch auf den Spaß gekommen bist!“

„Nichts Spaß!“ rief der Hach, „ein Haderlump bist, ein schlechter Diebskerl. Einkasteln laß ich dich.“

„Sei nit ungemütlich, Alter,“ beruhigte der

Häusler. „Siehst doch gewiß ein, daß es gescheiter ist, deinen Überfluß essen arme hungerige Leut' auf, als so ein Gespenst, das über und über ein Schandvieh ist, die braven Leut' foppt und gar nit einmal existiert. Diesen Drachen, wenn ich ihn einmal derwisch und hab einen Knüppel bei mir, dem werd' ich's schon zeigen! Den Bauern Angst machen und nit einmal existieren!"

„Tut's ihn nur festhalten", sagte der Bauer zu den Knechten, „er hat das Essen aus der Schüssel gestohlen. Zum Gericht treiben!"

An deiner Stell', Freunderl", versetzte der Thoma gelassen, „möcht' ich mich nit viel prahlen mit dem Drachenfraß. All miteinander haben wir uns den Magen verpantscht mit deinen verluderten Resteln."

„Das glaub' ich", rief der Bauer, „weil ich Rattengift dazugetan hab."

„Rattengift hast dazu —? Du?" Der Thoma lachte hell auf. „Na, siehst du. Nachher kannst mich schon gar nit zum Gericht führen, nachher darfst dich ja selber nit blicken lassen dort. Die Giftmischer, mein Lieber, werden viel länger eingesperrt, als die Restelndiebe."

„Den Drachen hab' ich vergeben (vergiften) wollen", sagte der Bauer kleinlaut und ward unschlüssig, was jetzt zu machen sei.

„Also gehn wir, gehn wir!" drängte der Häusler, „führst mich du? Oder ich dich? Wie du willst."

Der Hach am Berg besann sich. Seine Sache stand eigentlich nicht so gut, als es ausgesehen hatte.

Sollte es ihm schon gelingen, sich von der vertrakten Giftmischerei frei zu machen, so hatte er das Beest am Hals, den Drachen, und war ein Gelächter der Leute sein Lebtag lang. Er wandte sich an die zwei Knechte: „Laßt's ihn laufen. Ich mag mich nit einsperren und nit auslachen lassen. Gehn wir schlafen."

So trottete der Duck-Thoma seiner Hütte zu und am Morgen, als seine Brut die Köpflein aus dem Neste reckte, rief er: „Nichts ist's. Jetzt heißt's wieder Wassersuppe! In der heutigen Nacht hat's einen Reif gehabt, der hat meine ganze Ernte vernichtet."

Der Hach am Berg stellte von diesem Tage an die Drachenfütterung ein und — fütterte wieder den Wind.

Ein Mann von fünf Jahren.

Der Regen hatte aufgehört, ein lebhafter Wind schüttelte von den Bäumen die Tropfen. Ich machte noch am Abend einen Spaziergang aufwärts des Trabachs, wo die zwei- und dreihundertjährigen Bauernhäuser stehen. Sie sind von Holz gebaut und haben noch klingend harte Wände, während unweit davon das hölzerne Häuschen eines Sommerfrischlers, das aus dem vorigen Jahrzehnt stammt, bereits anfängt zu modern. Wohl, diese putzige „Villa“ bemüht sich, schon recht alt zu scheinen und hat ihr Holz gar braun anstreichen lassen. Aber die sonnen- und wetterbraune Farbe der hundertjährigen Bauernhäuser ist es nicht.

Die Bauernhäuser am Trabach haben kleine Fenster, in denen rote Nelken stehen, und sind einen Stock hoch. Das Bretterdach ist noch einmal so hoch und sehr steil, wie ein gotischer Kirchengiebel, es ragt starr über die Wirtschaftsgebäude empor. Bei meinem Spaziergang nun sah ich auf dem First eines solchen Hausdaches etwas Lebendiges. Ein fahlfarbiges Wesen, das sich längs der Dachschneide langsam

fortbewegte. Es war weder eine Katze noch ein anderes Haustier, es war etwas Gespenstisches, wie es sich so zuckend weiter bewegte und dann wieder unbeweglich dahockte. Und näher kommend sah ich, daß ein Menschenkind da oben hinkroch. Ein etwa fünfjähriger, blonder und rotwangiger Knabe, barhaupt und barfuß, nur ein graues Hemd und Höslein am Leibe. In reitender Stellung, mit den Händen vorgreifend, sich festhaltend an den Latten, bewegte er sich voran, dann an den Giebel gekommen, sachte wieder zurück, und ein paarmal rief er aus: „Hi, Schimmel!" Das Haus war sein Reitpferd.

Ich war bei dem Anblick erschrocken, daß mir die Beine zitterten. Wie kommt dieser Knabe auf das schreckliche Dach? Die Leute arbeiteten auf der Wiese und sahen es nicht, in welcher Gefahr das Kind schwebte. Ich wollte noch hinaufrufen: Gib acht! Gib acht! Fürchtete aber gerade mit diesem Rufe ihn zu erschrecken und unsicher zu machen. Er ritt auf dem Dachfirst gelassen hin und zurück und rief mit seinem hellen Stimmlein: „Hi, Schimmel!" — Ich ging ums Haus herum und sah dann auf der Gartenseite eine lange Leiter angelehnt, bis zum unteren Dachrand reichend. Von dort weg lag auf dem Bretterdach eine Feuerleiter, die bis zum First ging, aber sie bildete nicht die Fortsetzung der unteren Leiter, sie lag mehr rechtsab und konnte nur über einige steile Dachbretter hin erreicht werden. Und doch mußte er da hinaufgestiegen sein.

Als der Kleine sich satt geritten hatte auf dem

im Winde klappernden Bretterdach, als er auch an dem Giebelknauf gerüttelt hatte, ob der wohl auch fest stehe, hob er das eine Bein über den First und begann an der Feuerleiter niederzusteigen, den Rücken an das Dach gekehrt. Einen Augenblick rutschte er, denn die Bretter waren glitschig, aber an einer Sprossel klaute er sich fest. Der Kleine machte es so bedächtig, daß mir fast die Zuversicht kam. Niedersteigend fing er an, laut die Sprosseln zu zählen: „Eis — zei — dei — vier — füf — sex — acht — zölf.“ — Na, wenn er die Sprosseln auch so übersprungen hätte, wie die Zahlen, dann wäre es schlimm geworden. Endlich war er am unteren Dachrande. Hier, auf dem Rücken liegend und mit den Händen zu beiden Seiten sich an der Feuerleiter festhaltend, fing er an, mit den Beinen zu strampeln hinaus über den Rand in die freie Luft, vor lauter Lust. Und ich auf dem sicheren Erdboden stöhnte vor Angst. Da hatte er mich plötzlich bemerkt und stutzte. Wurde ganz still und schaute unbeweglich herab. Ich rief ihm zu, er solle nur so sitzen bleiben und versuchte die untere Leiter zu rücken, daß sie sich an die Feuerleiter anschloß. Als der Knabe diese Absicht bemerkte, schob er sich rasch um und kletterte aufwärts, hastig und flink wie eine Katze.

Ich war ratlos und wollte die Leute rufen von der Wiese her. Am Zauntor stand ein mit Grüngras vollgepfropfter Korb, den schleppte ich herbei und entleerte ihn über den Steinen der Dachraufe, wo der Kleine unfehlbar herabfallen mußte. Der Knabe hockte

wieder auf dem Dachfirst und beobachtete mit Mißtrauen mein Beginnen. Dann wendete er das lichte Rundköpflein nach der anderen Dachseite hin, wo keine Leiter war. Es schien fast, als wollte er's dort hinab versuchen.

Von der Wiese her kam der alte Bauer und rief mir zu: „Was macht Ihr denn da? Der Bub fürchtet sich ja!"

„Aber mein Gott, es ist auch die höchste Gefahr. Wie könnt Ihr ihn denn da hinaufsteigen lassen?"

„Auweh!" lachte der Alte. „Vor dem Herabfallen wird er sich fürchten! Das wär' schon gar schön! Wann soll der Mensch denn das Klettern lernen, als in der Zeit, wenn er gelenkig und gering ist?"

„Aber das arme Kind!" sprach ich entrüstet. „Wie kann denn ein Kind die Vorteile und die Gefahren kennen und die richtige Vorsicht anwenden!"

„Den Schlingel solltet Ihr erst einmal auf den Kirschbäumen sehen! Bis ins letzte Zweigel hinaus, daß er dann nur so von einem Ast zum andern hüpft wie ein Vogel. Der fängt Euch von den Rotkiefern Eichkatzen herab. Und so ein Hausdach da, wo nichts brechen kann!"

„Aber Ihr sagtet doch selber, daß er sich fürchtet!"

„Freilich fürchtet! Natürlich fürchtet! Weil ein fremder Mensch da steht bei der Leiter und nicht weggehen will!"

„Vor mir soll er sich fürchten?"

„Vor wem denn? Fremde Leut' kommen nicht viel zu uns, da ist er schreckig."

Der Bauer rüttelte an der Leiter, ob sie fest stehe, dann rief er aufs Dach: „Marl! Ich bin da! Ich bin's! der Ähndl!“ — Der „Fremde“ aber ging hinüber an die Lindenbank, wo er vom Dache aus nicht gesehen werden konnte. Und dort habe ich mich erst einmal besonnen. — So weit ist es mit dir gekommen, du alter Waldbauernbub! Hast du nicht selbst einst an den Giebeln der Hausdächer in die Spatzennester geguckt? Hast du nicht selber von den Wipfeln der Lärchbäume die roten Blütenzäpfchen herabgeholt? Und du wirst jetzt nervös wie eine alte Kindsfrau, wenn ein frischer Knabe auf dem Dach herumsteigt?

So weit haben es die vierzig Stadtjahre gebracht und das Hocken am Schreibtisch! Und die verschiedenen Mütter, die vor Schreck aufkreischen, wenn ein Kind auf den Lehnstuhl klettert oder sich auf einer Zaunlatte schaukelt! „Ich bitte dich, bleib' herunten, du kannst herabfallen! Ich bitte dich, spiele doch ruhig mit den Bausteinen und laß das Umhertollen, du kannst dir Arme und Beine brechen! Ich bitte dich, lege das Messer weg, du kannst dich schneiden! Ich bitte euch, so rauft doch nicht, ihr Rangen, ihr werdet euch noch ein Auge ausschlagen! Ich bitte dich, ziehe doch den Paletot an, wenn du ausgehst, es ist windig! Und schlage ein dickes Tuch um den Hals, damit du keinen Katarrh bekommst! Aber Karl, du hast gewiß nasse Füße, ziehe sofort trockene Socken an! Mein Gott, laufet doch nicht so, Kinder, es wird eine Lungenentzündung geben!“ So geht es den gan-

zen Tag, und nach dem Willen der Mutter müßten die Kinder immer hübsch brav im Winkel hocken oder bei streng gemessener Temperatur von achtzehn Graden im Garten recht ruhig und eingezogen herumgehen. Aber die schlimmen Kinder folgen nicht. Sie folgen einer anderen Mutter, der Mutter Natur. Sie wollen sich rühren, mit allem frisch anbinden, alles versuchen und sich naturgemäß vorbereiten für den großen Kampf, der ihnen ja nicht erspart bleibt. Trotzdem gelingt es dem immerwährenden Bewachen und Einschränken vieler Eltern, ihre Kinder derart zu verweichlichen, daß sie später zu nichts fähig sind. So untergräbt man systematisch seinen eigenen Stamm. Eine Stadtmutter wäre im Angesichte des kletternden Kindes wahrscheinlich in Ohnmacht gefallen; ich hatte nicht weit dazu, und daraus erhellt die Entartung eines von Haus aus leidlich gesunden Naturburschen, wenn er ins Treibhaus der Zivilisation versetzt wird. War denn kein Tröpflein Blut mehr vorhanden von jener Zeit? Hatte er sie denn ganz vergessen, die kleinen, lustigen Wildlinge im Waldlande, die Tag für Tag sich in die Lebensgefahr begaben, so lange, bis sie groß und stark geworden? Im reißenden Bache der Fresen waren sie barfuß hin- und hergegangen, um Forellen zu fangen, und wehrsame Krebse hatten sie in die Zehen gezwickt. Auf glosenden Kohlenmeilern waren sie umhergestiegen, um die sich öffnenden Krater mit Lösche zu verschütten. Stiere hatten sie gereizt und waren ihnen dann auf den Rücken gesprungen. Auf den sich vorwärts bewegenden Baumblöcken der

Brettersäge waren sie geritten, ganz nahe bis zum auf- und niederrasenden Messer hin, das sie im nächsten Augenblicke mitten entzweigeschnitten hätte. Auf dem Mühlfloß über dem kreisenden Rade hatten sie das Eis aufgehackt, in der Zeugschmiede hatten sie unter sprühenden Funken das Eisen gehämmert. Gerungen hatten sie miteinander, daß die Recklein zu Boden purzelten, die Körper an die Steine schlugen und es mehr Beine gab in der Luft, als Köpfe. Bei schwärmenden Bienen huben sie die lebendigen Trauben von den Sträuchern. Es gab Stiche und Schrammen und allerhand Wunden, aber es wurde kein Aufhebens davon gemacht. Frost und Hitze, Hunger und Durst, ohne daß viele Worte darüber verschwendet wurden. Auch nicht, wenn einer zu Ostern beim Pöllerladen Tabak rauchte. Hatten sie ein Halsbrennen oder eine Lungenentzündung, so wußten alte Frauen dafür Schmieren, Pflaster, Pulver und Tränke, die wendete man an und wartete dann, bis die Krankheit vorüber war. Manchmal starb einer, die jedoch davonkamen, waren nachher wie Stahl aus der Esse.

So wird ein starkes Volk erzogen. Auf dem Steinhaufen wird der Mensch kräftig, in der Watte geht er zugrunde.

Dergleichen sann ich unter der Linde, alldieweilen Erinnerung der Mut der Alten und Moralisieren die Tugend der Schwachen ist.

Von der Haldgasse her glockte und trottete die Herde. Kühe, Ochsen, Stiere und Kälber durcheinander. Die Tiere waren übermütig, gaukelten mit-

einander, stießen sich, sprangen eins aufs andere, stemmten sich Kopf an Kopf gegeneinander, jedes bestrebt, sein Horn dem Gegner in den Hals zu rennen. Dabei brüllten sie, schnoben und scharrten mit den Beinen, daß der Sand flog. Mitten unter diesem Gewirre und Gedränge watschelte ein kleines Barfüßlein drein, ein etwa siebenjähriges Dirndel, das mit der Birkengerte den ganzen Trubel vor sich her trieb, oft den Rindern fast unter die Füße kam und doch die Führende blieb.

So ein Ochs nimmt ein siebenjähriges Kind gerade so vollwertig wie einen dreißigjährigen Mann und läßt sich von ihm leiten, und dem Kinde fällt es nicht ein, daß es von der manchmal halbwilden Herde zermalmt werden könnte.

Allmählich machten die Leute auf der Wiese Feierabend und kamen zum Hause herüber. Da sagte die kleine, stets emsige Bäuerin zu ihrem Mann: „Bei der Bachwehr unten die Stang' kunnt'st wohl auch einmal wegtun. Der Maxl hupft drauf schon wieder hin und wieder. Auf ja und na kann er ins Wasser patschen —"

„Nachher ist er naß und kriegt Schläg'," antwortete der Alte, sonst sagte er nichts. Der Maxl war nämlich schon lange nicht mehr auf dem Dach; draußen auf der über dem Bache liegenden Heustange, gerade über dem Wirbeln und Strudeln des großen Wehrtümpels schien es ihm jetzt heimlicher zu sein, als auf dem Hausfirst, wo einer gar nit sicher geht vor fremden Leuten.

„Wie viele habt Ihr?“ fragte ich den Bauer, denn es wurden der Kinder immer mehr sichtbar, größere, als der Maxl war und auch kleinere. Und alle voller Lebendigkeit und Unternehmungslust, wo sie sprangen, hüpften und kletterten.

„Stuck a zehn wurden ihrer im ganzen sein,“ antwortete er.

„Einer ist uns gestorben,“ vervollständigte die Bäuerin.

Bei näherer Nachfrage erfuhr ich, daß ein Junge von einem Holzschlitten erdrückt worden war, den er vom Berge herabzog und an der steilen Lehne schließlich nicht mehr aufhalten konnte. Einer war also doch in der Gefahr umgekommen, während die übrigen in steigender Kraft und froher Kühnheit aufstrebten. — Einer! Von zehn verweichlichten Stadtkindern stirbt wohl ein Drittel vor der Zeit.

Ich bin meines Weges weitergegangen. Und auf der Wiese beim rauschenden Bach, da sprang aus dem Wehrtümpel plötzlich der Knabe, das Wasser über und über von seinen Kleidern schlenkernd, daß es spritzte. So schoß er, dem unheimlichen Fremden in weiter Runde ausweichend, quer hin, aber nicht gegen das Haus, sondern gegen eine Bretterhütte. Dort im Heu mochte er ein behaglicheres Trockenwerden erhoffen, als im Hause, wo ein nasser Bub Schläge kriegt. Das Hüpfen auf der Stange war freilich erlaubt, aber das Inswasserfallen war verboten.

Als ich mir nachher den Tümpel besah, den tiefen, weiten Kessel, in welchen von der Wehre ein kleiner

Niagarafall niederbrauste und in weißen Gischten rundum wirbelte und kochte, da ward mir die Sache deutlicher. Ein anderer wäre einstweilen drinnen geblieben. Mein Maxl aber! — Er mußte Übung haben im Hineinfallen und Heraussteigen, der junge Mann von fünf Jahren!

Ich glaube, den könnte man auf die Spitze des Stephansturms schicken, zu sehen, ob die Türken schon kommen, oder in eine Taucherglocke tun; er fürchtet sich weder vor Adlern, noch vor Seeungeheuern — er fürchtet sich bloß vor Fremden.

Der Großvater.

Da war gestern in dem Hause meines Schwagers Christian eine kleine Familiengeschichte, die mich herzlich ergötzt hat. Weil jetzt gerade die Regentage sind, so schreibe ich den Spaß auf, daß die Meinige was zu lachen hat über ihren Bruder.

Der Schwager Christian ist schon Großvater und hat — was Redfixigkeit anbelangt — viel von der Meinigen. Und auf solcher Grundlage hat sich's begeben. Ich sehe und höre sie ordentlich noch vor mir, den Alten und den Jungen, denn ich habe sie von meiner Stube aus so halb und halb belauscht.

„Ja, Micherle, ja freilich!“ sagt der Großvater und schaukelt das Wickelknäblein auf seinen Armen und lugt es nicht viel weniger verliebt an, als er vor dreißig Jahren dieselbige angeblinzelt, die hernach Micherles Großmutter worden ist. „Ja, Micherle, heut' hat sie uns Zwei allein gelassen, die Großmutter, die schlimme! Und die Mutter hat uns auch allein gelassen, die Mutter, die schlimme! Und der Vater auch, und all' haben sie uns allein gelassen, die Leut', die schlimmen, und sind auf die Hochzeit

gefahren. Weil dein Oheimlein ein Weibel nimmt, mein du! Das ist einer, das! Die Sauberste packt er her, die allersauberste! Nachher brauchen sie den Alten zum Kinderlocken, just wie ihn deine Mutter dazu braucht, just so. Deine Base ist noch nicht achtzehn Jahr alt, hat auch schon einen Bräutger. Das wird noch eine Brut werden um mich, Jesus, Maria und Josef!"

Dabei schmunzelt er. Brummen muß man, wenn sie anfangen, Nester zu bauen, versteht sich, aber insgeheim schwimmt das alte Herz in einer goldenen Flut von Glückseligkeit. Einst in jungen Jahren, da er selber geliebt hat, da gab's Freuden und Kummer und Zorn und Ängsten. Jetzt ist's besser, von seinen „mordssauberen" Schwiegertöchtern nimmt er nur die Freuden, die so fein sind und mild, daß sie das Fleisch gar nicht mehr angreifen, außer wenn das kleine Micherle ihn in die Nase beißt.

Ja, das Micherle! Jetzt muß es aber Milchbrei schmausen, „sonst zankt die Mutter, wenn sie heimkommt", sagt der Alte, „die Weiberleut' zanken so viel gern. Guck einmal, Büberl, das ist ein Guterl! Methsüß! schau', ich kost' selber. Da wirst aber groß davon! Dein Oheimel, weißt, hat auch so viel Milchbrei gegessen, und ist so lange groß geworden, bis ihm der Schnurrbart ist herausgewachsen, nachher hat ihn der Kaiser haben müssen. Ist ein Jammern gewest bei den halbgewachsenen Dirndeln, wie er fort ist zu den Soldaten. Vaterland schützt Gott der Herr, aber die jungen Männer müssen ihm helfen dabei.

Tapfer ist er gewest, heim ist er gekommen und hat gesagt: Mit Männern hätt' er sich genug gemessen, nu wollt' er's einmal mit den Weibern probieren! — Und das alles hat der Milchbrei gemacht. Deswegen, Micherle, laß dir davon einschaufeln ins Magensackerl, ich rat' dir's! — Über die Männer Herr werden, mein Sohn, das ist keine Kunst, hab' ich ihm gesagt, ob du aber auch für die Weiber genug Milchbrei hast! — Du wirst es auch noch brauchen, Micherle. Stehst erst auf den Füßen, wird die Herrlichkeit bald anfangen und dich necken. Der rauhe Fußboden wird dich stolpern machen. Der glatte wird dir die Beine ausschlagen. Das Spiel wird dir die Schule verleiden und der Schullehrer wird dir das Spiel verderben. Just um die Zeit, wo dir dein junges Blut den größten Spaß wird machen, ruft dich vielleicht das Vaterland zum Streit aufs weite Feld! Iß Milchbrei, mein Bübel, die Deutschen haben viele Feinde! Ich bin ein alter Mann, aber so viel werd' ich noch können, daß ich rate und bete; den Rat und den Segen der Alten habt ihr so nötig, wie wir die Kraft der Jungen. — Hast fürs Vaterland dein Tagewerk getan, dann magst auf dich selber denken, bau' dir ein Nest; wirst schon eine finden, die hineinhockt und dir taugt. Aber iß brav Milchbrei, Bübel! — Nachher kommt Arbeit, Sorge, Lust und Herzleid, es kommt Sonnenschein, es kommt Hagelschlag, es kommt der Storch, es kommt der Geier, es kommt der Hochzeitbitter, es kommt der Totengräber — alles durcheinander. Iß Milchbrei, mein Kind. Es werden Tage sein, da du zu wenig

Liebe, und andere, da du zu wenig Haß haben wirst. Es werden Dinge kommen, in denen deine Geduld nicht langmütig, und Dinge, in denen dein Zorn nicht groß, und Dinge, in denen deine Demut nicht fromm genug sein wird. Iß Milchbrei, mein Kind. Die Lüge wird mit Gold belegt werden, die Wahrheit mit Eisen. Iß Milchbrei, Kind, und werde stark. Schau', ich werde schon in der Erde rasten. Du wirst dein Kreuz allein müssen tragen. Es wird zeitweilig schwer sein wie ein Berg, aber es wird wieder leicht werden und sanft wie ein kleines Kind — wie ein liebes Enkelkindlein, das du auf den Armen schaukelst, wie ich heute das meinige. — Wenn ich dir einen Stab könnte stecken für jene künftigen Zeiten und daß dein alter Großvater dir so weit vorausgedacht hat, und daß du dich daran könntest stützen. — Schau', mein Großvater ist im siebenjährigen Krieg geboren. Der hat gedacht: Alles, was ich an Geld und Gut meinen Nachkommen erwerbe, kann zerstört werden auf dieser tollen Welt. Ich hinterlasse ihnen einen Spruch, der kann ihnen nicht niederbrennen und nicht gestohlen werden, braucht keine Wartung und bleibt doch lebendig. Der Spruch heißt: ‚Im Worte wahr, im Werke recht — sei niemands Herr und niemands Knecht'. Dieses Erbe wird stehen. — Das ist der Stab, den er mir gesteckt hat, ich stecke ihn dir wieder. Er ist deine Herrenburg und dein Adelsbrief, er ist der Markpfahl, wo der rechte Weg geht, er ist — So, da liegt der Quatsch!"

Ja, da liegt er, gutes Großväterlein kindsseits und Schwägerlein meinerseits. Dieweilen du so brav dahingaloppiert bist in deiner Philosophie und just den Stab hast stecken wollen mitten hinein ins zwanzigste Jahrhundert, wo die Urenkel vorbeigehen und sagen würden: Hut ab, das ist vom Ahn! Dieweilen macht auf deinem ungelenken Arm das vorwitzige Micherle einen Ruck, und das Töpflein mit dem Milchbrei liegt in Scherben.

Da haben wir's! Und so lang und breit und tief sie ist, die Philosophie des Großvaters — sie reicht von Geschlecht zu Geschlecht — aber für diesen unvorhergesehenen Fall ist sie zu kurz.

Nun — wenn schon — denn schon. Er tut, was sich tun läßt. Er bettet das Micherle in seinen Wickel. Ja, freilich, das lärmt und ist doch an allem selber schuld. Ein Weltbürger wie jeder andere! — Die Scherben sachte aus dem Brei heben, den Brei mit einem Lappen vom Fußboden hübsch sorgfältig aufwischen. Bei meiner Treu! 's ist schad' um den Brei! Und das Zanken, wenn die Weiber kommen!

Die kommen denn auch. Vom Hochzeitstanz und Hochzeitswein noch frisch gerötet, kommen sie heim aus Obersam. Der ganze Aufruhr des Festes wütet noch in ihren Adern.

„Nau, was hat es gemacht, das Micherle? Ist's brav gewest?"

„Brav ist's gewest."

„Hat's geschlafen?"

„Geschlafen hat's."

„Hat's 'gessen?"

„'gessen hat's."

„Den ganzen Brei?"

„Den ganzen Brei." –

So lauteten die Antworten des Mannes mit dem Wahlspruch: „Im Worte wahr, im Werke recht — sei niemands Herr und niemands Knecht."

Ich bin fest überzeugt, daß der Schwager Christian sein Lebtag strenge danach gehandelt haben wird; allein den Weibern gegenüber — da hatte er doch wohl auch selbst zu wenig Milchbrei gegessen.

Schriften von Peter Rosegger:

Die Älpler. In ihren Wald- und Dorftypen geschildert. 11. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhabbd. M. 4.50.

Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimat. 14. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 5.50.

Als ich noch der Waldbauernbub war. Teil 1, 2, 3. Kart. und geb. à Bd. M. —.70 und M. —.90.

Am Wanderstabe. 8. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Am Tage des Gerichts. Volksschausp. Br. M. 3.—, Lein. M. 4.—.

Bergpredigten. 7. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhabbd. M. 4.50.

Das Buch der Novellen. Band 1, 2, 3. 18., 17. u. 13. Aufl. à **Bd.** brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Dorfsünden. Novellen. 13. Aufl. Br. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes. Kulturroman. 22. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 5.50.

Feierabende. Lustige und finstere Geschichten. 11. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Meine Ferien. 8. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Gedichte. Mit Illustr. und Goldschnitt geb. M. 3.60.

Das Geschichtenbuch des Wanderers. Neue Erzählungen. 2 Bde. 8. Aufl. à **Bd.** brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Der Gottsucher. Ein Roman. 21. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Heidepeters Gabriel. Eine Geschichte. 20. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Hoch vom Dachstein. Geschichten u. Schildereien aus Steiermark. 8. Aufl. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.20, Liebhbd. M. 6.—.

Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen. 11. Aufl. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.20, Liebhbd. M. 6.—.

Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte. 14. Aufl. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.20, Liebhbd. M. 6.—.

Idyllen aus einer untergehenden Welt. 12. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 5.50.

I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders. 17. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 5.50.

Gute Kameraden. Persönl. Erinnerungen an berühmte u. beliebte Zeitgenossen. M. vielen Porträts. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Allerhand Leute. 8. Aufl. Br. M. 4.—, Lein. M. 5.20, Liebhbd. M. 6.—.

Das ewige Licht. Erzählung. a. d. Schriften eines Waldpfarrers. 38. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 5.50.

Martin der Mann. Eine Erzählung. 7. Aufl. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.20, Liebhbd. M. 6.—.

Allerlei Menschliches. 5. Aufl. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 6.—.

Persönliche Erinnerungen an Hamerling. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.60.

Mein Himmelreich. Bekenntnisse, Geständnisse u. Erfahrungen aus dem religiösen Leben. 23. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 5.50.

Peter Mayr der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. 12. Aufl. Brosch. M. 4 —, Lein. M. 5.20, Liebhbd. M. 6.—.

Der Schelm aus den Alpen. Allerh. Geschichten u. Gestalten, Schwänke und Schnurren. 2 Bände. 8. Aufl. à Bd. brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.20, Liebhbd. M. 6.—.

Die Schriften des Waldschulmeisters. 65. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. 12. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Sonnenschein. 19. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 5.50.

Sonntagsruhe. Ein Unterhaltungs- u. Erbauungsbuch. 9. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Spaziergänge in der Heimat. 3. Aufl. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.20, Liebhbd. M. 6.—.

Das Sünderglöckel. 15. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 5.50.

Das Volksleben in Steiermark. 10. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

Neue Waldgeschichten. 12. Aufl. Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

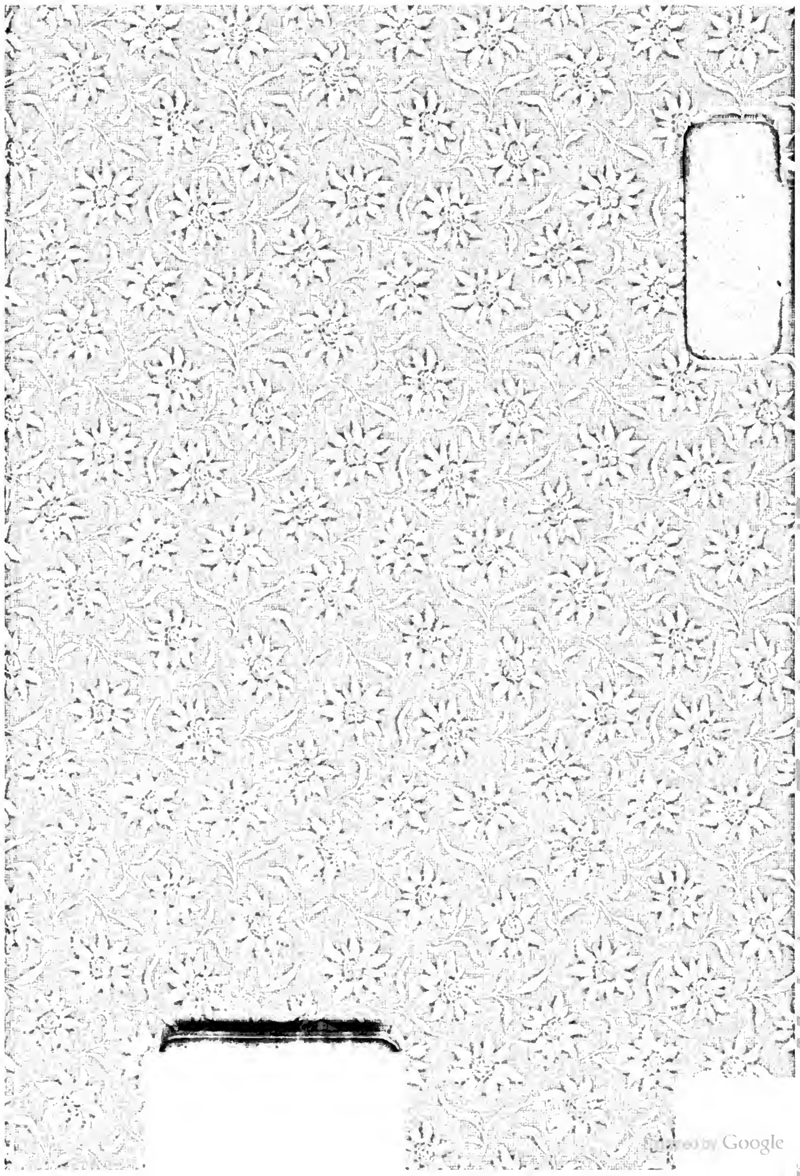
Waldheimat. Erinnerungen a. d. Jugendzeit. 2 Bde. 23. Aufl. à Bd. brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhbd. M. 4.50.

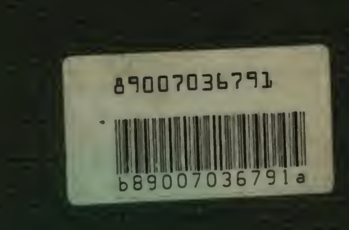
Der Waldvogel. Neue Geschichten aus Berg und Tal. 11. Taus. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 5.50.

Waldjugend. Geschichten f. junge Leute v. 15—70 Jahren. 11. Taus. Mit Textillustr. u. Vollbild. von A. Mailick. Eleg. gebd. M. 6.—.

Weltgift. Roman. 14. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 5.50.

Mein Weltleben oder Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging. 18. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhbd. M. 5.50.




89007036791
b89007036791a

